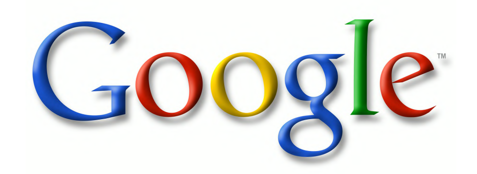
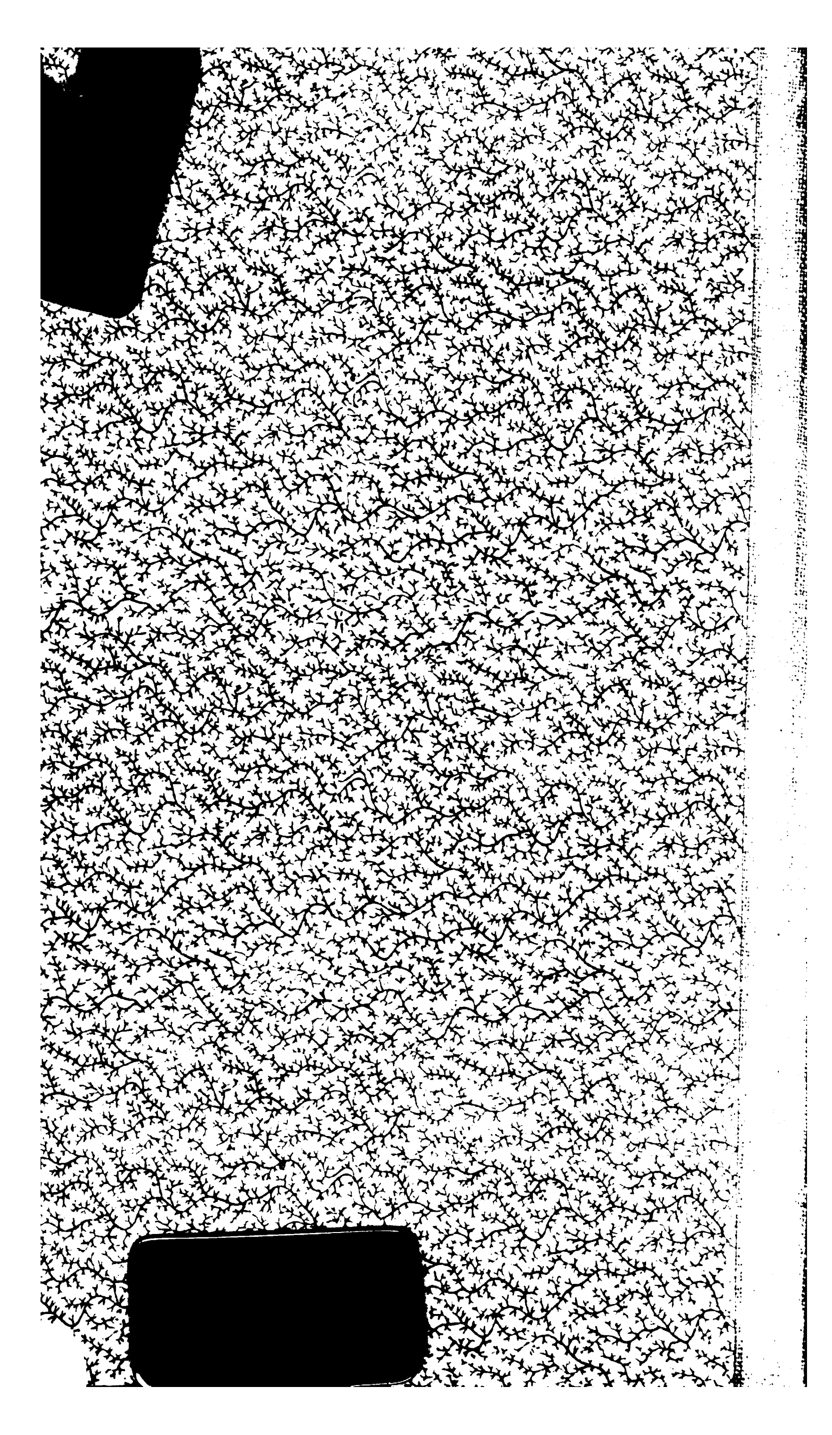
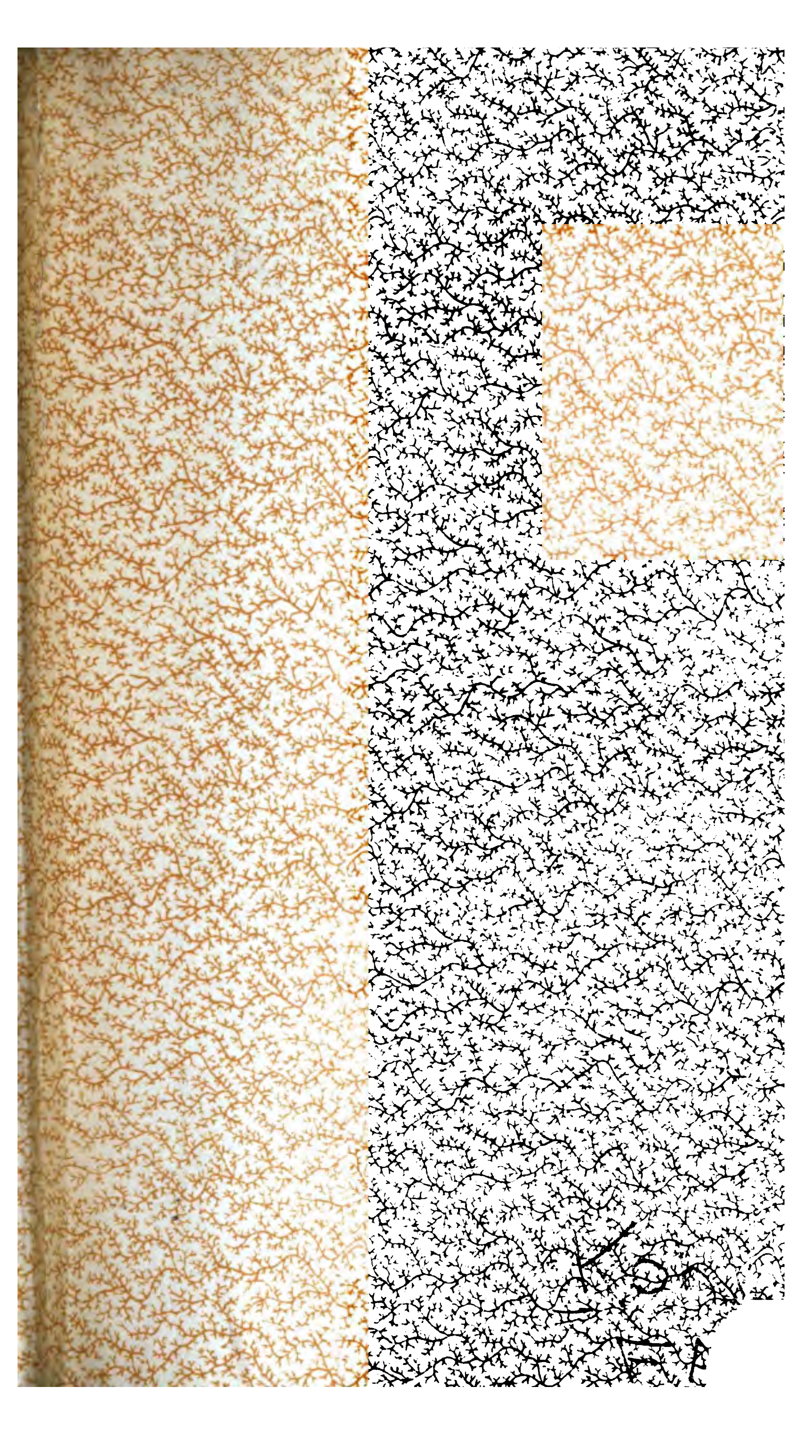
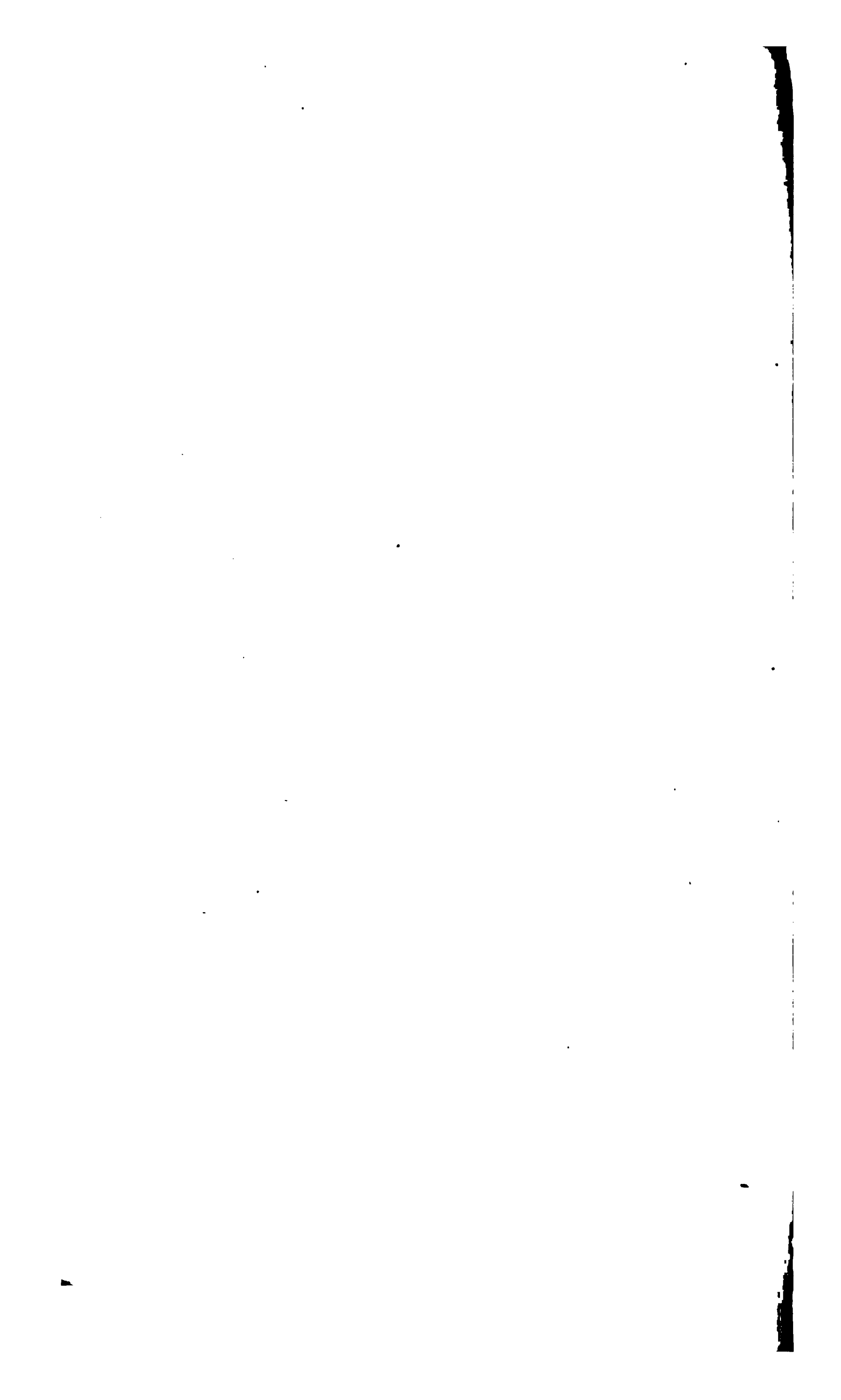
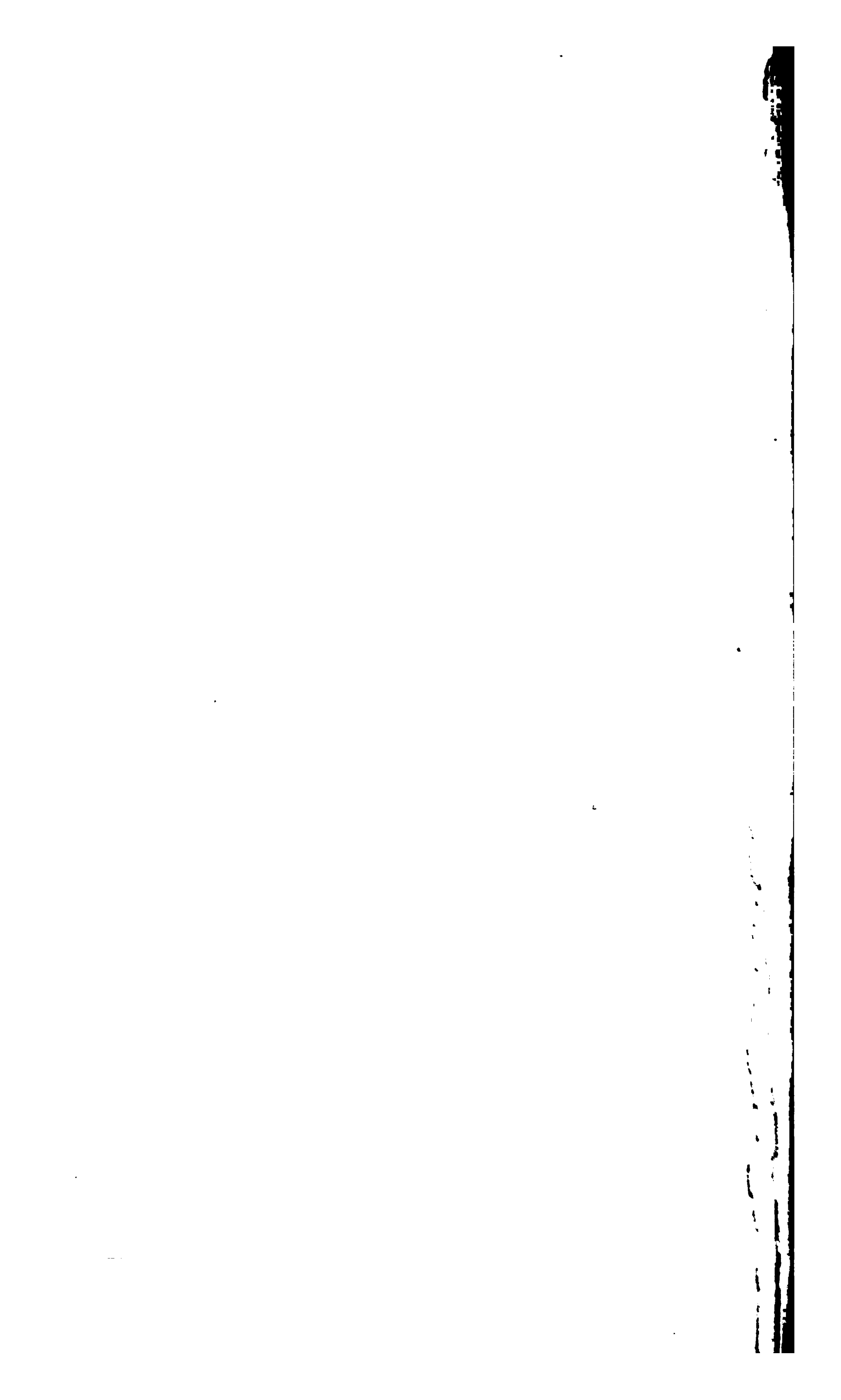










Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten,

von

J. G. Kohl.

„Gesegnet werde, wer da lobt,
„Gesegnet werde, wer da zischt.“

Zweiter Theil.

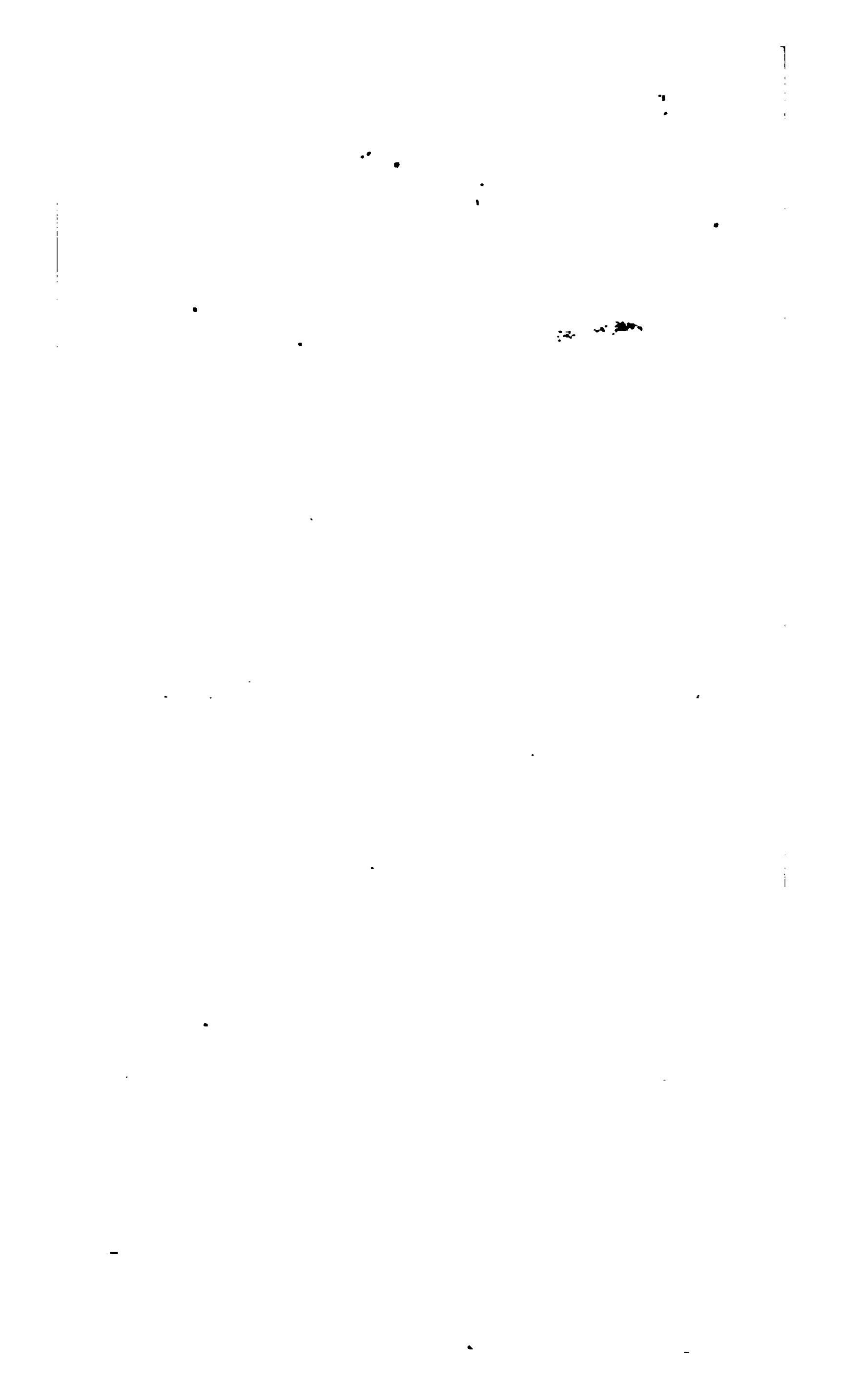
Reise von Linz nach Wien.

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.



F. W. Kohl del. G. Zumpe sc.



Reise

von

Linz nach Wien,

von

J. G. Kohl.

„Aus den Wassern schallt es Antwort,
In den Winden klingt es wieder.“

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.



Inhaltsverzeichniß.

Linz.

Die Teppichfabrik.

Wenn im Mittelalter Jemand auftrat, so wußte Jedermann gleich an Farbe und Schnitt der Kleidung, weß Geistes Kind oder doch weß Standes Genoß er wäre. Wenn aber in unserer Zeit, die auf der Oberfläche, d. h. so weit die Kleidung geht, Alles mehr oder weniger egalisirt hat, obgleich der wahre Unterschied der Personen nach Stand und Würden und Reichthum eigentlich noch in eben der Schärfe fortbesteht, wie sonst, ein Reisender, in einen einfachen braunen Oberrock gehüllt, in die Linzer Teppichfabrik eintritt, was kann ein solcher nicht Alles sein und vorstellen, besonders wenn sein deutscher Dialekt dem Oesterreicher etwas fremdartig klingt. Er kann ein Doctor, ein Professor, ein Geheimrath und angesehener Militair in Civilkleidung, eine Excellenz sein, — vielleicht auch nur, was aber doch auch sehr angenehm wäre, der Reisende für ein großes Kaufmannshaus, der bedeutende Einkäufe machen will, oder ein vornehmer Baron aus dem hohen Norden, der von weiten Fahrten zurückkehrt, oder doch wohl ein reicher

Engländer, der gut, — aber ausgezeichnet gut deutsch gelernt hat, — es kann ja auch der vertriebene Herzog von Braunschweig in jenem Ueberrocke stecken, der sein Geld für Nichts und wieder Nichts verschwendet, — ja selbst es kann ein gekröntes Haupt sein, das seine Krone freiwillig für eine Zeit lang niederlegte und wie Harun Alreschid incognito herumgeht. — „Gewiß,“ dachte ich mir, als ich in die bezeichnete Teppichfabrik im braunen Reiserocke eintrat und eine Menge höchst dienstfertiger Leute, die mich sehr freundlich und erwartungsvoll ansahen, mir ihre Teppiche producirten, „gewiß erwägen jetzt diese Menschen dergleichen Dinge bei sich.“ — Ich hielt es für meine Pflicht, sie sofort aus der Verlegenheit zu reißen und ihnen zu sagen, daß ich, von Hause abreisend, weder ein Königreich, noch ein Nabobthum, noch ein Besitzthum von 10,000 Seelen, noch ein Capital von 250,000 Franken Renten, noch sonst etwas der Art zurückgelassen hätte, und daß ich so, wie ich mich ihnen darstellte, weiter nichts wäre als ein simpler neugieriger oder, wenn sie mir dieß zu sagen erlauben wollten, wißbegieriger Reisender, der gar nichts einzukaufen beabsichtige, als was man mit den Augen und Ohren beistecke und mit einem freundlichen Danke bezahle, worauf denn zu meiner Verwunderung diese Leute es ihrerseits für ihre Pflicht hielten, von ihrer gastfreundlichen österreichischen Dienstfertigkeit auch nicht um ein Haar breit abzulassen, vielmehr mir um so mehr ihren Einfluß bei Beschauung ihrer Werke und Producte anzubieten. Auf letzteres war ich um so begieriger, da ich wußte, welche merkwürdige Rolle diese Linzer Fabrik in der Geschichte der ganzen österreichischen

Manufaction und Fabrication gespielt, und welche interessante Bedeutsamkeit sie neuerdings wieder erlangt hat.

Bis zum Jahre 1783 oder 1784 nämlich war die Linzer Wollenmanufactur fast die einzige dieser Art in den österreichischen Staaten. Sie wurde, ich glaube, noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, oder wenigstens ganz im Anfange des achtzehnten von einem Linzer Bürger begründet und ist somit auch die älteste noch thätige Fabrik in ganz Oesterreich. Dieser Bürger übergab sie später der sogenannten orientalischen Compagnie, welche ein Privilegium auf die Verfertigung von Wollenstoffen aller Art erhielt. Die schlechte Oekonomie, welche in den Angelegenheiten dieser Compagnie waltete, und die prächtigen und unnöthig großen Gebäude, die sie verschwenderisch aufführte, bedrohten ihre Unternehmung mit dem Untergange, und um die Sache nicht zum Schaden vieler Betheiligten in Stockung gerathen zu lassen, übernahm sie die Regierung auf ihre Rechnung, indem sie das den Unterthanen früher ertheilte Privilegium sich selber zuschrieb. In die Perioden von 1740 bis zur völligen Aufhebung dieses Privilegiums fällt der größte Glanz des Etablissements, und es beschäftigte zu Zeiten über 20,000 Arbeiter, selbst Spinner und Weber in Böhmen und allein in Linz nicht weniger als 2000 Menschen. Der große Geist, von dem fast alles neuere Leben im österreichischen Staatskörper ausging, Joseph, hob auch das Privilegium, von dem diese 20,000 Menschen auf Kosten einiger anderer Millionen profitirten, auf, und seitdem zerstreuten sich jene Arbeiter in alle Theile der Monarchie, stifteten Fabriken

in Brünn, Wien und anderen Städten und begründeten die jetzt so bedeutende Wollenmanufactur von Niederösterreich und Mähren.

Seitdem hat die Fabrik von Linz immer mehr in ihrer Wirksamkeit abgenommen, und ihre großen casernenartigen Gebäude stehen zum Theil leer und scheinen eine andere Bestimmung zu erwarten. Nur in ganz neuerer Zeit haben zwei Zweige der Wollenmanufactur hier wieder neue Wurzeln und Blüthen getrieben, die Verfertigung bunter Teppiche und die Druckerei wollener Tischdecken. Man hat so vielen Geschmack in diesen Artikeln entwickelt und weiß die Farben so lebhaft und dauerhaft auf die Wolle aufzutragen, daß diese Linzer Producte jetzt ein ziemlich weit verbreitetes Renommé in den Kaufläden und Salons erlangt haben. Man findet von dieser Fabrik begründete Niederlagen in Leipzig, Prag, Mailand, Wien, Pest 2c., und sogar nach England und Frankreich hat man bereits Versendungen gemacht, und was ihnen bald noch weitere Verbreitung verschaffen könnte, ist ihre außerordentliche Billigkeit. Denn man kauft hier für fünf bis sechs Gulden so viele höchst prachtvolle und künstliche Blumenbouquets, als man von keinem Gärtner für das Doppelte an natürlichen und leicht verwelklichen aus dem Garten erhält.

Die Wollendruckereien sind überhaupt noch selten in der Welt, und es ist daher um so erfreulicher, daß man es hier bereits zu einer solchen Vollkommenheit in dieser schwierigen Manipulation brachte. Es scheint mir indeß, als wenn man doch nicht ganz ohne die Einflüsse Frank-

reichs so weit gekommen sei. Wenigstens sind die Dessinateurs der Fabrik zum Theil Franzosen, und man erwartet noch jetzt zu den neuesten Zeichnungen die Ideen aus Paris, welche Stadt in Erfindung wohlgefälliger Farbenverschlingungen und im Arrangiren geschmackvoller Kränze und Blumensträuße unübertrefflich ist. Auch war der Mann, welcher den ganzen Teppichdruck leitete, französischer Abstammung.

Dieser Mann hieß Dufresne. Er übernahm die Mühe, mich in seiner Deckendruckerei herumzuführen, und wurde mir, der ich solche Anstalten noch weit mehr der Menschen als der gedruckten Kränze wegen besuche, in kurzer Zeit sehr achtbar und werth. Er hinkte und erzählte mir bei Gelegenheit seines krummen Beines seine Lebensgeschichte. Sein Vater, ein französischer Emigré, habe sich nach Wien geflüchtet und hier des täglichen Brodes halber sich bemüht, eine kleine Kattundruckerei zu begründen. Ein österreichischer Graf X., ein großer Freund der Franzosen, verlieh ihm ein kleines Capital und einen Winkel seines Hauses und sprach zu ihm: „Da nehmt, arbeitet und experimentirt.“ Die Sache ging sehr gut, der Vater hoffte auf Wiederherstellung seines irdischen Glücks, und er, der Sohn, den die Mutter, aus Frankreich flüchtend, noch ungeboren mit sich getragen, und der indeß das Licht der Welt erblickt hatte, wurde zum Militairdienste bestimmt. Allein der Himmel verfügte anders über ihn. Eines Tages stürzte er mit dem Pferde, brach das Bein und bequemte sich in der Folge zu des Vaters Druckergeschäft. Dieser starb auch bald darauf, hinterließ seiner

Familie weniger, als sie gehofft hatte, und der Sohn mußte nun für die Mutter das kleine Geschäft übernehmen. Er sann auf neue Verbesserungen und Erfindungen, und als er eines Tages englische Wollendrücke zu Gesichte bekam, versuchte er, sie nachzuahmen, und ruhte nicht eher, als bis er nicht nur damit zu Stande gekommen, sondern auch die englische Manipulation vereinfacht und das Product übertroffen hatte. So bei Farben und Unglück aufgewachsen und mit etwas regem Geiste versehen, sei er nun Das geworden, als was ich ihn vor mir sähe, „kaiserlich königlicher Wollendeckendruckerei-Inspector," zu welchem Amte mit gutem Gehalte man ihn später berufen habe.

Die Arbeitslocale, die ich darauf mit Herrn Dufresne besah, waren alle sehr zweckmäßig eingerichtet, hell, reinlich und in guter Ordnung. In dem großen Saale, wo die Farbensetzer beschäftigt waren, las ich auf einer hochgestellten Tafel die mit Kreide geschriebenen Worte: „Mit Gott!" — „Sie wundern sich wohl?" sagte Herr Dufresne. „Ja sehen Sie, dieß ist die Hauptsache. Unser Geschäft ist ein sehr schwieriges und mühsames und erfordert nicht nur kluge, überlegsame, sondern auch sehr ämsige, fleißige und gewissenhafte Arbeiter. Wenn ich einem Farbensetzer ein Muster übergebe, so gebe ich ihm zugleich eine kleine Anleitung dabei, wie er die Sache ungefähr zu machen habe. Dieß muß er aufmerksam und willig anhören und annehmen, dann aber auch selbst sinnig überlegen, mit welcher Farbe er am beßten beginnen, mit welcher fortfahren und enden könne, und eifrig, wie ein Maler, dabei sein; denn ich kann ihnen nicht in jedem kleinen

Detail der Arbeit zur Seite bleiben und muß mich vielfach auf die Gewissenhaftigkeit der Arbeiter verlassen, die mit einem einzigen falschen, unüberlegten Drucke sehr viel verderben können. Sie ihrerseits müssen volles Vertrauen zu mir haben und in kritischen Fällen sich an mich wenden. Sehen Sie, und dieß Alles läßt sich am beßten erlangen und erhalten, wenn man auf jene zwei Worte, die ich dort angeschrieben habe, fein Acht hat. Man sagt, daß die innere Seele aller Kunst Gottesfurcht und Religion sei. Aber ist es denn nicht mit der Arbeit ebenso, — gewiß ist es so, wenigstens mit unserer Arbeit, die auch eine Art Kunst ist. Ich nehme keinen Arbeiter an, von dessen gutem Charakter ich nicht überzeugt bin. Denn ich gebe darum noch weit mehr als um alle Geschicklichkeit. Und wenn ich dann einen angenommen habe, so beobachte ich ihn erst, um mich zu überzeugen, ob er auch mit Gottesfurcht nicht sowohl betet, sondern ob er mit Gottesfurcht vor allen Dingen auch arbeitet. Viele habe ich schon blos ihres gewissenlosen Charakters wegen verabschiedet. Und ich glaube, daß sich bei dieser meiner Politik die Kasse der kaiserlich königlichen Fabrik gut befindet und mich deßwegen beloben wird. Des Morgens fangen wir Alle mit einem kurzen Gebete an, und jene zwei Worte kommen hier nie weg. Auch habe ich noch die Absicht, aus Schiller's Glocke die schönen Worte: „„Wenn gute Reden sie begleiten, so fließt die Arbeit munter fort ꝛc.,““ vor unsere Thür auf eine Tafel setzen zu lassen, und ich denke, daß das Geld, das wir für diese Tafel ausgeben, sich gut rentiren soll! — So sehen Sie, mein Herr, nun kennen

Sie mich ganz," sagte er dann, indem er mir, zutraulich lächelnd, mit der Hand auf die Schulter klopfte und mich, als ich ihm applaudirte, bat, ich möchte ihm meinen Namen zum Andenken in sein Taschenbuch schreiben.

Die Manipulation des Wollendrucks selbst ist eine der zierlichsten, die man sehen kann, und es schien mir, als müßte mehr Freude dabei sein, mit diesen Leuten in einer von so gutem Geiste beseelten Fabrik zusammen an diesen Decken zu arbeiten, als nachher die zierlichen Producte selber in einer vornehmen Gesellschaft zu vernützen. Die Arbeiter haben jeder einen großen weißen wollenen Teppich vor sich ausgespannt, daneben ihr Muster, die colorirte Zeichnung. Sie setzen mit hölzernen Typen die verschiedenen Töne einzeln auf und haben das Vergnügen, bald einen Erfolg ihrer Mühe in einem ziemlich rasch sich entwickelnden Gebilde zu erblicken. Man hat jetzt bereits 240 verschiedene Deckenmuster in diese Fabrik eingeführt. Diese Zahl könnte auf den ersten Anblick gering erscheinen Allein die Schwierigkeiten der Einführung eines neuen Dessins sind sehr groß. Denn für jedes muß man einen besonderen Plan erfinnen und für jedes natürlich ganz neue Holzschnitte verfertigen. Einige Farben setzt man schroff neben einander, andere aber läßt man sich theilweise decken und allmählig in einander übergehen. Man bringt auf diese Weise daher mit 10 Farben im Farbentopfe oft 20 bis 30 auf der Wolle hervor. Besonders schwierig ist es aber, sogleich zu beurtheilen, wo ein solches Decken, wo ein Einzelstehen der Farben zweckmäßig ist, um darnach dann die Holztypen anfertigen zu lassen.

Den wahren Esprit, Leben, Halt zugleich und Weichheit giebt aber den Farben erst der heiße Dampf, dem die Deckengemälde eine Zeit lang ausgesetzt werden müssen, und in welchem erst die Blumen und Kränze zur täuschendsten Lebensfrische erblühen.

Nahe bei der Teppichfabrik in Linz, ebenfalls wie sie an der Uferstraße der Donau, liegt

das Irrenhaus

dieser Stadt, die, obgleich sie nur 25,000 Einwohner hat, doch schon seit ziemlich langer Zeit mit einer wohlthätigen Anstalt dieser Art versehen ist. Ich trat mit dem gefälligen Verwalter dieses Hauses zunächst in das Comptoir, das ebenso eingerichtet war wie das Geschäftslocal jedes anderen Etablissements, nur mit dem Unterschiede, daß da, wo man sonst wohl die Worte „Wein-, oder Kaffee-, oder Taback-Conto" findet, hier auf jeder Tabelle, auf jedem Foliobande mit großen Buchstaben gedruckt zu lesen stand: „Conto der irren Knaben" — „der wahnsinnigen Mädchen," — „der wahnsinnigen Weiber," — „der Findlinge rc." — Wie die Erziehung der Findlinge, so ist auch noch die Behandlung der Lustsiechen nach einer ziemlich sonderbaren und veralteten Classificirung der der Pflege bedürftigen Menschen in den Kreis der Thätigkeit dieses Hauses gezogen. An rein psychisch Leidenden zählte das Haus jetzt 80 Patienten. Unter diesen waren mehre, die mein besonderes Interesse in Anspruch nahmen.

Zuerst interessirte mich ein Maler, von Geburt ein Ti-

roler, der sich in dem Tiroler Freiheitskampfe ausgezeichnet und dafür eine kleine Geldbelohnung von der Regierung erhalten hatte. Da er von Jugend auf Lust und Talent zum Zeichnen in sich verspürt und auch schon in Wien sich einigermaßen darin ausgebildet hatte, so verwandte er dieses Geld zu einer Reise nach Italien, um die Meisterschaft zu erringen. In Rom glaubte er aber plötzlich, den vielen großen lebenden Künstlern und alle den herrlichen Werken den noch größeren verstorbenen Meistern gegenüber zu erkennen, daß er kaum mit der größten Anstrengung etwas leisten könne. Die ängstliche und wohl nicht von dem rechten Genie unterstützte Arbeit brachte seinen Geist in krankhafte Aufregung; — seine Leistungen befriedigten ihn nicht, und die vollkommenen Werke, welche er täglich sah, schienen ihm alle bittere Vorwürfe über seine eigene Unfähigkeit zu enthalten. Er zeichnete nicht übel, und wäre er bei dem Griffel geblieben, so hätte er vielleicht ein ganz brauchbarer architektonischer oder mathematischer Zeichner werden können. Allein er besaß nicht die Klugheit, die Jeder so nöthig hat, sich mit seinem bescheidenen Theil zu begnügen und mit seinen Geistesfähigkeiten, so viel oder wenig Gott ihm gab, in dem ihm vorgeschriebenen Kreise zu wuchern. In der Anstrengung, ein ausgezeichneter Maler in Oel zu werden und auf eine Höhe zu gelangen, die ihm nicht erreichbar war, ging er zu Grunde. Erschreckt und voll Verzweiflung entfloh er von Rom und kehrte — verrückt zu den Seinen zurück. Er bildet sich nun ein, daß alle Oelfarben ihm schädlich und voll Gift seien. [illegible] Anblick eines Oelgemäldes verursacht ihm die größten

Qualen, und man muß Alles von ihm entfernen, was ihn an Pinsel und Palette erinnern könnte. — Mit dem Bleistifte und Griffel aber beschäftigte er sich noch gern, und viele Kranke des Hauses hatten ihr eigenes wohlgetroffenes, von ihm gezeichnetes Portrait über ihrem Bette hängen. Ich fand ihn ganz friedlich mit der Zeichnung einer kleinen hübschen Landschaft beschäftigt, und er versicherte mir freundlich lächelnd, daß er das eigene Unglück habe, daß Oelfarben ein böses Gift für ihn seien und daß er, wenn er sie nur rieche, auf der Stelle sterben müsse. Rom und Rafael und Correggio schien er ganz vergessen zu haben. In der Verrücktheit selbst liegt doch noch eine Art von Glück und Beruhigung, und der Zustand, welcher ihr vorangeht, der Kampf zwischen Wahnsinn und Vernunft, muß noch viel schrecklicher sein. Welche Marterkammern mochten für diesen Maler sein Atelier und die Gemäldegalerieen in Italien gewesen sein. Jetzt hatte er Rom, Rafael, Correggio, ihre Meisterwerke und seine eigene Unfähigkeit ganz vergessen und gab nun Alles ruhig dem Gifte in den Oelfarben Schuld, vor dem man ihn nur zu hüten brauchte, um ihn ruhig zu machen. Das Verrücktwerden ist wie eine Feuersbrunst, das Verrücktsein ist einem ausgebrannten Gebäude ähnlich. Es ist ein geistiger Tod, der für den vernünftigen Zuschauer vielleicht grausenerregend ist, während für den Leidenden selbst die Krämpfe und Wallungen der vorhergehenden Krankheiten viel schrecklicher waren. Diese Krankheiten gleichen chemischen Processen mit gewaltigen Gährungen und Aufregungen, bei deren Beendung sich irgend eine kleine fixe Idee, die

dann freilich oft nicht mehr wegzubringen ist, als Niederschlag zeigt.

In einem folgenden Zimmer putzte ein anderer armer Narr einen messingenen Ring. Er versicherte uns mit großer Freude, daß er immer blanker werde, und daß bald das Gold erscheinen werde. Der Director des Hauses sagte mir, daß er diesen Ring schon seit vielen Wochen so putze und alle Tage dasselbe versichere. Ein großer Gewinn in der Lotterie hatte sein Unglück begründet. Er vergeudete und verpraßte den größten Theil dieses Gewinnes in kurzer Zeit und kam nicht eher zur Besinnung, als bis ihm nur noch wenige hundert Gulden davon übrig waren. Diese verwandte er dazu, sich fünfzig neue Loose anzuschaffen, und erwartete in großer Schwermuth, daß ihm diese fünfzig doch mindestens eben soviel eintragen würden, als das erste einzige Loos. Sie kamen aber alle mit Nieten heraus, und der Abgrund, der sich nun gähnend vor ihm eröffnete, machte ihn erblassen, und seitdem putzt er messingene Ringe und überläßt sich der kindischen Hoffnung, sie alle in Gold zu verwandeln.

Wie sehr der angehende Wahnsinn einer Feuersbrunst gleicht, zeigt sich auch in den guten Erfolgen, welche man in den Irrenanstalten bei der Behandlung mit kaltem Wasser bemerkt hat. Namentlich traut man in allen österreichischen Irrenanstalten der Douche Wunderdinge zu und wendet sie mit besonderer, ohne Zweifel begründeter Vorliebe an. Auch hier in Linz wurde uns wieder von einer eclatanten Kur, die im Laufe des Sommers mit Hülfe des kalten Wassers gelungen war, erzählt. Es wurde ein Mann, der

sich lange Zeit mit tiefer Melancholie, fixen Ideen allerlei Art und periodischem completen Irrsinn geplagt hatte, innerhalb zehn Wochen durch die Douche vollkommen geheilt und als ganz vernünftiger, mit sich und Anderen zufriedener Mensch entlassen.

Hinter eisernen Gittern sahen wir hier auch noch mehre arme menschliche Wesen, deren Wahnsinn bereits dem Leben anderer ihrer Mitbrüder verderblich geworden war. Es mochten auch solche darunter sein, deren mörderische Thaten noch Zweifel übrig ließen, ob sie auf dem Schaffotte abzubüßen oder in einem solchen Krankenhause zu corrigiren wären. Die Geschichte eines derselben klang besonders furchtbar. Es war dieß ein Bürger von Linz selbst, der vor zehn Jahren mit einer unbesiegbaren Furcht vor Gespenstern und Hexen geplagt gewesen war. Er glaubte, in jedem spukhaften Geräusche und in jeder auffallenden Erscheinung einen übernatürlichen Einfluß vermuthen zu müssen, und hielt seine Frau selbst, wenn sie unvermuthet zu ihm trat, zuweilen für ein Gespenst. Diese pflegte ihren Mann über diese kindische Furcht aufzuziehen und lächerlich zu machen. An einem stürmischen und unheimlichen Abende, wo alle Thurmfahnen und Fensterladen grausig knarrten, sprach sie wieder zu ihm: „Nun du närrischer Mann, heute Abend werden gewiß die Hexen kommen und Dich holen.“ — Es wurde darüber Nacht und der Mann immer stiller und ängstlicher. Spät um elf Uhr wachte eins der Kinder auf, und die Mutter, die es nicht beruhigen konnte, rief ihm endlich zu: „Schlaf, Du Hexenkind, oder ich schlage Dich todt.“ Dieß unvor-

sichtige Wort schien wie ein elektrischer Funke auf den vor sich hin brütenden und in furchtsame Beschauung seiner Hirngespinste verlorenen Menschen einzuwirken und rief ihn, wie das Stichwort den Schauspieler, auf eine Bühne grausenhafter Thaten. Mit einem Beile bewaffnet, sprang er gegen die Wiege seines Kindes heran und rief: „Ja Hexenkind! Ja todtschlagen! Lauter Hexen sind rund umher, und ich will Euch alle umbringen." Er mordete nun zuerst seine lamentirende Frau und dann seine schreienden Kinder der Reihe nach, auch eine arme Dienstmagd fiel unter seinen Streichen, und darauf verrammelte er Thüren und Fenster, um den anderen Hexen, die von außen kommen könnten, den Weg zu versperren. Nachdem er die ganze Nacht bewaffnet bei den Leichnamen der vermeinten Hexen vor der verrammelten Thüre gewacht, kam endlich der Morgen und beschien diese Gräuelscene. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, sahen die Nachbarn ihn mit den Leichnamen seiner Kinder, und von ihrem Blute triefend, über die Straße gehen. Er rief ihnen zu, er trage Hexenkinder weg, um sie in's Wasser zu werfen, und wurde dann so ergriffen und als wahnsinniger Wütherig hinter sein jetziges Gitter gebracht, wo wir ihn nun in einem Winkel im Stroh verkrochen vor uns liegen sahen.

Wenn eine Irrenanstalt den Zweck hat, Verrückte möglichst zur Vernunft zu bringen, so kann man dagegen eine

Jesuitenschule

in gewisser Beziehung eine Anstalt nennen, um Na-

tärlichklugen künstlich den Kopf zu verdrehen, wenigstens wenn man die Ansichten, welche die Aufgeklärten unserer Zeit von den Jesuitenkünsten hegen, theilt. Auch eine solche Anstalt besitzt Linz, und zwar ist dieselbe sonderbar genug in einem jener berühmten Thürme oder Citadellen, welche die Stadt in einem gewaltigen Kranze umgeben, etablirt. Der Erzherzog Maximilian nämlich, der jene Thürme erfand und bauen ließ, trat den Jesuiten denjenigen, den er Anfangs nur zur Probe und auf seine eigenen Kosten auf dem sogenannten Freiberge baute, zu ihrem Schulgebäude ab. Die Maximilianischen oder Linzer Thürme sind eigentlich von Haus aus große, cirkelrunde Gebäude mit dicken Mauern, die mehr in die Erde hinein als über die Oberfläche hinaus gewachsen sind. Denn während sie unter dem Boden mehre Etagen haben, ragen sie über denselben nur wenige Fuß hoch empor und sind dabei mehre Ellen hoch mit Rasen bedeckt, so daß sie, besonders von der äußeren Seite, wo sich noch der Mantel eines ganz allmählig sich erhebenden Walls zu ihnen heranzieht, beinahe gar nicht bemerkt werden. Die Kugeln der Feinde müssen vielfach schadlos über sie hinweghüpfen, und ihre eigenen Kugeln, welche aus Kanonen kommen, die nur wenige Zolle über den Rasen des Dammes erhoben und dabei in tiefen Mauerhöhlen versteckt sind, springen unversehens aus dem Grase hervor. Alle Thürme, es sind ihrer, glaube ich, siebenzehn oder zwanzig, stehen unter einander in einer gewissen planmäßigen Verbindung. Doch auch selbst dann, wenn ihre Kette durchbrochen und der Feind ihnen im Rücken sein sollte, können sie sich noch

jeder einzeln vertheidigen, da sie rückwärts ebenso bequem feuern als seitwärts und vorwärts. Wahrlich! wenn der erlauchte und in die Kriegswissenschaften tief eingeweihte Erfinder nicht bekannt wäre, sollte man meinen, dieses Vertheidigungssystem sei von den Jesuiten ersonnen.

In einer solchen Festung also haben sich die Jesuiten festgesetzt, nachdem sie dieselbe nach ihren Bedürfnissen und ihrem Geschmack umgewandelt. Auf die dicken, bombenfesten Grundmauern haben sie noch zwei Stockwerke aufgesetzt, das Innere der Festung heiter und freundlich ausgebaut, das Aeußere mit einer gefälligen rothen Farbe übertüncht, alle Thüren mit ihrem Zeichen I. H. S. versehen, jede Mauernische, wo sonst eine Kanone stand, in ein geräumiges Schlaf- und Wohnzimmer umgewandelt und darin einige ihrer Zöglinge oder einen ihrer Oberen einlogirt, zu denen elegante, in der Mitte des ganzen Gebäudes herumgehende Wendeltreppen emporführen. Neben dem Thurme wurde ihnen noch ein Gärtchen zu Theil, das sie fleißig bebauen, und ein anderes Plätzchen auf der vorderen Spitze des Freiberges, wo sie ein elegantes Kirchlein in gothischem Style errichteten.

Das Hauptmobiliar in dieser kleinen Kirche ist ein prachtvoller Thronsessel mit Baldachin, die beide der Art von gleißendem Golde strotzen und blinken, daß man wohl kaum glauben sollte, daß sie zum Betwinkel Dessen bestimmt sind, der der Gemeinde in demüthiger Andacht zu Gott mit leuchtendem Beispiele vorangehen soll. Und doch war dieß in der That so. „Es ist dieß der Thron des Pontificanten", sagte mir einer der jesuitischen Laienbrüder,

der in der Kirche gegenwärtig war und den ich gefragt hatte, ob man mit jenem Throne vielleicht dem etwa die Kirche gelegentlich besuchenden Kaiser oder sonst einer erlauchten Person gastfreundlich dienen wollte. Pfui, dachte ich da bei mir, pfui über die Pontificanten; arme, reuige, in Sack und Asche Buße thuende Vorbeter und keine gleißenden und in irdischer Pracht sich spreizenden Pontificanten solltet ihr haben. — Die Kirche ist außerdem mit mehren neuen Bildern ausgeschmückt, welche Darstellungen aus dem Leben eines neuerdings erst heilig gesprochenen Jesuiten Namens Hieronymus enthalten, einmal, wie er mit dem Abendmahlsbecher in der Hand an das Ufer des Meeres tritt und neapolitanischen Fischern einen gesegneten Fischfang giebt, ein ander Mal, wie er mit dem Kreuze in der Hand den feuerspeienden Vesuv beschwichtigt. Diese und ähnliche Bilder waren, wie überhaupt die ganze Kirche, nicht durch Seitenfenster, sondern durch Glasscheiben erleuchtet, die sich im Dache befanden und die nach neumodischer Art das Licht von oben fallen ließen. Sieht man dergleichen Dinge bestaubt in einem alten, halb verfallenen Kloster, oder von irgend einem längst vermoderten Pinsel gemalt in einer Gemäldegalerie, so denkt man dabei weiter an nichts Arges. Aber ich kann nicht leugnen, daß diese Bilder so in dieser Beleuchtung, so frisch in einem ganz neuen Gottestempel an die Wand gemalt und angeblich Ereignisse unserer Tage darstellend, einen besonders unangenehmen Eindruck auf mich machten.

Man kann, glaube ich, eben nicht sagen, daß die Jesuiten reißende Fortschritte in Oesterreich machen. Klagen

hört man wohl hier und da, daß der Adel sich ihnen zu sehr hingebe; aber daß es so wieder werde wie ehemals, ist fast unmöglich. Alle aufgeklärten Leute, und deren sind in Oesterreich gewiß sehr viele, haben sie entschieden wider sich, und selbst die geringeren Stände machen eifrige Opposition gegen sie und wollen nichts mit ihnen zu thun haben. Indeß haben sie, und dieß ist unzweifelhaft, doch schon wieder einen nicht unbedeutenden Anfang gemacht, ihre feinen, aber starken Netze auszuspannen. In Galizien sind sie am zahlreichsten. In Ungarn giebt es gar keine. In den deutschen Provinzen haben sie drei „Häuser", eins zu Grätz, eins zu Linz und eins zu Inspruck. An dem letzten Orte sind sie bisher mehr als an den anderen zu Macht und Einfluß gelangt, und noch vor nicht gar langer Zeit wurde ihnen das dortige Gymnasium übergeben, um es aus ihrer Mitte mit Lehrern zu besetzen, und mehrfache Klagen vernimmt man seitdem von dort, daß nun nicht mehr die Tüchtigkeit der Schüler, sondern der Adel und das Ansehen ihrer Aeltern über ihre Bevorzugung entscheide.

Jedes der drei genannten Häuser hat einen Superior, einen Minister (des Superiors Stellvertreter und Gehülfe), mehre Priester (Weltpriester) und einige Laienbrüder, die den Garten bauen, die Küche und das Haus besorgen und sonst vielseitig dienen. Der Superior des Linzer Hauses war zur Zeit meines Besuches auf einer „Geschäftsreise" begriffen. Der Minister saß eben in der Kirche im Beichtstuhle, wo ich ihn mit verhülltem Angesichte, sein Ohr einem neben ihm knieenden Bußfertigen darleihend, gesehen hatte. Ich wandte mich daher, um das Innere

des Gebäudes zu besehen, an einen der Priester, der auch gefällig genug war, mir seine Dienste anzubieten. Wir durchflogen die Unterrichtszimmer und die Studierstuben der jungen Zöglinge des Instituts. Sie wohnen alle zwei und zwei zusammen, in manchen Zimmern auch drei, nach dem Princip der Jesuiten, daß man in der Regel nie ein Mitglied des Ordens ohne die Begleitung, Aufsicht und nahe Hülfe eines zweiten lassen dürfe. Nach diesem Principe erhält auch keiner der Ordensbrüder die Erlaubniß zu einem Ausgange in die Stadt allein, sondern er muß immer einen zweiten Bruder, seinen **Socius**, dabei mitnehmen. Auf diese Weise kann kein Jesuit in einen Streit, oder in eine Disputation, oder in irgend eine Anfechtung fallen, ohne seinen helfenden Freund zur Seite zu haben. Sie sind gewissermaßen also überall, wo sie auftreten, zweiköpfig und vierarmig, und ohne Zweifel ist jene Vorschrift eine der politischesten ihrer ganzen Gesetzgebung. Selbst die Laienbrüder dürfen nicht ohne ihren **Socius** sein. Es erinnert dieß an jene spartanische Legion, die hauptsächlich auch darum so unüberwindlich war, weil sie aus lauter Paaren auf Leben und Tod verbrüderter Freunde bestand. Zwei mit einander verbundene Menschen geben eine viel größere Kraftsumme als zwei einzelne, ungefähr wie zwei durch eine Kette an einander geschmiedete Kanonenkugeln eine viel schrecklichere Wirkung haben als zwei getrennte. — Es wohnen in dem Linzer Hause jetzt einige dreißig Jesuiten, unter denen neun Priester, neun Laienbrüder und die Uebrigen Novizen. Die meisten von ihnen sind Deutsche.

„Besonders stark," sagte der mich begleitende Priester, als wir auf die große schöne Plateforme des breiten Thurmes traten, um die herrliche Aussicht zu genießen, „besonders stark ist der Zufluß aus Deutschböhmen. Die Mehrzahl unserer Zöglinge ist von dort. Wir haben darüber einige Freude, obgleich sich dieß nicht vergleichen läßt mit dem, was in Belgien geschieht. Dort sind im vorigen Jahre allein nicht weniger als 84 junge und auch einige ältere Männer zu unserem Orten übergetreten. Slaven haben wir gar keine oder nur höchst wenige in unserem Hause. Wir nehmen am liebsten die Kinder des Landes, dem wir unsere Bemühungen widmen, also Deutsche. In Linz hat indeß bisher unsere Sache noch wenige Fortschritte gemacht, denn wir besitzen hier noch nichts als provisorisch dieß Haus. Das Gymnasium in Linz besetzen noch die Florianer. Wir sind auch nur ganz provisorisch und ad interim hier und bilden unsere Zöglinge nur ad interim (hat dieß interim nicht auch den Schalk hinter ihm? dachte ich dabei) in der Hoffnung, daß ihnen und uns mit der Zeit ein bedeutenderer Wirkungskreis eröffnet werde. Wir beschäftigen uns daher alle nur ad interim mit den Wissenschaften, doch denken wir, daß, wenn wir nur vorläufig brauchbare Subjecte bilden, man sie auch mit der Zeit schon brauchen wird. Vorläufig bilden unsere Ordenshäuser in Oesterreich auch noch keine organisirte und einige Provinz, doch hoffen wir, daß auch dieß sich gestalten werde. In Wien hat man uns bisher den Zutritt noch nicht gestatten wollen. Es mögen die alten Vorurtheile gegen unseren Orden

und noch ein Rest von Glauben an alle die Schändlichkeiten, welche man ihm Schuld gegeben hat, davon die Ursache sein. Doch hoffen wir, daß bei immer mehr zunehmender Aufklärung der Zeit auch diese Vorurtheile fallen werden. Ich habe alle Bücher, welche für und gegen den Jesuitismus geschrieben worden sind, gelesen; denn dieser Orden interessirte mich von jeher vorzugsweise, und seitdem ich ihm selber angehöre, bin ich erstaunt über die unbegründeten Anschuldigungen und die bitteren Verfolgungen, welche er hat ertragen müssen. Gelobt sei Gott, daß wir besseren Zeiten entgegengehen, und daß man bereits angefangen hat, das frühere Unrecht wieder gut zu machen. Als unser Orden am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgehoben wurde, wurden dadurch die Heiligsprechungs-Processe von nicht weniger als achtzig ausgezeichneten Jesuiten unterbrochen. In neuerer Zeit ist es endlich gelungen, sieben dieser Processe wieder aufzunehmen und zu beendigen, und es sind von den beiden letzten Päpsten, dem jetzigen und dem vorigen, sieben Jesuiten heilig oder doch selig gesprochen worden. Unter ihnen war der berühmte Canisius, der sich um Deutschland so viele Verdienste erworben hat. Auch in diesem Augenblicke ist wieder ein Seligsprechungsproceß eines Jesuiten im Betrieb, der auf einer Sendung nach Polen den Märtyrertod starb. Er wurde dort von den Barbaren und zwar um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschlagen. Der Proceß ist schon lange anhängig; da aber eine solche Sache natürlich mit großer Gewissenhaftigkeit betrieben wird, so geht er nur langsam vorwärts. Nun sind freilich bereits alle Docu-

mente da, welche den reinen Lebenswandel und das selige, eines Heiligen würdige Ende des frommen Mannes selber beweisen, allein es fehlen noch genaue und documentirte Nachrichten über das Ende seines Socius, der ihn auf jener Sendung begleitete und mit ihm den Tod erlitt, und diese sind nach unseren Gesetzen durchaus auch bei der Seligsprechung eines Jesuiten nöthig. Wir hoffen indeß, daß auch dieser kleine Nebenpunct sich noch aufhellen werde, und der heilige Vater dann dem Drange seines Herzens folgen könne, jenen trefflichen Mann mit der Märtyrerkrone zu schmücken."

Wohl vier oder fünf Mal hatte mein jesuitischer Gesprächsgenosse das Wörtchen „hoffen" gebraucht, und ich sah wenigstens daraus, wie sehr voller Hoffnung wieder zu unserer Zeit die Jesuiten sind. Uebrigens konnte ich den Mann, so oft sich auch der Jesuit in seinen Aeußerungen verrieth, nicht uneben finden. Doch sah ich auf die bombenfesten, mit Rasen bedeckten und mit Kanonen gespickten Thürme von Linz, verglich dann damit den so friedlich und sonntäglich ausgeschmückten Thurm, den die Jesuiten in Besitz haben, und dachte mir dabei, wie schnell sich wohl ein solcher glatter, freundlicher, redseliger Friedensmann in Zeiten des Krieges und Zwistes in einen solchen rauhen, feindlich gesinnten Krieger verwandeln könne, und wie zweifelsohne dann wir beiden jetzt so freundschaftlich Conversirenden uns in feindlichen Lagern einander gegenüber stehen möchten.

Wir überschauten von unserem hohen Standpuncte aus einen großen Theil des schönen, für die Jesuiten so

hoffnungsreichen Oesterreich. Die Stadt Linz mit ihren schwarzen Dächern lag, gewissermaßen in jesuitische Farben gehüllt, zu unseren Füßen, und die Jesuiten standen vor ihren Thüren. Von fern aus der herrlichen fruchtbaren Ebene Niederösterreichs blickte das Kloster St. Florian hervor. Die schöne Donau floß in mannichfaltigen Windungen durch dieß herrliche Land nach Wien, und mancher sehnsüchtige Seufzer der Jesuiten mochte schon mit ihr zu dieser schönen Residenz hinabgegleitet sein. Nach Süden hin steigt die Ebene allmählig zu kleinen Hügeln und Vorbergen auf, die man aber kaum als unbedeutende Schattirung im Vordergrunde der majestätischen und scharfgezeichneten Alpenkette Rhätiens und Noricum's angedeutet sieht.

Es hatten sich indeß, da der Abend herrlich war, noch einige junge Novizen zu uns auf die Plateforme gesellt. Auch sie erfreuten sich des herrlichen Anblicks, und einer fragte mich, ob ich wohl die berühmte Karte von den rhätischen Alpen und von Tirol, die der tiroler Bauer Peter Anich verfertigt habe, kenne. Ich mußte dieß verneinen, und sogleich sprangen alle drei davon, um diese Karte zu holen. Sie erzählten mir, der eine eifriger als der andere, daß dieser Peter Anich ein tiroler Bauer zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen sei; er habe sich eine große Kenntniß des Himmels und der Erde, der Astronomie und Länderkunde erworben, und zwar ohne Hülfe aller Instrumente, indem er die Astronomie gewissermaßen wieder von Neuem erfunden und sich sein eigenes System davon zusammengesetzt habe. Die jungen Leute

bemerkten dabei, daß man sich nach diesen Beispielen des Peter Anich recht gut erklären könne, wie so viele rohe und der Wissenschaften unkundige Völker sich eine uns oft so wunderbare genaue Kenntniß der himmlischen Gestirne erwerben konnten, da auch unter ihnen gewiß häufig solche Leute erstanden, wie jener unter den tiroler Bauern. — Wir studirten fleißig die herrlichen Höhen, die Gott um die schönen Donauniederungen aufstellte, und die kleinen mühsamen Zeichnungen, die der fleißige tiroler Bauer mit treuer Hand auf seinem Papiere entworfen hatte, und am Ende freute ich mich, daß man doch auch mit Jesuiten einen freundlichen und hübschen Abend angenehm verleben könne.

Wenn die Jesuiten die wahren Jünger Jesu wären, so hätten sie wohl alle Tage auf ihrem Freinberge Gelegenheit, dieß zu beweisen, denn die Wege hinauf und hinab zu ihm sind mit Kranken, Krüppeln und Armen besetzt, und Christus, ihr Meister selbst, hätte hier täglich eine Fülle von Wohlthaten gespendet, weil sich hier täglich eine Fülle von Elend darbietet. Als ich zurückkehrte, nahm einer von ihnen vor allen mein Mitleiden in Anspruch, eine Frau, die ihr Krankenbette an die Straße gestellt hatte. Sie saß halb aufgerichtet darin und hatte den Arm auf ein nebenstehendes Mauerstück gestützt, das auch mit Kissen belegt war. Sie erzählte mir, daß sie früher ganz frisch und gesund, seit dreizehn Jahren aber völlig lahm und contract an allen Gliedern sei. Das Gepräge des tiefsten Elends in ihrer Figur ließ mir keinen Zweifel an der Wahrheit ihrer Erzählung. In der ganzen Zeit von dreizehn

Jahren hätte sie so wenig Schlaf genossen, daß keine Stunde der Nacht oder des Tages von ihr ungehört vom Thurme erklungen sei. Als ich sie fragte, ob sie denn nicht im Kranken- oder Armenhause verpflegt werden könne, sagte sie: „Ach nein, ich habe hier in meiner Hütte eine Tochter, und dieß mein eigenes Kind verpflegt mich doch besser." — Ich hörte nachher noch die ganze Reihe armer Leute, welche, so zu sagen, hinter jedem Busche dieses Weges hervortraten. Es mochte viel Dichtung in ihren Erzählungen sein, gewiß aber auch viel bittere Wahrheit. Ich faßte daraus keine gute Meinung von den in Linz bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten und hörte auch auf nähere Erkundigung, zu meiner Verwunderung, daß in dieser großen Stadt noch kein allgemeines Krankenhaus bestehe, und ebenso konnte ich weder in Linz selbst noch in den Büchern über diesen Ort ein allgemeines Armenhaus auffinden. Nur bei den barmherzigen Brüdern und bei den Elisabetherinnen werden Kranke verpflegt. Diese Mönchsorden und ihre Klöster ersetzen noch vielfach in Oesterreich den Mangel öffentlicher, vom Staate ausgehender Wohlthätigkeitsanstalten. Zugleich hindern sie aber auch die Begründung solcher Anstalten; weil sie sich auch nicht gern den Einfluß, den sie durch ihre Thätigkeit erlangt haben, schmälern lassen.

Provinzial-Museum.

Unter den vielen vaterländischen Museen und Sammlungen von Provinzial-Merkwürdigkeiten, welche in den letzten zehn Jahren in allen Theilen der österreichischen Monarchie gestiftet worden sind, dem Prager, dem Pesther, Grazer,

Laibacher rc., hat nun seit einigen Jahren auch ein österreichisches in Linz Platz gegriffen, dessen Zweck es ist, alle Gegenstände, welche sich auf die Geschichte und Natur von Oesterreich beziehen und sich zur Aufbewahrung in einem Museum eignen, zu sammeln. Sonst ging Alles, was in den Provinzen der österreichischen Monarchie an derlei Gegenständen gefunden wurde, fast ohne Ausnahme nach Wien. Das Interesse, für das Wiener Museum etwas aufzufinden und einzusenden, konnte natürlich nicht sehr groß sein. Die Provinzen hielten sich vielmehr selbst eigentlich für die rechtmäßigen Eigenthümer dieser Sachen und sahen ihre Entführung zum Theil als einen widerrechtlichen Raub an. Es mochte daher Vieles ohne Zweifel unentdeckt und ungesammelt bleiben, aus Eifersucht gegen die Alles an sich reißende Residenz. Viele Dinge sind dazu auch der Art, daß sie nur in der Nähe ihres Fund- oder Entstehungsortes richtig geschätzt oder gewürdigt werden können. Viele haben nur einzig und allein eine provinzielle Bedeutsamkeit und würden in einem großen, das Ganze umfassenden Museum bedeutungslos und unbeachtet untergehen. Nur wenige Bürger umfassen mit ihren patriotischen Sympathieen das große Ganze des Staates, und das Interesse der meisten beschränkt sich auf den engen Kreis der zunächst liegenden Heimath.

Die Errichtung jener Provinzial-Museen ist daher gewiß äußerst wohlthätig für das Studium der österreichischen Geschichte und Länderkunde, und die nächste Folge davon ist unter Anderem eine Reihe von Untersuchungen und von Discussionen über einzelne Gegenstände und Facta

gewesen, und es sind viele solcher kleinen Abhandlungen und Monographieen entstanden, an denen es der Geschichte und Naturkunde aller Länder noch fast weit mehr fehlt als an allgemeinen Darstellungen.

Das Linzer Museum füllt jetzt mit seinen Antiquitäten, Münzen, Petrefacten, Fossilien, Büchern, ausgestopften Thieren, Mineralien und Industrieproducten bereits eine Reihe von sechs Zimmern, und in seinen Abhandlungen, welche es jährlich herausgiebt, ist schon manches Lichtlein in dunkele Schluchten der österreichischen Geschichte gebracht worden, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß, wenn das Bureau für den Betrieb aller dieser Angelegenheiten in Wien geblieben wäre, man in so kurzer Zeit nicht so Vieles geleistet hätte.

Unter den Antiquitäten, die ich in diesem Museum sah, zog mich nichts mehr an als das Schild eines römischen Kriegers und ein römischer Mauerziegel. Jener Schild war aus der berühmten Schildfabrik, welche die Römer an der Mündung der Ens hatten, und die einen großen Theil der Donaulegionen mit Waffen versorgte, hervorgegangen. Auch die Oesterreicher haben noch in diesem Augenblicke nicht weit von der Ens für ihre Donauarmee eine große Waffenfabrik, und zwar in der Stadt Steyer. Nur werden hier jetzt statt der Speere und Schilde — Spieße, Gewehre und Pistolen gemacht. — Der römische Mauerziegel war mir merkwürdig durch die Spuren von Staub und Spreu, die er noch auf seiner Oberfläche deutlich in sich eingeschlossen enthält; auch zeigte er noch die Eindrücke der Finger der römischen Arbeiter. So

lange der Ziegel noch weich war, wehte vielleicht ein zufälliger Wind etwas Häcksel auf die Bank der Arbeiter, diese kneteten es mit ein, und es blieb für das ganze Mittelalter und für die drei Jahrhunderte der Neuzeit conservirt, sowie auch die Fingereindrücke sich als unverwüstete Monumente einer zufälligen nachlässigen Handbewegung erhielten. In den unsichtbaren psychischen Werkstätten der Menschenwelt verewigen sich oft ähnliche kleine Zufälligkeiten auf analoge Weise für ewig.

Die Römer hatten auch zu Linz bereits eine ihrer hauptsächlichsten Donaustationen, die sie Lentium nannten, und in der That ist die Ortslage der Art, daß wohl immer, so lange im Lande Menschen wohnen werden, es hier eine menschliche Niederlassung geben wird. Denn es tritt hier die Donau aus einem Gebirgsengpasse hervor und kommt in eine schöne, fruchtbare und reiche Ebene, in welche nun die Verkehrswege von dem Endpuncte des Engpasses nach allen Seiten hinauslaufen, besonders aber das breite ebene Traunthal hinauf- und hinabgehen, das sich in der Nähe von Linz mit dem Donauthale verbindet. Auch die Eintheilung des Landes in, ob und unter der Ens ist schon alt und römisch. Denn das ganze Land nannten die Römer das Ufer-Noricum (Noricum ripense). Alles, was unter der Ens lag, nannten sie: „die unteren Kastelle und Städte,“ und das ob der Ens liegende: „die oberen Kastelle und Städte von Noricum ripense.“

Vielleicht sind auch die herumziehenden Musikanten aus Oberitalien, die man in diesen Donauorten nicht selten trifft, schon eine alte Erscheinung, und sie mögen auch

schon den römischen Soldaten in ihren Lagern etwas vorgespielt haben. Gewöhnlich haben sie eine Art tragbaren Klaviers, bei dem die Tasten durch die Vermittelung eines mit Stiften bespickten Cylinders geschlagen werden. „Un pianoforte a cilindulo, Signor,“ antworten sie, wenn man sie fragt, was das sei. Im übrigen Deutschland sieht man sie nie; denn noch jetzt, wie ehemals, gelangt viel Italienisches nicht über die Donau hinaus.

Mancher Reisende wird vielleicht nichts von diesen musicirenden Italienern in Linz erfahren haben, weil er Mittags und Abends seinen Appetit eine Treppe hoch in dem Oberparlamente des Gasthauses stillte und nie in das Unterparlament zu ebener Erde einen Blick that. Alle Linzer Gasthäuser und überhaupt wohl alle österreichischen, selbst die Wiener und sogar die neuen großen Gasthauspaläste in Pesth und anderen Städten haben durchweg für die Fremden von der sogenannten besseren Gesellschaft das Speisezimmer, einen Gesellschaftssalon eine Treppe hoch, während die geringeren Volksklassen gewöhnlich in einem Zimmer zu ebener Erde ihr Wesen treiben. Oben befindet sich der Reisende in der Regel wieder zwischen Landsleuten, Standesgenossen und Leidensbrüdern; denn er findet hier meistens wieder nur ebenfalls aus der Fremde Herangereiste. Unten aber sieht er die Einheimischen und ächten Landeskinder. Oben bewegt man sich stumm und fremd neben einander her. Unten ist Alles unter einander bekannt und schüttelt sich die Hand. Oben nimmt man französischen Abschied, indem man nichts sagt, oder allenfalls auch deutschen Abschied mit den Worten: „à dieu,“

— unten aber wünscht man sich auf österreichisch Lebewohl mit den Worten: „Gute Nacht, Herr Papa!" oder: „Behüt Ihne Gott, Frau Base!" oder: „Behüt di Gott, Herr Bruder!" — Oben spricht man nur von den schönen Linzerinnen, unten aber sieht man sie selbst. — Oben speis't man nur die herrlichen Linzer Torten, — unten aber kann man von den gefälligen „Kuchlmadeln" (Küchenmädchen) das Recept selbst dazu bekommen.

Kloster St. Florian und seine Bauern.

Einer von den Leuten aus diesem Unterhause stieg am anderen Morgen mit mir in den Stellwagen, der nach Ebelsberg, einem kleinen Flecken an der Mündung der der Ens, führt. Ein dichter Morgennebel bedeckte das ganze Ensthal. Mein Unterparlamentsmitglied hatte aber mit richtiger politischer Berechnung die Processe und Bewegungen unter den Nebeltheilchen beobachtet und sagte mir nach einiger Zeit: „Wir bekommen heute wunderschön," und in der That, als wir uns der höheren Gegend von Ebelsberg näherten, stiegen wir aus den Nebeln hervor und hatten das wunderschönste Wetter von der Welt, was eben mein Nachbar mit jener österreichischen Redensart mir hatte prophezeihen wollen.

In Linz sind die Stellwagen erst seit zehn Jahren eingeführt, und jetzt schon fährt man mit ihnen in allen Richtungen zu den Thoren der Stadt hinaus. Wenn man vor zehn Jahren von Linz nach Steyer fahren wollte und etwas Eile hatte, so mußte man fünf Gulden zahlen und noch obendrein viele gute Worte geben. Jetzt thun's zwei

Zwanziger auch, und man hat noch dazu täglich zwei Mal bestimmte Gelegenheit. Die großen Impulse, welche auf unseren Strömen, Eisenbahnen und Chausseen dem Verkehre gegeben sind, haben sich auch allen Vehikeln auf den kleinen Vicinal- und Nebenwegen mitgetheilt, und die Dampfkräfte, welche auf jenen Riesenbahnen regelmäßig hinauf- und hinabarbeiten, treiben auch zu allen Thoren aller unser Städte regelmäßig die Gesellschaftswagen ein und aus und haben im Inneren und zu den Seiten Alles elektrisirt und in Fluß gebracht, so daß es nun überall rennt und wimmelt, wo sonst Alles hockte und stockte, schlief und schlich.

Auf solchen kleinen Nebenwegen indeß, auf denen ich heute wandern wollte, sind auch zu unseren beförderungssüchtigen Zeiten die eigenen Beine noch das beste und einzige Vehikel des Verkehrs. Ich zielte nämlich auf das berühmte Kloster St. Florian und wollte nebenher auch noch auf Fußwegen einige Besuche bei den durch ihre Wohlhabenheit berühmten Bauern dieses Klosters abstatten. Ich wich daher von Ebelsberg auf einem kleinen Nebenwege von der großen Straße ab und ging landeinwärts dem Kloster zu. Ein kleiner Bauersmann, der von den „geistlichen Herren" ein Stückchen Land gekauft und deßwegen mit ihnen noch etwas zu besprechen hatte, ging mit mir, und wir wurden bald der herrlichen Abtei, die auf einem Hügel liegt, ansichtig. Die Wiesen und Aecker, die Obstgärten und die Baulichkeiten umher verkündeten mir in ihrem vollkommenen Zustande eine auffallende Sorgfalt. Ein Stiftsmagazin, eine Stiftsapotheke, ein Stiftskrankenhaus, eine Stiftsschenke und mehre andere freundliche Gebäude

lagen am Fuße des Hügels. Ich lobte dieß Alles gegen meinen Bauer. „Oho!“ sagte er, „ja ja! die geistlichen Herren! die sind klug, sind immer auf'm Zeuge und schauen auf ihre Sachen.“ Im Dorfe standen zwei vierspännige Wagen, jeder mit 26 großen Kälbern beladen. Alle diese armen Thiere lagen mit zusammengebundenen Füßen auf dem Wagen. Ihre 26 Köpfe hingen schmachtend auf die Leitern desselben herunter. Einige hatten sich bei ihren beständigen Zuckungen das Maul bereits an dem Eisen der hohen Räder ganz wund geschlagen, und ich merkte, daß auf dem Stifte wohl noch kein Verein gegen Thierquälerei bestehen müsse. Von den Kälbern blickte ich zu einem Marienbilde auf, das an der Ecke eines der Stiftswirthschaftsgebäude hing, und unter dem die Worte standen: „Gebenedeiet sei die heilige und unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria.“ Ich mußte gestehen, so viel Gedanken bei den armen geplagten Thieren mir auch in den Sinn kamen, so wenig Vernünftiges wollte mir bei dieser Inschrift einfallen, wenn nicht das, was mir Jemand erzählte, er habe auch einmal in Ungarn die Worte gelesen: „Gebenedeiet sei die heilige Dreieinigkeit!“

Ich hatte allerdings schon vorher Vieles von der Großartigkeit der österreichischen Abteien, die sich wie eine prachtvolle Kette von Palästen an der Donau, meist alle auf der rechten Seite des Flusses gelegen, bis Wien hinabschlingen. Aber in der That ich muß gestehen, als ich in die inneren Gehöfte und dann in die Gemächer des großen Florianer Klosterpalastes trat, sah ich meine Er-

wartungen übertroffen. Die Hauptpartie dieses Palastes ist nach einem zur Zeit Carl's VI. entworfenen Plane in einem grandiosen Style ausgeführt und beinahe! ganz vollendet. Nur beinahe vollendet zu sein, ist ein Schicksal fast aller unter jenem Regenten gebauten Prachtabteien, der etwa zehn Jahre zu früh starb, sowie der gothische Baueifer etwa hundert Jahre zu früh erlosch. Indeß fehlt bei der Florianer Abtei nur wenig.

Bei Weitem nicht alle Monarchen von Europa können sich eines so großartigen und in Hinsicht sowohl auf Stoffe als Formen eleganten Wohnhauses rühmen, wie die „regulirten Augustiner Chorherren im Stifte zu St. Florian in Oberösterreich." Zu beiden Seiten des hohen Einganges führen breite Marmortreppen zu der Beletage, in der 15 Ellen breite Corridors mit den verschiedenen Flügeln des Baues die vier geräumigen und quadratförmigen Gehöfte, die im Inneren liegen, umlaufen. Die Corridors, sowie überhaupt alle die äußeren Gänge und der Boden der großen Säle, sind mit weißem und schwarzem Marmor sehr elegant parkettirt, und überall herrschte eine so glänzende Reinlichkeit, daß hier wohl jedes Stäubchen und Schnitzelchen vom Besen, Feidel und von der Bürste rücksichtslos verfolgt sein mußte. Als ich vorläufig ein wenig auf diesen Corridors mich erging, plätscherten die Gewässer in der Mitte der Gehöfte, die Sonnenstrahlen spielten durch die unzähligen Bogengänge, bunte Lichter und Schatten auf den polirten Marmor werfend, und ich dachte bei mir, wenn einem Fremden dieser Anblick schon so viel Freude gewähren könne, wie groß dann erst dabei

die Freude eines Chorherrn zu St. Florian selber sein müsse. — An den Corridors hinlaufend, erblickt man die Pförtchen — so sollte es wohl sein, aber hohe Thore sind's, — zu den Zellen der Mönche, zu der Wohnung des Prälaten, zu dem Kaisersaale, zu der Bibliothek, zu den Cardinalzimmern und anderen Gemächern.

Ich war wirklich in Verlegenheit, welche Thürklinke ich zuerst ergreifen sollte; denn ich fürchtete, überall einen großen Herrn zu stören. Endlich putzte ich mir nochmals die Füße, trat auf's Gerathewohl in eine Zelle ein und fand gerade den besten Führer, den mir ein Engel in diesem Labyrinthe hätte zuführen können, den durch seine Gelehrsamkeit und seine historischen Werke in Oesterreich berühmten Pater und Professor Kurz.

Die großen Klöster und Abteien waren von jeher in Oesterreich die Heger und Pfleger der Wissenschaften und Künste, und man findet daher auch in jedem ein naturhistorisches Museum, eine herrliche Bibliothek, meistens auch eine Gemäldegalerie, und dann hat auch jedes seine berühmten Namen, alte, verschollene und mit Liebe tradirte sowohl, als auch lebende und noch jetzt thätige. Ein solcher Name nun ist auch der des würdigen Paters Kurz, der mir, dem anpochenden Fremdlinge, als ein guter, freundlicher 72jähriger Greis entgegentrat. Er ist früher lange Zeit an dem Gymnasium des Klosters zu Linz Professor der Geschichte gewesen und hat viele sehr vollständige und gelehrte Werke über österreichische Geschichten geschrieben. Jetzt aber hat er sich Altersschwäche und Kränklichkeit halber in's Kloster zurückgezogen, wo er sich nun theils

mit leichteren literarischen Arbeiten, theils mit der Besorgung einiger Klostergeschäfte abgiebt. Ich traf eben ein paar Bauern bei ihm, die ihn bei einem Processe um Rath fragten, und ein kleines Bauermädchen, dem er ein Hausreceptchen für die kranke Mutter gab.

Ich weiß nicht, ob schon alle meine norddeutschen protestantischen Mitbrüder eine richtige Vorstellung von den Einflüssen, dem Wirkungskreise, den Beschäftigungen und der Lebensweise der Mönche eines großen österreichischen Augustiner- oder Benedictinerklosters haben, — auch weiß ich nicht, ob nicht ihre Vorstellung von allen diesen Dingen zu ungünstig sei, und erlaube mir daher, einige meiner Beobachtungen über diesen Gegenstand hier einzuschalten. Man würde sehr Unrecht thun, wenn man sich ein jedes solches Kloster simpel weg als eine Verpflegungsanstalt träger Mönche denken wollte, die weiter nichts thäten, als beten und essen. Nein, so ist es nicht. Vielmehr haben die manchfachen Verbindungen, in denen ein solches großes Kloster mit der ganzen übrigen Welt steht, und die große Wirksamkeit, mit der es fast in alle Angelegenheiten des Lebens eingreift, so zu sagen, den Sorgen, den Geschäften und Plagen der Welt so viele Wege und Zugänge zu den hübschen Zellen der Mönche gebahnt, daß man sie ebenso gut für wahre Welt- und Geschäftsleute als für betende und speisende Einsiedler gelten lassen kann, und daß, wenn sie freilich auch etwas bequemer als andere Leute verzweifeln, sie doch nichtsdestoweniger ebenso wie andere Christen, unter der Bürde des Lebens keuchen. Die geringste Anzahl der zu einem Kloster gehörenden

Geistlichen ist in der Regel im Kloster selber seß- und wohnhaft. In St. Florian z. B. wohnten nur 21 von den 92 Geistlichen, welche Mitglieder des Stiftes waren. Die übrigen sind fast beständig auf verschiedenen Missionen und Aemtern, die das Kloster besetzen muß, abwesend, einige als Pfarrer auf den Pfarren, andere als Lehrer auf den Schulen, wieder andere als Professoren auf den Gymnasien, oder auch als Oekonomen auf den Wirthschaften, welche vom Kloster abhängen und verwaltet werden müssen. Als Lehrer und Professoren müssen sie ihr Examen ebenso gut machen, wie jeder andere, und die Oekonomen haben ihre Verantwortlichkeit so gut wie andere. Die, welche im Kloster selbst weilen, sind nur die Alten und Kränklichen, oder Solche, welche die hier in der Residenz selbst zu verwaltenden Aemter einnehmen. Einer ist der Hausmeister, unter welchem Stall, Küche und Wirthschaft stehen, einer der Forstmeister, einer der Bibliothekar und Museumsdirector des Klosters. Einige Klöster, die eine Sternwarte besitzen, haben auch ihren eigenen Astronom, der dann gewöhnlich als Professor der Astronomie diese Wissenschaft im Kloster docirt. Die Sternwarte von Kremsmünster ist z. B. seit langen Zeiten her berühmt, und fast jeder Bürger weiß Einem hier zu sagen, welcher Pater jetzt an der Sternwarte zu Kremsmünster steht. Selbst die Kranken und Alten werden noch in ihren Zellen vielfach in die Geschäfte und das Getreibe des Lebens hineingezogen. Denn sie sind die Freunde und Patrone vieler Leute der Nähe und Ferne, die sie häufig besuchen, um Unterstützung bitten und um Rath befragen. — Die Präla-

ten — so werden gewöhnlich einfach auch die Vorsteher der größeren Klöster genannt, — diese Prälaten, selbst wenn sie auch nicht geborene grands seigneurs sind, leben doch alle wie grands seigneurs und haben daher ebensoviel Einfluß, Geschäfte, Sorgen und Plagen, wie diese. Sie haben freilich ihre Speise- und Banquetsäle wie diese, aber auch wie diese ihre Audienz- und Geschäftszimmer, von denen aus sie alle Angelegenheiten des Klosters verwalten und leiten. Gewöhnlich sind sie auch Mitglieder der Ständekammer und so, obgleich Mönche, doch in die Angelegenheit der niederen wie der höheren Politik verwickelt. Man kann die ganze Reihe der großen Abteien, die am Donauthale sich hinzieht, als eine Reihe der vornehmsten Säulen des österreichischen Staatsgebäudes betrachten. Ja sie sind nicht nur noch jetzt die tragenden Säulen dieses Gebäudes, sondern bilden auch die vorzüglichsten und zum Theil einzigen Grund- und Ecksteine des Fundaments zu diesem Gebäude. Denn diese Stifter liegen alle an der Wiege des österreichischen Kaiserthums, und die Zeit ihrer Gründung fällt mit der Zeit der Gründung der österreichischen Mark entweder zusammen, oder geht ihr sogar zum Theil noch voraus, so daß diese alten Stifter eben vorzugsweise die starken Elemente waren, die zu dem nachherigen Erzherzogthume zusammenschmolzen. Im Mittelalter führten die Aebte jener Klöster den österreichischen Heeren oft namhafte Verstärkungen zu, und später belief sich die Kriegssteuer, die ein einziges zahlte, oft auf 80,000 bis 100,000 Gulden. Und konnte doch Maria Theresia bei'm Antritte ihrer Regierung von der Republik Genua

die drei Millionen Gulden, die sie wünschte, nur unter der Bedingung geliehen erhalten, daß die österreichischen Abteien für sie gut sagten!

Die Gründung und Geschichte der meisten der österreichischen Abteien und Bisthümer hängt innig mit der des geistlichen Sprengels von Passau zusammen, dessen Bischof in diesen Gegenden im Mittelalter der mächtigste Herr und das am weitesten leuchtende und wärmende Licht war. Und sowie Baiern von der Mark Oesterreich als das nächste Mutterland verehrt wird, so ist Passau gewissermaßen als die eigentliche Mutter aller dieser geistlichen Stifter zu betrachten. Nicht nur die Augustiner von St. Florian und anderen Klöstern gingen aus Passau hervor, sondern auch die Schottländer, welche, Klöster gründend, aus dem fernen Norden kamen, ließen sich zuerst in Passau nieder und erlangten von hier aus erst das herrliche Besitzthum, das sie in und um Wien haben, und das dort noch von dem Volke „zu den Schooten“ genannt wird. Alle ältesten deutschen Orte und Colonieen Oesterreichs liegen an der Donau, und zwar um so ältere, je näher sie bei Passau sind, und man kann dieß kleine enge Passau, in dessen Nähe die uralte Wurzel des österreichischen Staates, jetzt freilich vielfach verwischt, verwittert und mit nur schwachen, sich durch sie hinziehenden Lebensadern, liegt, das eigentliche enge Thor nennen, durch welches alles deutsche Leben weiter und immer weiter nach Osten in die „Länder der Hunnen und Avaren“ hinein wehte und jetzt soweit, als dieß die Gränzen des großen Kaiserstaates zeigen, sich ausgebreitet hat.

Den heiligen Florian sieht man fast an jeder österreichischen Hausmauer abgemalt, wie er als Schutzpatron der Wohnungen über ein brennendes Haus einen Eimer voll Wasser schüttet — zuweilen sind fromme Verse dazu geschrieben, die seinem Schutze das Haus empfehlen, mitunter auch sehr unfromme, wie mir z. B. folgender citirt wurde:

Haus und Hof leg' ich in Florian's Hand,
Wenn er's nicht schützt, ist's seine Schand'.

Erst in neuerer Zeit sieht man neben Florian's Bilde auch die Zeichen und Inschriften der Wiener und Triester Assecuranzgesellschaft erscheinen, deren Credit im Steigen ist, während der Glaube an Florian sinkt. — Dieser heilige Florian, dieser Vielverehrte, war in Olims Zeiten ein Heide und römischer Centurio, der von dem schönen Italien aus in's Lager an die Ufer der Donau kam. Er mochte hier, mit lauter ernsten Dingen beschäftigt und dem leichtsinnigen Treiben Roma's entzogen, auf mancherlei neue Ideen kommen und so zur Aufnahme des Samens der christlichen Religion empfänglich werden. Wie dieser Same auf diesen fruchtbaren Acker fiel und wie er keimte, sagt die Legende nicht. Genug, Florian ward ein eifriger Christ, bekannte und predigte die neue Lehre und wurde von seinem Chef, dem General Aquilius, dafür als rebellischer und wahnsinniger Neuerer zum Tode verurtheilt und wirklich am Ufer der Donau mit Keulen erschlagen. Seinen Leichnam warf man in's Wasser, wo er sich lange mit den Wellen mischte, bis die Prinzessin Valeria, die Tochter des Kaisers Diocletianus, diese in allen Donau-

gegenden bis an die türkische Grenze gepriesene Heilige, ihn aus der langen Umarmung mit den Wassernymphen an's feste Land hervorzog und ihn an der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, im Jahre 304 n. Chr. begrub. Sein langer Umgang mit den Donaunixen mochte ihn wohl zum Feuerlöscher besonders geschickt gemacht haben.

„Glauben Sie von dieser Erzählung, was Sie wollen," sagte mein kenntnißreicher Führer. „Sie können sie indeß nicht nur in allen Chroniken, die von unserem Kloster handeln, schwarz auf Weiß finden, sondern in unserer Gemäldegalerie auch bunt in Bunt; denn wir haben die ganze Geschichte auch auf 20 Oelgemälden dargestellt. Uebrigens sind wir nach unserer Stiftung noch mehre Male wieder zerstört worden, 627 und dann 737 von den Hunnen und Avaren. Dann haben wir die ganze Zeit bis 1071 wieder öde gelegen, wo wir von Passau aus wieder restaurirt wurden."

Unter den Gemälden des Klosters sind manche vortreffliche Sachen, z. B. einige altdeutsche Bilder, deren seit 400 Jahren in unveränderter Frische glühende Farben es deutlich genug besagten, daß auch in dem Technischen der Farbenbereitung die Alten weit vor uns, die wir nur schnellerbleichende Gemälde liefern, voraus sein mußten. Ich betrachtete mir besonders folgende Gemälde:

Einen Jan Steen. Ein Mann und eine Frau sitzen an einem Spieltische einem wohlbeleibten wilden Ritter gegenüber und scheinen unglücklich gespielt zu haben. Der Mann ist bleich und blickt starren Auges in die Karten, die er vor sich hin hält. Er ist ungewiß, welche Karte er

wählen soll, ohne Zweifel hat er die rechte, Glück bringende vor Augen und sieht sie deutlich, aber die Frage ist: ist es diese oder jene? Die Frau geht ihm dabei zu Rathe. Mit einigen Goldstücken, die ihm noch geblieben, sind seine Finger spielend beschäftigt. Der Gegner erwartet die Entscheidung, gelassen und ruhig hinter seinem hohen Goldberge sitzend.

Ein anderes Bild von demselben Maler. Ein Eremit sitzt in seiner Klause Gebete lesend. Hinter ihm schickt der Teufel eine Menge Ausgeburten der Hölle herauf, die in allerlei schrecklichen Gestalten sein Haupt umschwirren. Er beugt den Nacken und scheint in seiner Angst begierig und begieriger die Gebete zu lesen, an denen seine Seele in der Bedrängniß wie an Strohhalmen Haltung sucht. Es schien die heiterste Sonne auf dieß grausige Bild, und ich war nicht gestimmt, an seine Wahrheit zu glauben. Aber giebt es nicht stürmische Stunden, wo unser Geist an die Existenz noch fürchterlicher Ungethüme, als sie je ein Maler malte, nicht nur glaubt, sondern sie auch fühlt und empfindet?

Auf ein Portrait der englischen Königin Elisabeth machte mich der Galeriediener mit den Worten aufmerksam: „Schaun's, das ist die schlimme Elisabeth von England." Dieß Beiwort: „die schlimme," mag Elisabeth in den katholischen Klöstern wohl beständig erhalten wie in England selbst das „der Großen."

Auch Erinnerungen an die Zeiten, wo die Spanier die nächsten Brüder der Oesterreicher waren, findet man in den Donauklöstern nicht selten. So sieht man hier das Portrait eines schönen, jungen, blassen Spaniers Namens Petrus

de Toledo, das er seiner geliebten Freundin, Sophie von Möser, nach Kärnthen sandte, „damit sie," wie es in dem an sie gerichteten und hinten aufgeklebten lateinischen Begleitungsschreiben heißt, „doch in so gar großer Entfernung auch zuweilen seiner eingedenk sein und sich einbilden könne, er wäre selber bei ihr." Vielleicht war es ein spanischer Edelmann am Hofe Carl's V. Wie der Roman geendigt haben mochte, meldete keine Kunde. Das rauhe harte Leben schließt die Romane überhaupt in der Regel nie so schön und mit lauter so erwünschtem Erfolge, Heil und Glück, wie Lafontaine und Consorten.

In der naturhistorischen Sammlung fielen mir als besonders interessant folgende Stücke auf: ein weißer Kuckuck, ein weißer Falke, eine weiße Schwalbe und ein weißer Finke, die alle in der Nähe des Klosters geschossen worden waren, und dann, halb der Gemäldegalerie, halb dem Museum angehörig, eine besondere Art von Malerei mit Schmetterlingsflügeln, die Erfindung eines müßigen Mönchs, die sich wahrscheinlich nicht über die Mauern dieses Klosters verbreitet hat. Derselbe hatte nämlich Landschaften aus den Stücken verschieden gefärbter Schmetterlingsflügel zusammengesetzt, indem er jedes Stück, welches ihm dienen konnte, ausschnitt und es dahin klebte, wo er es brauchen konnte. Er hatte es in dieser Art von Malerei in der That zur Meisterschaft gebracht; denn seine Gemälde hatten in der Ferne ganz den Effect von ausgezeichneten Pastellgemälden. Indeß sagte man mir, habe der Maler nicht weniger als 22,000 Tag- und Nachtfalter zu einem dieser Gemälde getödtet.

Die Bibliothek des Klosters besteht aus 40,000 Bänden. Der Saal der Sammlung ist schön und groß und einer Musenhalle würdig gebaut, wie man dergleichen überall in den österreichischen Klöstern ersten Ranges sieht. Außer der Göttinger kenne ich keine andere deutsche Universität, die einen so prachtvollen Bibliotheksaal hätte, wie es der Florianische ist. Mit dem Inhalte der Sammlung ist es natürlich wieder etwas Anderes. Theologica bilden allerdings die Hauptsache, und die alten Kirchenväter findet man hier wie in anderen Klöstern besonders vollzählig, unter anderen auch in den Prachtausgaben von Paris. Uebrigens sind auch alle anderen Fächer des Wissens hier nie vernachlässigt worden. Die Censurverhältnisse dieser Klöster sind die ungenirtesten von der Welt. Denn für sie giebt es keine verbotene Frucht. Sie können sich Alles verschaffen und haben nie eine Untersuchung zu fürchten; denn wenn irgend Jemand, so gehören sie zu den „betrauten Personen" in Oesterreich; ja sie sind geradezu die Asyle der von der Censur verfolgten und in den Bann gethanen Schriften; denn selbst die, welche die Polizei anderswo in Bibliotheken, Buchhandlungen oder sonst in Beschlag nahm, werden häufig an die Klöster vertheilt, wo man solche unruhige Blätter an einem ruhigen Platze weiß. Die Mönche wissen daher in allen diesen Dingen ganz gut Bescheid und beobachten nur die Vorsicht dabei, jene Schriften zuweilen entweder in den zweiten Rang hinter andere oder in die oberen Reihen zu stellen. Groß ist der Wirkungskreis dieser herrlichen Klosterbibliotheken wohl nicht, denn sie sind nur als Privatsammlungen der Klöster zu betrachten,

und an andere Personen werden keine Bücher ausgeliehen. Indeß ist es für die Zukunft nichtsdestoweniger interessant zu wissen, welcher literarische Stoff sich hier niederschlägt und ansammelt; denn es wird doch wohl noch einmal ein zweiter Joseph kommen, der diese schönen Säle dem großen Publicum eröffnet und ihren Inhalt zu gemeinem Staatsgute erklärt. Besonders freute ich mich in dieser Beziehung, auch die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes, bis auf Luden, Menzel, Pfister u. s. w. herab, überall gut bedacht zu finden. Auch die Monumenta Germanorum fehlten nicht. Einen nicht geringen Schrecken aber verursachte mir ein historisch-geographisches Werk über Unterösterreich in 30 Bänden. Sollte dieses Werk dereinst, wie Meidinger's Grammatik, die doch noch schlechter ist, auch zwanzig Auflagen erleben, so könnte man gewiß mit all dem Papiere einen guten Theil von dem nur 300 Quadratmeilen großen Unterösterreich zudecken. Nähme man alle Maculatur der Deutschen zusammen, so könnte man damit den ganzen Erdglobus bekleben und vielleicht auch noch dazu die Sonne verkleistern.

Das Florianerkloster besitzt als sein Eigenthum nicht weniger als 787 Häuser und Höfe oder, wie sie sich ausdrücken, 787 „Nummern." Es ist aber doch nur ein „Dreiviertelskloster." Die meisten Klöster sind nur „halbe" oder „Viertelsklöster," Kremsmünster aber ist eins von den wenigen „ganzen Klöstern." Ich habe nicht recht erfahren können, nach welchem Maßstabe das Volk, bei dem diese Ausdrücke ganz gäng und gebe sind, und das alle Klöster darnach zu classificiren weiß, dabei verfährt, und selbst die Geistlichen

haben mir dieß nicht sagen können. Vielleicht mag es eine alte Redeweise sein, aus den Zeiten, wo die Klöster noch der Kriegssteuer wegen abgeschätzt wurden. Florian müßte sonst 50,000 bis 60,000 Gulden Kriegssteuer zahlen, wenn Kremsmünster 80,000 Gulden gab.

Zu jenen Zeiten der Kriegssteuer zogen die Erzherzoge von Oesterreich oft mit 450 Reisigen und Pferden zu Gastgelagen „bei den Florianern" ein. Die jetzigen Kaiser, die auch wohl noch kommen, ziehen oft viel bescheidener daher. Doch ist man beständig auf ihren Besuch eingerichtet und hat hier, wie auch in allen anderen österreichischen Klöstern, eine ganze Suite sogenannter „Kaiserzimmer." Die Reihe der hohen Gäste, die hier, von Kaiser Arnulph dem Kinde an, bei den Augustiner Herren aus- und einwanderten, ist zahllos. Auch dem hochherzigen Türkenbezwinger, dem Prinzen Eugen, wanden sie Lorbeern. Bei seiner Anwesenheit dahier schlief er in einer prächtigen Bettstelle, an deren vier Füße türkische Gefangene geschmiedet waren (d. h. in effigie). Gemälde der Schlachten von Zenta, Mohacs und Belgrad schmückten die Wände, und jede Kerze im Gesellschaftszimmer wurde von einem in Holz geschnitzten Mohren getragen. Und dieß Alles wurde noch bis heute zum Andenken so gelassen. Auch der Papst Pius VI. wurde hier auf jener merkwürdigen Reise nach Wien bewirthet und ertheilte von dem Balcon seines Zimmers herab nicht weniger als 30,000 von dieß- und jenseits der Donau, von ob und unter der Ens zusammengekommenen Menschen seinen Segen.

Außer den Kaisern, Prinzen und Päpsten kehren auch

gewöhnlich die reisenden Studenten in diesem Kloster ein, und zur Zeit der Ferien findet man immer einige davon in den ihnen unten angewiesenen Zimmern. In einem derselben fand ich ein räthselhaftes Möbel, dessen Bestimmung ich nicht gleich errieth. Mein Begleiter machte mich auf eine Inschrift, die es an der Stirne trug, aufmerksam, und ich fand darin folgende sinnreiche Bezeichnung eines Ofens: „Hoc in tumulo hiems arida aestatis ossa consumit."

Fast in allen Kirchen der österreichischen Klöster habe ich kleine Rothschwänzchen als regelmäßige Bewohner der Gesimse und inneren Räume gefunden. Auch in der prächtigen Kirche bei den Florianern war ihr liebliches Gezwitscher das einzige Lob Gottes, welches bei unserer Anwesenheit vielstimmiger als eine Orgel darin erscholl. Der Kirchendiener sagte uns, in der Brütezeit seien es ihrer oft so unzählig viele, daß die Rede des Predigers von ihrem Gesange überschrieen würde. Die Sperlinge siedeln sich bloß auswärts am Dache an. Die Schwalben kommen zu Zeiten bleiben Jahre lang und verlieren sich dann wieder.

Carlo Carlone nannte sich der Baumeister dieser Kirche, und in der That dieser Mann muß etwas von der Musik, die in den Zahlen- und Größenverhältnissen liegt, verstanden haben; denn die Höhe, Breite und Länge der Kirche, die Verhältnisse der Fenster, der Kirchenlogen, Corridore, Chöre und der sie tragenden Gewölbe und Säulen zu einander sowohl, als auch zum Ganzen sind in ein so harmonisches Ebenmaß gebracht, daß der musikalische Eindruck davon sogleich bei'm Eintritt uns unwiderstehlich ergriff. Dabei sind alle diese schönen Hauptlinien des Ge-

bäudes mit den reichsten, geschmackvollsten und solidesten Stukkaturen, wie sie nur aus den Händen von Italienern hervorgingen, bedeckt. Um alle Balcons, Gesimse und Plafonds winden und gruppiren sich Hunderte von Engeln in himmlischen Schaaren. Faltige Vorhänge, meisterhaft in Gyps ausgeführt, schlagen ihren reichen Faltenwurf in jedem Thore oder Durchgange, und die zierlichsten Kränze, Blumengewinde und Arabesken ziehen sich in überschwänglicher Fülle und in den gefälligsten Zeichnungen durch das Ganze, und ich muß gestehen, daß ich hier zum ersten Male schätzen lernte, was Stukkatur zu bedeuten habe und was sie vermöge.

Die Kirche hat drei Orgeln, die größte im Hintergrunde vis-à-vis dem Altare und zwei kleinere in der Nähe des Chors sich gegenüberstehend. Die große ist das Meisterstück eines Oesterreichers Namens Christmann, hat 5230 Pfeifen, unter denen die stärksten, aus dem feinsten englischen Zinn gegossen, 32 Schuh Höhe, 4½ Schuh Umfang haben und 5 Centner wiegen. Die „Orgelkörbe,“ die den Sitz des Orgelspielers und der Sänger emportragen, zeigen ein bewundernswerthes und unübertrefflich künstliches Holzschnitzwerk. Sie stellen einen Riesenkorb oder einen Balcon oder Erker dar, der aus dem dichtesten Gebüsch sich einander verschlingender akanthusartiger Blätter besteht, die sich auf geschmackvollste Weise in- und übereinander hin verschlingen. Unten verwebt sich das Holzwerk dieser Orgelkörbe mit dem der Chorherrnsitze und Betstühle. Die Säulchen dieser Stühle und ihrer Baldachine bestehen theils aus schwarzgebeiztem Holze, theils aus Birkenmasern, und

die zahlreichen großen Maserstücke sind schon an und für sich eine Naturmerkwürdigkeit. Das Ganze dieser Chorherrnstühle ist mit der schönsten architektonischen Zeichnung und mit großer Solidität gebaut, und dabei das Einzelne mit einer Sauberkeit und Zierlichkeit ausgeführt, die man sonst nur an Tabacksdosen oder anderen Bijoux zu verschwenden pflegte. Bei genauer Betrachtung findet man noch jedes kleine Leistchen wieder künstlich und mühsam zusammengesetzt und Alles von feinster Politur überzogen.

Mit einem Worte also und Summa! präsentirt auch einmal das Gewehr vor den österreichischen Mönchen und salutirt die, welche ihr so oft verachtet, ohne auch nur entfernt ihre Lichtseiten zu kennen. Ich muß gestehen, daß ich nichts mehr wünschte, als daß Pater Kurz und die anderen Herren meinen Händedruck, mit dem ich Abschied von ihnen nahm, als ein aufrichtiges Zeichen meiner Hochachtung angesehen hätten.

Besuch bei österreichischen Bauern.

Die Bauern von Nieder- und Oberösterreich haben von allen Bauern der österreichischen Monarchie — mit einziger Ausnahme der Po-Bauern im Mailändischen — ohne Zweifel die höchste Stufe von Wohlbefinden und Freiheit erreicht. Der Landmann in Galizien, Böhmen und Ungarn ist, im Ganzen genommen, noch leibeigen, und der Bewohner der Alpenprovinzen Steiermark, Tirol u. s. w. ist arm. Strich- und stellenweise ist freilich der Landbau auch in allen diesen Ländern in besserem Zustande und der Bauer freier und wohlhabender.

Die Hanna in Mähren ist berühmt, die Zips in Ungarn, das Sachsenland in Siebenbürgen, das Egerthal in Böhmen und viele reiche Thäler in den Alpen machen bemerkenswerthe Ausnahmen. Auch dürfte man in allen den anderen bezeichneten Strichen der Monarchie nicht alle Bauern so schlechtweg als Sclaven verachten oder bedauern und müßte dabei noch manche, mildernde Ausnahmen begründende Umstände erwägen. — Summa summarum aber bleibt es nichtsdestoweniger doch ausgemacht, daß der österreichische Donaubauer alle anderen, sowohl in Bezug auf Bildung, Solidität des Charakters, feste Begründung und Anerkennung seiner Menschenrechte, als auch in Bezug auf den Betrieb der Landwirthschaft und seine Wohlhabenheit bei Weitem übertrifft.

Zu den reichsten und berühmtesten unter diesen Bauern gehören die in der Gegend des Klosters St. Florian. Einige von ihnen sind sogar so ausgezeichnet, daß sie schon mehr als einmal ihre Kaiser bei sich empfangen haben, und einer von diesen ist der vielgenannte „Meier in der Tann'.“ An dem heutigen schönen Sommertage stand ihnen indeß nur der Besuch eines gewöhnlichen Reisenden bevor. Durch schöne Waldungen, über üppige Wiesen, zwischen gut bestellten Aeckern und Obstgärten wanderte ich auf schmalen Fußpfaden zu dem Gehöfte dieses reichen Mannes, ein kleiner Wegweiser vom Kloster mir voran.

Die Florianer und überhaupt die österreichischen Bauern, die von ob der Ens jedoch mehr als die von unter der Ens, wohnen häufiger in einzelnen, isolirten Gehöften, um die sich dann ihr Landbesitz arrondirt, als in Dörfern. Sie

nennen das „Einschichten“ oder „einschichtige Höfe.“ Vielleicht mag diese auch in Westphalen und anderen Gegenden Deutschlands übliche Weise hier zunächst, wie die Bevölkerung selbst, aus Baiern gekommen sein, wo man auch in einigen Donaugegenden von einschichtigen Höfen spricht, die man dann weiterhin in Baiern selbst „Einöden“ nennt.

Die Bauern haben alle einen doppelten Namen, erstlich einen Familiennamen, der auf alle ihre Kinder forterbt, und dann einen Namen als Besitzer des Gehöftes, der blos auf ihre Nachfolger übergeht. Die letzteren Namen sind ohne Zweifel uralt, ebenso wie die Gehöfte und ihre Gebiete selbst. Solche Namen sind z. B. folgende: „der Lehner im Föhrenbach,“ „der Meier im leeren Busch,“ „der Zehnter auf'm Gömmering,“ „der Meier in der Tann',“ „der Schildhuber,“ „der Dindelhuber,“ und der vollständige Name eines solchen Bauern, den sie auf ihren Papieren als Unterschrift setzen, ist dann oft ganz prächtig und lang, z. B. „Johann Plaß, Meier in der Tann',“ oder „Joseph Fimberger der Schildhuber.“ Im gewöhnlichen Leben aber ist die Bezeichnung nach dem Gehöfte gewöhnlicher als die nach der Familie. Man sagt daher häufiger: „der Schildhuber war heute da,“ und nicht: „Joseph Fimberger.“ Die Frauen werden aber gewöhnlich bei ihren Familiennamen genannt, jedoch auch auf eine von unseren Gewohnheiten abweichende Weise. Es wird nämlich alle Mal die weibliche Endung angehängt, z. B. „Maria Fimbergerin,“ „die Möserin,“ statt, wie wir sagen würden, „Frau Möser,“ und so schreiben sie sich auch.

Der „Meier in der Tann’,“ sagten mir alle, „ah der hat a Haus wie ein G’schloß,“ und in der That sind die meisten dieser großen Bauernhäuser wie Schlösser mit vier Flügeln in einem Carré gebaut. Durch eine enge Thür kommen die Fußgänger in dem einen Flügel in’s Wohnhaus, und durch einen großen Thorweg im anderen Flügel fahren die beladenen Wagen in das innere Gehöft ein. Die Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern u. s. w. sind in den anderen Flügeln vertheilt Das Ganze ist zweistöckig und von stattlichem Ansehen. Das Haus ist außen und auch innen über den Thüren mit frommen Sprüchen versehen, und ebenso sind auch die Hausgeräthschaften bis auf die Teller herab mit Bibelstellen und Versen geschmückt. Bei’m Meier in der Tann’ fand ich sogar die Mehlsäcke in erster Person reden, und wo wir weniger poetischen Norddeutschen uns einfach mit einem Stempel oder mit den Worten: „Fritz Meier“ begnügt hätten, stand hier auf den Mehlsäcken:

„Es wisse hiermit Jedermann:
„Ich gehöre allezeit dem Meier in der Tann’.“

Das große Hauptzimmer des Hauses, das gleich in der Nähe des Vorhauses liegt, nennen sie die „Meiersstube“ oder nach österreichischer Aussprache die „Moiesstubn.“ Sie ist der gewöhnliche Aufenthalt und Sammelplatz aller Hausmitglieder, sowie auch das Speisezimmer; auch sitzen die Weiber im Winter darin zum Spinnen und zu anderen kleinen häuslichen Geschäften vereinigt. Daneben befinden sich gleich die Schlafstuben des Ehepaars und ihrer Kinder und gegenüber, auf der anderen Seite

des Vorplatzes die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Thüre in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Der „Meier in der Tann'" hatte auch noch sein eigenes Arbeitszimmer und Cabinet daneben.

Oben im zweiten Stock befinden sich die Gast- und Sonntagszimmer und Vorrathskammern. Manche haben in den Sonntagszimmern sich selbst und ihre nächsten Verwandten und Ahnherren porträtirt bis zum Großvater und Großonkel hinauf. Bei'm Meier in der Tann' sahen diese Ahnenbilder alle wie Venetianische Edelleute aus, denn sie waren, Männer wie Weiber, alle von Kopf bis zu Fuß in rabenschwarzer Kleidung. Man findet auch immer hier eine Reihe von Betten mit magnifiken Federgebirgen und bunten Decken belegt, für Gäste, die etwa kommen könnten. In diesen Sonntagsstuben liegen denn auch in Schränken, Kasten und Truhen der Brautschmuck, die Leinwand- und Metallschätze und die Feierkleider der Frau, — ein schwarzer Spenzer, ein schwarzseidener „Kittel" (so nennen sie selbst das beßte Kleid) und eine hübsche, oben auf der Spitze mit einem aus Perlen zusammengesetzten Sterne versehene Ohrhaube von Otterfell verborgen, lauter Dinge, die noch jetzt in Form und Stoff vielfach an das Mutterland Baiern erinnern. Dann ist aber auch das „Kastl" (Zimmer) zum Obst, wo man ganze Kasten voll getrockneter Aepfel, Pflaumen und Birnen findet, alsdann eine eigene „G'schirrkammer," in der die Fülle von Pferdegeschirren, die Ordnung und der einfache Schmuck unter ihnen mehr gefällt als der brillanteste Putz und

die peinlichste Accuratesse in einem königlichen Marstalle, weil es eben bei Bauern ist. Zuweilen findet man da auch alte, lange gesparte Sattel, mit rothem Sammet überzogen, die ihrer Form nach so alt scheinen, wie die Reitkunst. In manchen Bauernhöfen giebt es nicht weniger als vierzig solcher Zimmer und Räume.

Die berühmteste und am meisten verbreitete Pferderace in allen den Ländern zwischen München und Wien im Süden der Donau ist die Pinzgauer, „'s Pinzger G'schlag," sagen die Oesterreicher. Es sind dieß sehr große, stattliche Thiere. Sie kommen als Füllen gewöhnlich hierher, werden auf den schönen Wiesen der Donauebene aufgezogen, als Ackerpferde von den Bauern eine Zeit lang gebraucht und gehen dann wohl nach Wien, wo man diese Riesenthiere im Dienste der Schlächter und Bierbrauer das Pflaster treten sieht. Bei'm „Lehner im Föhrenbach" sah ich einen zweijährigen Pinzgauer Hengst, den ich gewiß für ein antidiluvianisches Thier gehalten hätte, wenn ich nicht bestimmt überzeugt gewesen wäre, daß die Sündfluth an diesem Tage längst abgebüßt gewesen.

Auch das Hornvieh der Donauebenen bekommt von den Gebirgen her, wo oft Viehzucht die einzig mögliche Beschäftigung ist, einen beständigen Zuwachs. Aus dem Pinzgau, Pongau und von den steierischen Alpen her wandert immer nach der Donau hin das Vieh hinab, um hier die Lücken zu füllen, welche der Tod und der Schlächter in den Stallungen machten und welche die geringere Viehproduction der Ebene nicht völlig wieder ausfüllt.

Die merkwürdigsten Stallungen sind aber bei diesen

österreichischen Bauern ihre Schweineställe, besonders für Jemanden, der aus einem Lande kommt, wo „Swinekowen" gebräuchlich sind, ich meine, für einen Norddeutschen. Es sind diese österreichischen Schweineställe hohe, große Räume, in denen sich lange Reihen von kleinen, allseitig geschlossenen, nur oben offenen Kasten befinden. Jeder dieser Kasten ist die Wohnung eines Schweines. Gewöhnlich sind diese Kasten aus dicken Balken zusammengezimmert, bei den reicheren Bauern aber bestehen sie aus soliden, plattbehauenen Quadersteinen. Die Fütterung wird jedem Schweine besonders in seinem Kasten gegeben. Auf diese Weise haben die Schweine beständig frische Luft, und doch sind sie eng genug eingeschlossen, um sich dem Fettwerden mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit überlassen zu können. Dabei schützt sie das Isolirungssystem eins vor dem anderen, und in dem steinernen Kasten läßt sich auch bei diesem schmutzigen Thiere die größte Reinlichkeit erzielen. Ich glaube, es sind dieß die vollkommensten Schweineställe, die man in Europa findet, und denke, daß selbst Circe für Ulyß und seine Gefährten keine besseren hatte.

Auch die „Mostpresse" muß man in einem österreichischen Bauernhause bewundern. Obgleich sie nur Cider bereiten (denn in Oberösterreich giebt es noch keinen Weinbau), so machen sie doch großes Wesen davon und gewinnen sowohl von Birnen als von Aepfeln den berauschenden Saft. Die Früchte werden zuvor unter einem großen Steine, der von einem Pferde in Bewegung gesetzt wird, zerdrückt und dann auf Pressen völlig ausgequetscht. In großen Wirthschaften sieht man oft zehn bis zwölf solcher Pressen.

So wenig uns das sauere Getränk so vieler Umstände werth scheint, so ist es hier doch ein unabweisliches Bedürfniß geworden, und die „Zehntner im Gömmering“ und die „Meiers im leeren Busch“ würden morgen am Tage ihre Knechte verlieren, wenn sie ihnen nicht die gewohnte Portion „Aepfelwein“ mehr zutheilen wollten. Weiter oben nach der Donau hinauf, im Lande der biertrinkenden Baiern, hört dann auch der Cider auf. Weiter unten hinab kommen aber die saueren österreichischen, dann die süßen ungarischen Weine.

Der „Meier in der Tann'“ hat nicht weniger als vierzig Leute, seine Kinder eingerechnet, in seinem Hause. Er erzählte mir viel vom Kaiser Franz und vom Erzherzog Maximilian, die wiederholt bei ihm eingekehrt waren. Die Frau und die Kinder machten Nudeln für den morgenden Festtag. Es waltete dabei Zucht und Ordnung, und hinter dem Christusbilde an der Wand sah ich dasjenige Erziehungshülfsmittel stecken, welches wir gewöhnlich hinter dasjenige Hausmöbel verbergen, das uns täglich und stündlich die meisten angenehmsten und unangenehmsten Wahrheiten sagt.

Als der „Meier in der Tann'“ mich über seinen Hof zum Thore hinaus begleitete, fragte ich ihn: „Diese fetten „Händl“ da verkaufen Sie wohl in die Stadt?“ „Nä,“ antwortete er, „warum soll ich sie zur Stadt verkaufe? — Ich kann sie ja selber esse, 's isch besser äso!“ — Später erst lernte ich, daß dieß eine stehende Redensart der reichen österreichischen Bauern bei manchen Gelegenheiten sei. „I

kann's ja selber i brauche, 's isch besser aso!" sagen sie von vielen Dingen.

Der „Bua" und „'s Diandel" begleiteten uns; der Bua hieß Seppi und 's Diandel Barbara, zwei frische, freundliche Kinder. Als wir unter den großen Bäumen, die das Gehöfte umgaben, (wie denn gewöhnlich jedes dieser Gehöfte von solchen alten Bäumen umgeben ist) ankamen, wünschten sie mir freundlich ein „Behüt' Ihne Gott! behüt' Ihne Gott!" — und ich sagte ihnen auf ihre Weise mein „Gelt's Gott, Kinder! Gelt's Gott!" und trat die Rückreise nach Ebelsberg an, durch alle die gesegneten Fluren, auf welche die rauhen und armen Hochgebirge beständig so neidische Blicke werfen.

Der reichste Bauer in ganz Oberösterreich ist der Stedinger. Auch ihn hatte ich später Gelegenheit zu besuchen, doch glich sich auf diesen Gehöften, im Ganzen genommen, Alles wie ein Ei dem anderen.

Von persönlichen Leistungen der Bauern an die Grundherrschaft, von Frohnden oder, wie die Oesterreicher sagen, „Roboten" ist in den Ländern ob und unter der Ens wenig mehr die Rede. Es sind in der Regel Geldabgaben an ihre Stelle getreten. Aber der Zehnte, den die Grundherrschaften überall erheben, die vielen Einquartirungslasten, die Militairconscription, welcher der Adel nicht unterworfen ist, und viele kaiserliche und herrschaftliche Steuern drücken den Bauernstand vorzugsweise. Da das Land im Ganzen aber fruchtbar ist, die Leute fleißig und mäßig leben und dabei die gerichtliche Praxis der Ungünstigkeit der bestehenden Steuergesetze zum Trotze den Unterthanen so günstig

sich zeigt, daß selbst Kaiser Franz sich zuweilen beklagte, er könne in seinen Processen gegen seine eigenen Bauern nicht Recht erhalten, so ist bei dem Allen der Ackerbau in so gutem Stande, wie wir ihn oben schilderten. — Ein merkwürdiges Gesetz bei ihnen ist noch das, daß nicht auf den ältesten, sondern auf den jüngsten Sohn das Bauerngut übergeht. Man nimmt an, daß die älteren Brüder bei'm Tode der Aeltern sich schon anderweitig haben versorgen können, während der jüngste dann oft besonders einer Erbschaft bedarf. Bei uns ist wohl die richtigere Idee herrschend, daß in der Regel der älteste Sohn auch der tüchtigste und natürlichste Vormund für die anderen sei und also besonders in Stand gesetzt werden müsse, um auf wirksame Weise an die Stelle der Aeltern treten zu können.

Was machen denn die schönen Linzerinnen?

Das Donaudampfschiff war angekommen, und ein guter Bekannter, mit dem ich in Linz zusammentreffen wollte, stieg aus. „Aha, guten Morgen, mein Lieber!“ sagte er zu mir, „nun, was machen denn die schönen Linzerinnen?“ — Wie ein schwerer Vorwurf fiel mir diese Frage, die vielleicht auch schon manchem meiner Leser auf den Lippen geschwebt hat, auf's Herz. Denn in der That ich war schon zwei Tage in Linz und hatte noch gar nicht ernstlich an jene so gepriesenen Celebritäten dieser Stadt gedacht. „Aber, mein Gott, wie ist das möglich?“ wird hier vielleicht mancher geneigte Leser denken. „Begegnen Einem denn nicht die schönen Linzerinnen auf allen Straßen? Sieht

man denn diese herrlichen schlanken Mädchen nicht in allen Küchen? Präsentiren sich denn ihre reizenden Gesichter nicht in hundert Exemplaren auf den Märkten, in den Theatern, in den Kirchen?" — Nein, das ist es eben, daß dieß Alles nicht so der Fall ist. Ich war auf dem Markte gewesen, hatte daselbst viele Bauermädchen ganz arglos angesehen, ohne mich auch nur in eine einzige zu verlieben. Ich war in der Kirche gewesen, wo ich blos alte Weiber fand. Auch war ich im Theater gewesen und hatte daselbst mehre kleine krüppelige und zwergige Personen gesehen, freilich auch viele gerade gewachsene, und so machte es sich denn ganz natürlich, daß ich die Schönen von Linz über die Irren, die Teppiche, die Bauern und Mönche so ganz und gar vergessen konnte.

„Aber vorhanden sind sie doch nichtsdestoweniger, davon bin ich überzeugt," sagte mein Freund. „Denn ich habe noch keinen weit in der Welt verbreiteten Ruhm gefunden, der ganz aus der Luft gegriffen gewesen wäre. Alles Schöne will aufgesucht sein." Und um uns die aufgeworfene Frage: „was machen denn die schönen Linzerinnen?" beantworten zu können, nahmen wir unseren Stock und Hut und spazierten aus unserem zweiten Stocke die Treppe hinab.

Dieß führte uns zunächst in die Küche, welche in den österreichischen Wirthshäusern fast durchgängig eine Treppe hoch ist. Wir fanden darin vier bis sechs junge Mädchen und eine etwas ältere, die eigentliche Köchin und Lehrerin der übrigen. Diese ältere war die hübscheste von allen, und ich bat sie nicht wenig um Verzeihung, daß ich ihre leb-

haften Linzer Augen und ihren beständig schalkisch lächelnden Linzer Mund bisher so geringer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Sie buken eben „backen' Hänel" und „Linzer Torten," und wir nahmen diese Gelegenheit wahr, sie um das Recept dieser berühmten Torte zu befragen.

„Na, geng's her," sagte die Hauptköchin, „nehmen's Büchel und schreiben's aufi, was i soag': Zum Linzer Torten nehmt's a Butter, gflaumig abgerieben, und schüttet's in die heiße Kuchenform. Zum Kuchenteig selbst nehmt's a Zucker, a wenk (wenig) fein gestoßen, Mehl und Eier. Mit einem Theelöffel legt's davon in die Butter, a Füllung von Obstsaft oder sonst etwas Einkochtes darüber. Das Ganze zugedeckt mit Teigkugeln, die es in der Hand dreht, — im Feuer gebacken, — noch Mal Zucker darauf gestreut, und fertig ist die Linzer Torten, daß es einbeißen könnt." Recht hübsch, ganz allerliebst klang in ihrem Munde dieses Linzerische Deutsch. Wir dankten ihr, und wenn sie auch nicht hübsch genug war, um schön genannt zu werden, so gab sie uns doch schon eine kleine Idee und Vorahnung davon, was die Linzerinnen zu sein vermögen, wenn die guten in ihnen liegenden Anlagen sich zu einer höheren Blüthe entfalteten.

Wir stiegen auch die zweite Treppe des Hauses hinab und kamen vor die Thüre, vor welcher mehre Stellwagen aufgefahren waren. Der eine meldete auf seinem Schilde, daß er nach Steyer führe, der andere, daß er um vier Uhr nach Wels abgehe. „Halt! was sitzt da in dem Stey'rer Wagen?" rief mein scharfsichtiger Freund, „wahrlich eine schöne Linzerin! — Wie heißt Du, mein gutes

Kind!" — „Peppi, Herr!" — Die schönen Linzerinnen heißen wunderbarer Weise in der Regel „Peppi;" jedoch auch „Nannerl" zuweilen, auch andere mitunter „Resi" (Therese). Die Pferde waren noch nicht vorgespannt. Aber Peppi saß doch schon seit einer guten Viertelstunde auf ihrem Platze, um desselben gewiß zu sein. Denn die schönen Linzerinnen finden nicht überall so artige Männer, wie meinen Begleiter, der ihr gewiß alle Plätze der Welt, sogar den ihm theuersten, an seinem Busen, angeboten hätte. In der That, sie gefiel ihm sehr und mir auch und war ohne Zweifel eine von den Hauptstützen des großen Namens ihrer Landsmannschaft im Auslande. Da der Wagen sich, wie gesagt, nicht von der Stelle bewegte, so saß sie unter seinem auf den Seiten offenen Dache wie ein schönes Bild da. Sie stützte ihren Arm auf die harte Holzlehne des Wagensitzes und blickte halb verlegen, halb schalkisch lächelnd zur Seite. Wahrlich gerade auf solche schöne feuerige Augen, gerade auf einen solchen mit sanfter Röthe erblühenden Teint, auf solche edle Conturen des zierlichen Gesichtes und auf keinen anderen als gerade auf einen so schlanken eleganten Wuchs, wie er uns durch das offene Gestell des Wagenstuhles sichtbar wurde, mußten die Fundamente des Ruhmes der Linzer Schönheit gebaut sein. Wir wünschten Peppi nach einigen artigen Complimenten, die ihr mein Begleiter machte, eine glückliche Reise, und sie gab uns ein freundliches „Gelt's Gott."

„Peppi" hatte ein eng anschließendes Mieder von dunkler Farbe an, und um ihr schlicht gescheiteltes Haar trug

sie ein schwarzes „Tüchl“ geknotet, dessen lange Enden zur Seite in die Luft flatterten. Und so auf diese Weise haben's fast alle Peppi's und Resi's in Linz. Wir fanden, daß sie dieß Alles, besonders das flatternde Tuch um den Kopf so hübsch kleidet, daß wir beinah sämmtlichen Schönen der Welt diese Coiffure anempfehlen möchten. „O, Linzerinnen, wachet und bewahret die Tracht; denn nach den Zeiten, da Linz Freude und Jugend euch bot, kommen verführerische.“ Im Ganzen freilich bin ich der Meinung, die Linzerinnen sind „brafe Madeln.“ Wenigstens sagten mir die Leute immer, wenn ich mich wohl nach der einen oder der anderen erkundigte: „O 's isch a brafes Madel!“ — Aber dennoch die große üppige Hauptstadt Wien hat schon mancher das Köpfchen und das Herzchen dazu verdreht. Freilich haben sie auch in Linz ihre Verehrer, und es ist keine unter ihnen, die nicht ihren Liebhaber besäße, und die nicht irgend einen jungen Menschen „den Ihrigen“ heißen könnte. „Der Meine“ nennen sie ihn, wenn sie Anderen davon erzählen. Das Verhältniß mit „dem Meinen“ ist aber in der Regel ein ganz unschuldiges. Die schöne Linzerin hat ihn am Gängelbande, wie ein Hündchen. Der Meine muß „der Seinen“ in allen Stücken zu Willen sein, sie verehren und nach ihr schmachten. Er muß bei'm Brunnen ihre Thränen trocknen, die sie über harte Aeltern oder Herrschaften weint, dann sie vor allen Dingen Sonntags auf den Tanzboden führen und sie bei diesem Vergnügen frei halten. — So ein „Meiner“ bleibt der Seinen oft sechs und mehr Jahre lang treu, und die Seine bleibt

dabei immer „an brafes Madel," bis es dem Ihrigen eines Tages möglich wird, ihr statt des schwarzen Kopftüchel die goldene Haube der Linzer Bürgerinnen anzubieten.

Aber, wie gesagt, die Kaiserstadt Wien ist nahe und macht den schönen Peppi's und Resi's von Linz oft noch viel angenehmere Anerbieten, als „die Meinen" es vermögen. In Linz spielt nur Herr Pauxrl auf einer schlechten Violine zum Tanz auf. In Wien aber kann Jedermann nach der weltberühmten Violine des Herrn Strauß tanzen. In Linz geht man allenfalls mit einem Blumenstrauße in der Hand auf dem Freinberge spazieren. In Wien — aber wer wollte wohl lange bei dem Vergleiche von Wien und Linz verweilen, zweien Dingen, die sich verhalten wie die große Sonne zu einem kleinen Planeten. Genug, wenn eine junge schöne Linzerin einen Antrag von Wien aus erhält, als „Stubenmadl," oder als „Kaffeehausdame," oder als „Ladenmamsell," oder „Putznähterin". — (und da die Wiener sehr gut den lieblichen Ruf der Linzerinnen kennen, und sie besonders bei ihnen beliebt sind, so werden ihnen solche Anträge häufiger als ihren anderen Provinzschwestern gemacht), — dann greift sie sogleich mit beiden Händen zu, verschenkt ihr schwarzseidenes Kopftüch'l an ihre jüngere Schwester, packt, was sie sonst von ihren Sächelchen der Mühe werth hält, ein, sagt dem „Meinen" ein „Behüt di Gott," tröstet ihn damit, daß sie bald wiederkommen werde, und kutschirt mit dem nächsten Stellwagen über Ens, Mölk und St. Pölten nach Wien ab oder „abe," wie sie hier sagen. — Ich bin freilich weit davon entfernt, zu glauben, daß diese Fahrt nach Wien für alle jungen

Linzerinnen eine directe Fahrt zur Hölle sei. Aber eine solche Himmelfahrt, wofür sie die meisten halten, ist sie auch nicht. Was aus den „brafen Linzer Mad'ln" in Wien wird, ist nicht leicht zu sagen. Denn gewöhnlich vergessen sie Linz, und Linz vergißt sie. Sie altern dort als Jungfern, sie sterben zum Theil dort in der Blüthe ihrer Jahre, einige kommen auch unter die sittsame Haube, viele aber erliegen unter den Verführungen der Residenz. — Ich war am Tage vorher schon einer auffallend prächtig gekleideten, großen, schönen und schlanken Dame begegnet und hatte sie für irgend eine vornehme Fremde gehalten. Als ich nun heute mit meinem Freunde von der Hausthüre unseres Wirthshauses und von dem Stellwagen mit der hübschen Peppi aus meinen Weg fortsetzte, begegnete mir dieselbe Dame wieder. Ein weites, faltiges Seidengewand von einer besonders in's Auge scheinenden Broncefarbe umwallte ihre schlanken Glieder. Ein ganz kleiner, mit künstlichen Blumen besetzter Hut saß ihr im Nacken, wie es jetzt bei den Damen Mode ist, und eine lange, dichte Traube von Locken fiel auf die etwas gebleichten Wangen hinab. Ein großer Wiener Shawl umfing sie da mit prunkendem Faltenwurfe, wo bei den Linzerinnen sonst nur der bescheidene Zipfel eines kleinen, meist braunen Tüch'ls flagget. Dieß war Alles sehr vornehm, nur ihr Gang war es nicht, und sie trug die Last ihres ganzen Schmuckes mit einer gewissen unverkennbaren Schwerfälligkeit. Gestern war sie allein, heute ging ein kleines Linzer Mädchen mit schwarzem Kopftüch'l neben ihr her, und einige der vorübergehenden Linzer Bürger

grüßten sie. Ich vermuthete nun es möchte eine von jenen schönen Linzerinnen sein, welche über St. Pölten nach Wien reisen und dann wohl einmal von dort ihre Vaterstadt Linz wieder besuchen, um sich den Ihrigen in ihrer ganzen Pracht zu zeigen. Einer der Bürger, welche sie grüßten, sagte mir, es sei so, wie ich vermuthet, dieses Mädchen heiße jetzt bei der französischen Modistin in Wien, bei der sie in Diensten sei, Josephine. Hier bei ihren Aeltern in Linz habe sie „Seffi" oder „Sefferl" geheißen, — was freilich, dachte ich für mich dabei, eine so häßliche Verwandlung des Namens Josephine ist, daß man sie, auch ohne Modistin zu sein, verabscheuen kann. Der Bürger, den wir gefragt hatten, und der bemerkte, wie wir dieß in einen stolzen Pfau verwandelte Täubchen mit einiger Verwunderung an uns vorüberrauschen sahen, sagte dann noch kopfschüttelnd: „Ja, ja, 's isch halt sehr jachte (jäh, schnell) so kümma!"

Die Linzer selbst, wenn sie von ihren hübschen Töchter, Cousinen und Schwestern sprechen, nennen sie natürlich nicht „die schönen Linzerinnen," sondern sie sagen von ihnen: „die unsrigen Madel." — Wenn so „ane unsriges Madel" nun heirathet, dann wird es „ane unsrige Frau," und statt des schwarzen Kopftüch'ls setzt es dann „a Goldhaub'n" auf. Diese Goldhauben sind eine so allgemeine Tracht der schönen Linzerinnen, daß mein Freund und ich, als wir dabei waren, das schon oft genannte Capitel der Ethnographie zu studiren, es für unsere Pflicht hielten, auch diese Hauben mit in den Kreis unserer Forschungen zu ziehen und bei der Josephine Klaar auf

einen Augenblick einzusprechen, die, auf einem großen Schilde an einer Straßenecke ankündigte, daß sie um ein sehr Billiges die schönen Linzerinnen unter jede von ihnen beliebte Haube brächte. Josephine Klaar mochte sich vielleicht rühmen, vor Jahren auch einmal zu dem Orden der „unsrigen Madel" gehört zu haben. Jetzt aber war sie Wittwe, die auf die besagte Weise ihr tägliches Brod erwarb. Wir traten in ihr kleines, enges, aber freundliches Stübchen und wünschten ihr einen guten Morgen.

„Ergiebigster Diener, meine Herren," sagte sie, ohne diese wunderliche Redensart mit derjenigen zu vertauschen, mit welcher sie uns eigentlich begrüßen wollte, und mit der sie uns weniger ihre Ergiebigkeit als ihre Ergebenheit zu erkennen geben wollte, und dann belehrte sie uns über einen Gewerbszweig, der nicht blos in Linz, sondern auch überhaupt in ganz Oesterreich, bis nach Wien hin — und auch noch in einem Theile von Baiern blüht; denn in allen diesen Gegenden Deutschlands tragen die Frauen solche goldene Hauben von ähnlicher Arbeit, wie die Linzerinnen, wenn auch von verschiedener Form.

„Schon recht! schon recht! meine Herren," sagte Frau Klaar zu uns. „Aber, mit Erlaubniß, der Gewerbszweig blüht? Nein, das nicht mehr. Ja, er blühte. Aber jetzt ist beinahe die goldene Zeit der goldenen Hauben vorbei, und Sie sind gekommen, um nur die traurigen noch bestehenden Reste einer untergegangenen Pracht kennen zu lernen. Ja sonst trug jede Frau hier in Linz und in der Umgegend eine goldene Haube, die einen durchaus unabweislichen

Theil ihres Brautschmuckes ausmachte. Ja, in früheren Zeiten, hat man mir wohl gesagt, daß unsere goldenen Hauben selbst von Edelfrauen und auch von deutschen Prinzessinnen getragen wurden. Und ich glaube gewiß, daß so eine Haube einer Prinzessin vollkommen gut genug sein könnte. Denn schaut's der Herr mich mal an, hat meine Haub'n nicht etwas ganz Förmliches? (sie wollte sagen, etwas ganz Stattliches in ihrer Form). Jetzt sind unsere schönen Haub'n aber ganz in die Verachtung gerathen, und sie kommen noch immer mehr ab, weil der Mittelschlag der Menschen immer größer wird, und die, welche ordentlich sind und sich etwas absparen, immer seltener. Sie wollen jetzt alle das Billige, und da tragen sie nur eine Melange von Spitzen, falschen Blumen und sonstigem Geschlamperwerk auf dem Kopfe, das sie alle vier Wochen ein Mal umändern müssen, und das ihnen das Leben doch theuerer macht, als wenn sie sich von oben bis unten in Gold kleideten. Nur wenige honette Bürgersfrauen giebt es noch, die noch wissen, was 'ne solide Haub'n ist, und sich nicht scheuen, 70 bis 80 Gulden für etwas anzulegen, was sie bei'm Tode noch auf die Kinder vererben können."

Das goldene Gewebe und auch die goldene Stickerei darauf für die Linzer, Enser, Steirer und andere Hauben wird in der großen österreichischen Fabrikstadt Wien gemacht, und der rohe Stoff dann an die Modistinnen der Provinzen geschickt, welche ihm diejenige Form geben, die bei ihnen gerade beliebt ist. In Linz ist dieß jetzt folgende: eine runde Haube, daran hinten zwei lange, steif

in die Luft hinauf geschweifte Schwalbenschwänze und oben, wo der Schwanz ansitzt, ein goldener Kopf oder Knopf, „das Bünderl“ genannt. Ich fand, — behielt diese Bemerkung aber ganz still für mich, — daß die Linzerin sehr hübsch sein müsse, wenn sie unter dem barocken Goldkopfputz nicht häßlich erscheinen solle.

In Wien, wie gesagt, sind die großen Goldfabrikanten — die „großen Goldherren“ nannte sie Frau Klaar — die den Provinzarbeitern den Stoff schicken. Sie schicken ihnen zugleich dabei auch noch große Partieen der zierlichen kleinen Goldflittern oder „Flinseln,“ wie die Oesterreicher sagen, mit denen die schönen, prächtigen Blumen auf dem Gewebe gestickt sind, und die sie brauchen, um das, was bei der Verfertigung der Mütze, am Muster etwa beschädigt würde, wieder auszubessern oder abzuändern.

Diese „Flinseln“ haben, obgleich sie nur so groß wie Linsen oder Nadelknöpfe sind, die manchfaltigste Form und danach auch verschiedene Namen, die, so viel ich weiß, noch kein deutscher Ethno- oder Lexikograph bekannt gemacht hat. Die einen heißen „Schüsselflinseln,“ — die anderen „Krausflinseln,“ — dann „Französel“ (weil sie vielleicht aus Frankreich, wo es ähnliche Manufacturzweige giebt, kamen), — dann „Bündel“ (weil sie wie ein Türkenbund, Turban, gestaltet sind), — „Pollionen“ (auch wohl ein französisches Wort), — „Birnperlen,“ — „Wangenperlen,“ — „Hüterleperlen“ u. s. w. — Sie sind eigentlich nicht von Gold, sondern von übergoldetem

Silber. — „So expplicirt mir es wenigstens der Gold-herr,“ sagte Frau Klaar.

Die Mode wechselt auch in den Mustern und Formen dieser Goldhauben, — jetzt wenigstens, wo sich die neuere Industrie und Speculation auch dieses, wenn gleich verfallenen Gewerbszweiges bemächtigt hat und den wenigen, noch am Alten hängenden Frauen auch selbst ihre altfränkischen Kleidungsstücke auf's Geschmackvollste und Reizendste darzubieten sich bemüht. Die Klaar hatte eine Menge alter Hauben, die ihr zum Einschmelzen verkauft worden waren So wechseln dann selbst auch die Beständigen mit der Mode in unseren Zeiten, wo Alles wankt und schwankt.

Mein Freund und ich dankten der Klaar für die Klarheit ihrer Erklärungen und begaben uns weiter auf unserer Jagd auf die schönen Linzerinnen, einer Jagd, bei welcher der Jäger häufiger vom Pfeile verwundet zu werden pflegt als das Wild. Und kaum hatten wir wieder einige Schritte auf dem Markte gemacht, so fühlte sich mein Jagdgenosse schon wieder von einem solchen Pfeile getroffen. „Welche hübsche Linzerin!“ sprach er und führte mich zu einem Frauenzimmer, die vor einem Hause am Markte das Pflaster fegte. Ich betrachtete mir dieß Pflaster näher, und als ich darin mit eisernen Stiften, die zwischen die Steine eingeschlagen waren, die Jahreszahl 1693 dargestellt fand, welche noch dazu von einem großen eisernen Ringe umgeben war, vermuthete ich sogleich etwas Besonderes und redete unsere Linzer Bürgerin darüber fragend an. „Es ist dieß das Maß der großen Glocke, die im Jahre 1693 der Bürgermeister Pruner für

die Hauptkirche der Stadt hat gießen lassen. Der eiserne Ring giebt den Umfang der Glocke an, und der Bürgermeister Bruner hat ihn zum Andenken auf ewige Zeiten vor diesem Hause einsenken lassen. Sonst war dieß sein Haus, jetzt wohnen aber mein Mann und ich darin, und wenn's den Herren gefällig ist, es anzuschauen, so belieben's hereinzuspazieren!"

Was konnte uns gelegener kommen als diese freundliche Einladung einer schönen Linzerin? Denn wir hatten ja dieses anmuthige Geschlecht bei der Peppi in der Küche und auf dem Stellwagen in seiner schönsten Jugendblüthe und bei der Josephine in seinem bürgerlichen Verfalle erblickt; was blieb uns nun zunächst noch übrig, als es in seiner bürgerlichen Reife und Häuslichkeit zu betrachten? Bei der Klaar hatten wir schon gesehen, wie man die goldenen Hauben verfertigt. Wir mußten nun sehen, wie die Linzerinnen sie tragen. Dank sei dem Bürgermeister Johann Adolph Bruner, der uns dazu verhalf!

Dieser Mann war einer von jenen Charakteren, die jetzt immer seltener werden. Er war ein eiserner Geschäftsmann. Dadurch wurde er reich. Uebrigens lebte er wie ein Sonderling, blos im engsten Kreise seiner Geschäftsfreunde, und machte keinerlei Aufwand. Dadurch wurde er noch reicher, und endlich Bürgermeister von Linz; und als solcher verheirathete er sich mit einer schönen Linzerin. Seine Handelsverbindungen gingen außerordentlich weit, und er hatte selbst in Triest ein Comptoir. Da er aber in Linz geblieben war und von da aus arbeitsam an den Fäden gesponnen hatte, die sein Haus mit der ganzen Han-

delswelt in Verbindung brachten, so kannte er seine Triester Leute nicht weiter als aus der lange mit ihnen geführten Correspondenz. Er nahm sich jedoch einmal vor, sie persönlich kennen zu lernen, reis'te nach Triest, kam als unbekannter Fremdling auf sein dortiges Comptoir und forderte die Eincassirung einiger auf dieß sein eigenes Comptoir trassirten Wechsel. Da er sah, wie prompt diese Eincassirung executirt wurde, und wie ordentlich überhaupt alle Manipulationen von seinen Männern ausgeführt wurden, so gab er sich zu erkennen und veranstaltete dann ein Banquett, wie es ihm hier am Platze zu sein schien und von dem in Triest dazumal noch lange geredet wurde. — In Linz hatte er an der Donau ein kleines Gärtchen und Lusthäuschen. Darin pflegte er gewöhnlich nach der Arbeit und an Festtagen zu sitzen und auszuruhen. Eines Tages saß er auch wieder in diesem Gärtchen, aber sehr sorgenvoll und traurig. „Die Zeitungen," erzählte unsere Linzerin, „hatten viel Unglück gemeldet." — Sie meinte wohl, daß die schöne große löschpapierene Linzer Zeitung schon seit Olims Zeiten gedruckt sein müßte, und bedachte nicht, daß dieß herrliche und für alle Maculaturbedürftige so äußerst interessante Blatt erst eine Erfindung unserer neuesten aufgeklärten Zeiten sei. Genug, aber Bürgermeister Pruner war sorgenvoll, weil alle Briefe und alle reitenden Boten und Reisenden, von denen man damals die Neuigkeiten erlauschte, seit einiger Zeit nichts als lauter Unfälle, die in allen Theilen der See geschehen sein sollten, meldeten. Er hatte noch mehre reich beladene Galeeren auf

dem Meere, deren Ankunft er schon seit lange vergebens erwartet hatte. Sollten sie verloren sein, so wäre sein ganzes Haus und er selber mit verloren. Soeben wollte er sich der finstersten Melancholie völlig hingeben, und indem er aus seinem Lusthäuschen in die vorbeieilenden Wellen der Donau blickte, kam ihm der Gedanke, daß den Fischen im kühlen Wasser weit wohler sein müsse als den Menschen in der heißen Sorgenluft, — als ihm — ein neuer — großer Brief gebracht wurde, den er erbrach, und in dem er, — o Wunder! — die Nachricht las, — seine Galeeren seien alle auf einmal heil und unversehrt in den Hafen von Triest eingelaufen. Aus dankbarer Erinnerung an diesen glücklichen Moment seines Lebens, in dem die finstersten Wolken von den heitersten Sonnenstrahlen so plötzlich verjagt wurden, ließ nun der fromme Mann sein Portrait anfertigen, und zwar in dem Augenblicke, wie er jenen besagten Brief eben erbrochen und gelesen hat und einen dankbaren Blick zum Himmel hinaufschickt. Dieses Portrait hängt noch in diesem Augenblicke auf dem Rathhause zu Linz, und eine Copie davon sahen wir in unserem Hause am Markte. Der alte Pruner blieb aber dabei nicht stehen, er gründete außerdem noch eine Wohlthätigkeitsanstalt, das nach ihm sogenannte Pruner'sche Stift, für die Verpflegung von zwölf armen Weibern, zwölf alten Männern, zwölf Knaben und zwölf Mädchen. (In Linz, wie in ganz Deutschland und überhaupt in der halben Christenheit, war damals bei solchen Instituten die Beschränkung auf die Zahl 12, die von den Aposteln her eine Art von Heiligkeit bei den Christen genoß, gewöhn-

lich.) Auch ließ er dann jene große Glocke gießen, die noch jetzt zum Lobe des Erretters aus der Noth und in seinem Dienste thätig ist. Das Bruner'sche Stift aber existirt jetzt nicht mehr; denn Joseph II., der auch in dem Labyrinthe der mittelalterlichen Stiftungen aufräumte, schmolz es mit mehren anderen ähnlichen zusammen, ließ ihre Fonds in die Staatscasse fließen und Anstalten nach dem neuen Schnitt daraus hervorgehen, unter anderen auch jenes Irrenhaus, in das wir schon oben den Leser einführten.

Um jedoch auf unser Thema wieder zurückzukommen, so begriffen wir bei näherer Besichtigung gar nicht, wie die längst verblichene schöne Linzerin, die junge und später alte Frau Bürgermeisterin Bruner, in so einer wunderlichen Hauseinrichtung, wie das Bruner'sche Haus sie uns offenbarte, in dessen entlegensten Winkel sogar vorzudringen uns seine jetzige freundliche Besitzerin erlaubte, gut zurecht gekommen war. Wie konnte man in diesen dunkeln, engen Gängen, in diesen kleinen, niedrigen und nicht zusammenhängenden Zimmern, auf diesen unbequemen, finsteren und so unvernünftig und planlos angelegten Treppen und Treppchen allerlei Art, weise und verständig schalten und walten im häuslichen Kreise, der hier gar kein Kreis, sondern eine vielfach zusammengesetzte, winkelige und vieleckige Mißfigur sein mußte! In der That, wenn man solche mittelalterliche Wohnhäuser unserer Vorväter, die doch sonst die schönen gothischen Kirchen bauten, sieht, und wenn man bedenkt, wie einfach doch im Ganzen die Regeln der architektonischen Kunst, die zweckmäßige Wohnhäuser

schaffen soll, sind, welche nur verlangt, daß die Thüren etwas höher sind als die Länge eines mittelgroßen Mannes, daß die Zimmer vom Gesellschaftszimmer zur gewöhnlichen Wohnstube, bis zur Küche und den Schlafkammern in einem gewissen vernünftigen Zusammenhange stehen, daß auf einer Treppe, wo Hals und Fuß in Gefahr sind, nicht die Finsterniß des Grabes herrsche, so muß man sich billig wundern, daß solche einfache, handgreifliche und nasenstößliche Dinge der Menschheit so schwer in den Kopf gingen, und daß man Jahrhunderte, man kann sagen, Jahrtausende lang in engen Gebäuden und bei niedrigen Thüren sich die Stirn wund stieß, welche weit weniger zweckmäßig und systematisch waren als eine Dachshöhle oder ein Biberbau, und daß erst unserer neueren Zeit es geglückt ist, das rationell zusammengesetzte und verständig eingerichtete Wohnhaus zu erfinden und auszuführen.

Unsere junge Linzer Bürgerin war eine Chocolatenfabrikantin, und sie tractirte uns mit einem Täßchen frischer, schöner Chocolate, das wir in Gesellschaft ihres ganzen häuslichen Kreises genossen. Indem wir uns dann empfahlen, versprachen wir, das hübsche Bild, das dieser Kreis gewährte, nicht zu vergessen und in aller Welt die eheliche Glückseligkeit der hübschen Linzerinnen zu loben.

Die letzte schöne Linzerin, die wir auf unserem Spaziergange erspürten, erblickten wir gegen Mittag auf dem Markte, und hätte Mieris oder Dow sie gesehen, sie hätten sich vielleicht noch mehr gefreut als wir; denn sie gewährte in ihrer Situation ganz und gar ein Gemälde, das für den Pinsel dieser Maler wie aufgestellt zu sein

schien, und wären sie dabei gewesen, sie hätten ohne Zweifel, wie Rafael bei jener Madonna, zur Kreide oder zur Kohle gegriffen und das Bild auf der nächsten besten Tonne verewigt. Besagte schöne Linzerin saß nämlich mitten auf dem Markte auf einem Stuhle und schlief. Gewiß war sie nicht spät aufgestanden, um ihre Gemüse und Semmeln zur rechten Zeit auf den Markt zu bringen, und die Hitze der Sonne, die für sie schon Nachmittagssonne war, sowie die Strapazen des Tages, mochten sie zu dieser Siesta veranlaßt haben. Das Getümmel und Getreibe der Menschen um sie her und der süße Schlummer, in dessen Armen sie ruhte, gewährten einen eigenen Contrast. Ihr Nähzeug, das sie vielleicht noch eben fleißig bewegt hatte, war auf den Schooß gesunken, und einige Fäden davon hingen an ihrer Schürze herab. Ihr dicker Fingerhut lag oben d'rauf, und der Garnknäuel war auf die Erde gefallen. Die rechte Hand mit der feiernden Nadel ruhte auf dem Schooße, und auf der linken fand ihr schwankendes Haupt eine Stütze, die aber jeden Augenblick nachzugeben drohte. Ihr runzeliges Gesicht — denn es war, um die Wahrheit zu sagen, nur eine gewesene schöne Linzerin, nicht aber eine noch seiende, mit einem Worte es war ein uraltes Mütterchen, gerade so wie es Mieris, Dow und Denner oft so trefflich malten, — ließ uns ahnen, daß die schönen Züge ihrer Jugend sehr weit in das Jahrhundert zurücklagen, wo es noch keinem reisenden Schriftsteller einfiel, den Ruhm der Linzer Schönheiten der Welt kund zu thun, und wo sie ungekannt und ungerühmt und von Reisenden unbegafft für ihren eigenen Spiegel und für ihre eigenen

„Ihrigen“ grünten und blühten. Mein Freund und ich betrachteten in Muße dieß hübsche und lehrreiche Bild. Wir hätten gern die Peppi, die Resi und vor allen Dingen die Sefferl hierher gerufen, um bei Gelegenheit jener Runzeln einige Worte der Ermahnung an sie zu richten. Aber freilich fragt sich's, ob wir viel damit ausgerichtet hätten. Die Linzer Mädchen haben in ihrem Rocke auf beiden Seiten zwei Taschen nahe über den Hüften. Ich habe bemerkt, daß sie gewöhnlich, wenn sie müßig herumgehen oder wenn sie bei'm Brunnen schwatzend bei einander stehen, beide Hände in diesen Taschen stecken haben und daß besonders dann, wenn es bei irgend einer Attaque irgend einer lebhaften Erwiderung gilt, oder mit einem Worte, wenn sie mit einander keifen, die Hände sogleich in die Taschen hineinfahren wie Mäuse in ihre Höhle. Die Arme werden dabei in die Seiten gestemmt, was ihrer Haltung etwas Nachdruckvolles und Imponirendes giebt. Ebenso hätten nun, davon bin ich überzeugt, Peppi, Resi, Franzel und Seffi bei solchen Ermahnungsworten ihre Arme in die Seitentaschen gestemmt und gesagt: „Was schieren uns die Runzeln, Herr Pastor, sind wir nicht junge und saubere Madeln?“ — Und so hätten sie uns den Rücken gekehrt, wie wir ihn jetzt der Alten kehrten, nachdem wir ihr zuvor noch vorsichtig den Knäuel aufgehoben und leicht in ihren Schooß gelegt hatten. Es war nur noch ein ganz kleiner Rest Garn, gerade soviel als so eine alte Person von Ariadne noch nöthig hatte, um sich durch das letzte Stückchen Lebenslabyrinth hindurch zu finden.

Bibliothek.

Die Donau hat ein aquamaringrünes Wasser, der Rhein ein smaragdgrünes. Das Donauwasser ist unklar, das des Rheins viel heller und durchsichtiger. Es mag die Farbe ihres Wassers besonders von dem Schlamme bestimmt werden, den die Donau mit sich führt, und der ebenfalls milchgrün ist, als wenn dem Quarzsande eine Menge Serpentinsteinstaub beigemischt wäre. Sie setzt diesen Schlamm sogar in den Badewannen der kalten Bäder ab, die jetzt überall, auch bei Linz, am Ufer errichtet sind. Das Donauwasser scheint mir nicht nur stellenweise, sondern auch durchgängig viel kälter zu sein als das der anderen großen Flüsse Deutschlands, und ein Bad in ihren grünlichen Wellen gehört zu den anmuthigsten Labsalen, die man dem Leibe bereiten kann.

Ich kam eben aus einem solchen erfrischenden Donaubade und machte meinen letzten Spaziergang durch die Gassen der Stadt Linz, als mir die Bibliotheca publica des Linzer Lyceums in den Weg kam, vor welcher die schöne griechische Inschrift: „ψυχῆς ἰατρεῖον“ (der Seele Labsal und Heilkosthaus), zu lesen ist. Was konnte mir gelegener kommen? Ich trat ein. Der erste Name, der mir hier, wie fast in allen öffentlichen Instituten Oesterreichs entgegentönte, war der Joseph's II.

Joseph II. war der eigentliche Begründer dieser Bibliothek, wie auch der Stifter so vieler anderen. Er zwang oder veranlaßte die reichen Klöster zu Beiträgen an Büchern und bildete daraus solche Sammlungen in den hauptsächlichsten Städten der Monarchie, die Jedermann zugänglicher

waren als die in den Klostermauern versteckten Schätze. Kremsmünster mußte für Linz besonders herhalten.

Rotteck's Weltgeschichte fand ich hier, wie in allen österreichischen Bibliotheken, und ebenso die „Simplice Verita, opposta alle menzogne di Enrico Misley," ein von einem Italiener geschriebenes Werk, das eine Erwiderung auf das Buch des genannten Engländers sein soll, der die Verfahrungsweise des österreichischen Gouvernements in Italien angegriffen hatte.

Zu den interessantesten Werken muß man sich in manchen österreichischen Bibliotheken noch mittels der Leiter erheben; denn in den obersten Rängen und Reihen, hoch über den schweinsledernen Bänden der theologischen Schriften erhaben, thronen die Bücher verbotenen, aber gewöhnlich saftreichsten Inhalts. Man hängt diesen Brodkorb mit Fleiß so hoch, damit die Kinder sich nicht darin überessen. Auch hier fand ich diese Einrichtung, dabei war aber auch noch die Leiter so kurz, daß ich nur mit Gefahr meines Lebens, auf ihren obersten Sprossen stehend, einen Blick in diese Regionen thun konnte. Ich langte mir hier „den Triumph der Philosophie," „Moser's patriotische Phantasieen," seine „politischen Wahrheiten" und ähnliche Werke herunter. Zu meiner Verwunderung aber gab mir ein abermaliger Griff, den ich wagte, zwei Bände von Buffon's Naturgeschichte in die Hand.

Ich konnte dieß Alles ziemlich gelassen ansehen. Aber die österreichischen Studiosen, wie mochten die nach diesen verbotenen und dadurch gewiß in ihren Augen zwiefach verherrlichten Früchten lugen; ohne Zweifel wie ein Knabe

im Baume nach den obersten schönen Kirschen in der schwankenden Krone, zu denen er nicht gelangen kann.

Das merkwürdigste Buch aber, welches ich hier traf, war für mich eine vollständige Sammlung von Luther's Schriften, und zwar die älteste Ausgabe. Sie waren sehr verstaubt, und ich fragte den Bibliothekdiener, ob sie denn auch wohl gelesen würden. „Nein," sagte er, „seit den dreißig Jahren, daß ich hier bin, habe ich sie wenigstens nie hervorholen dürfen." — Vielleicht ließ man sie nur damals, als man noch hoffen durfte, von einer Widerlegung des Luther'schen Irrglaubens Nutzen zu ziehen, kommen und sah sie seitdem nicht mehr an.

Vielleicht kommt bald die Zeit, wo Oesterreich in seinen Bibliotheken die Leitern etwas länger machen oder die oben zu den Spinnen und zum Staube verbannten Geister in die Kreise der übrigen hinabsteigen läßt, und wo dann seine Bibliotheken in einem höheren Sinne als jetzt wahre ψυχῆς ἰατρεῖα sein werden, und wo man dann in ihnen so erlabende Seelenbäder nehmen darf, wie sie jetzt nur die Leiber in seiner erquickenden Donau nehmen.

In dieser vielleicht schon anrückenden Zeit werden dann auch gewiß nicht mehr solche altgothische Gesetze und Gebote wieder erneuert werden, wie man deren eins an dem Ständehause in Linz in Stein gehauen erblicken kann. Diese merkwürdige Inschrift und Publication lautet folgendermaßen:

„Der Römisch-Khaiserlichen Majestät, auch zu Hungern und Behaimb Khunigs, unseres allergnädigsten Herrn ernstliche Meinung und Befehl ist, daß sich Niemands,

wer der auch sein mag, sich unterstehe, neben, in und vor diesem befreiten Landhause die Wehr zu rückhen, oder zu palgen, oder zu schlagen, noch zu rumoren. Welcher aber freventlich dawider handle, daß derselbe an Leib und Leben nach Ungnaden bestraft werde. Renovirt 1568, 1679, 1745 und 1825."

Ich glaubte Anfangs, daß man dieß wunderliche und hartklingende Verbot nur der historischen Kuriosität halber renovirt habe, allein ein Linzer belehrte mich, daß man ohne Zweifel noch damit zu schrecken und das Ständehaus zu privilegiren und zu wappnen die Absicht hege. In der That, es wäre schlimm, wenn es Oesterreich so schwer fiele, von dem Veralteten abzulassen.

Die Gemäldegalerie zwischen Linz und Wien.

Das Stück der Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Theil des ganzen großen Flusses, denn es haben sich hier Natur und menschliche Kultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen, 400 Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Und all das Schöne und Große, all das Anmuthige und Interessante, alle die historischen Monumente und die von der Natur geschmückten Landschaften in der kurzen Zeit eines halben Tages an geistigen und leiblichen Augen vorübergehen zu lassen, scheint ein zauberischer Traum und versetzt den empfänglichen Geist in einen entzückenden Rausch.

Die Römer, als sie hier noch saßen, haben freilich nichts von diesem Rausche gekannt, und ihnen erschien ein Aufenthalt an den Donauufern wohl nicht anders als wie ein sehr schwerer und drückender Traum. Gerade an dieser schönsten Strecke der Donau hin bis Vindobona hatten sie ihre vorzüglichsten Kampfplätze und Schlachtfelder mit

den Germanen. Das linke Ufer der Donau nannten sie Frons Germaniae (die Stirn Deutschlands) und das rechte, das sie besetzt hielten, die Supercilia Isthri (die Augenbrauen der Donau). Und wie mochten ihre Erzählungen wohl klingen, wenn sie von diesen äußersten, kalten Nordgränzen ihres schönen Reiches Briefe an die Ihrigen nach Italien schickten und ihnen Schilderungen machten von den Runzeln, Auswüchsen, Zacken, Felsen und Hörnern der rauhen Stirn Germaniens, oder von den dichten und wilden Waldungen und den Schilfsümpfen der Augenbrauen des Isther?

Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier auch ein Erdfleck, um die Wandlung der Dinge und den Umschwung der Begebenheiten zu bewundern. Die Augenbrauen der Donau sind gelichtet unter dem Beile und dem Pfluge, diesen Scheermessern der Cultur. Die Häupter der ungebändigten Auerochsen fängt man nun wie zahme Fische aus dem Grunde des Flusses. Die Gefilde sind mit dem reichsten und schönsten Anbaue bedeckt, und von den Waldungen blieb nur so viel, als der Maler gern hat zur Würze und Hebung des milderen Ausdrucks der Wiesen und Ackerfluren. Die Stirn Deutschlands und das, was sonst äußerste Grenze war, bildet nun den innersten Kern eines großen Reichs, und der verworfene Baustein ist zum Eck- und Grundsteine geworden, denn hier liegt das Fundament und die Wiege der österreichischen Monarchie.

Von Weitem eilen die Fremden aus allen Ländern herbei, um die aus den römischen Stationsplätzen und Feldlagern erwachsenen Städte, die geplattete Frons Germaniae und den gebändigten Rücken des wilden Isther zu

schauen. Der Fremden kamen schon immer viele, und mancher Engländer und Norddeutsche achtete nicht die Strapazen, die bis vor anderthalb Jahrzehnten eine Donaufahrt auf den unbequemen Flußfahrzeugen gewährte. Jetzt aber kommen auch, und dieß scheint noch wichtiger, die Nachbarn und Inländer herbei, seitdem durch die Dampfschifffahrt die Donau im Vergleiche mit früher in einem zehn- oder zwanzigfachen Verhältnisse erschlossener und fahrbarer geworden ist. Es wandeln nun die Mönche aus ihren Klöstern hervor und schauen sich das neue Wunder an. Es eilen von allen Seiten die Studenten herbei, denn jetzt reicht ihr schmaler Beutel auch für das ganze Donauparadies. Es machen sich die Beamten auf, denen es sonst nicht möglich war, ihren kurzen Urlaub zu einer so weiten Reise zu nutzen. Es wagen sich Frauen und Kinder heran, setzen sich in die schönen Kajüten und treiben in diesem beweglichen Hause, unter dem Schutze des ganzen Publicums, gemächlich stromabwärts und stromaufwärts. In der That, durch die Dampfschifffahrt haben viele Leute Füße bekommen, die sonst keine hatten, andere haben Siebenmeilenstiefeln erhalten, die sonst nur gewöhnliches Schuhwerk trugen, die Geldbeutel sind voller geworden und die Tage länger.

Das Wetter am 5. August Morgens 6 Uhr — als die Glocke des Dampfschiffs Erzherzog Stephan die Passagiere herbeirief, und als darauf Specimens von allen oben genannten Klassen der menschlichen Gesellschaft herzustürzten, — Engländer, die kein Wort deutsch verstanden, Mönche mit geschorenen Scheiteln, — Damen mit Kin-

dern an der Hand, — Ungarn mit Schnurrbärten, — Wiener Stutzer mit Lorgnetten statt der Augen im Kopfe, — Berliner Reisende mit Donnerwettern im Munde, — als alle diese Passagiere und noch viele andere dazu mit Mänteln und Saloppen, Hut- und Mützenschachteln, Sonnen- und Regenschirmen, Spazierstöcken und Pfeifen, mit Kästchen und Kasten beladen, zum Dampfschiffe Stephan eilten, war es gerade so ein Wetter, wie es nach den Einbildungen der Römer in der nebulosa Germania immer sein mochte. Ein dicker Nebel hing nicht nur wie ein undurchdringlicher Schleier über die Alpenkette herab, sondern er verhüllte selbst die schwarzen, mit goldenen Arabesken so hübsch bordirten Thurmspitzen der Stadt Linz. Aus dem Nebel entwickelte sich ein feiner Regen, der allgemach stärker und stärker wurde, und es schien demnach, als sollte es ein Tag werden, den alle Schnecken und Enten des Landes ob und unter der Ens hoch gepriesen haben würden. Wir armen Passagiere, die wir dem Erzherzog Stephan so zahlreich auf dem Rücken saßen wie die wilden Enten einem Wassertümpel im Donauschilfe, verkrochen uns wie die Schnecken bei Sonnenschein in die Gehäuse unserer Mäntel und Regenschirme, und wer Platz gewinnen konnte, zog sich in die Ecken und Winkel der Cabinets und Cajüten zurück.

Die schönen scenischen Verwandlungen, welche die Stadt Linz und ihre Umgebung, die man zunächst auf einem großen Bogen der Donau im Halbcirkel umkreist, bei jedem Weiterschritt gewähren soll, spielten sich ab, ohne von uns bemerkt zu werden, denn was mich betrifft, so konnte ich mit bestimmter Klarheit die Gegenstände nur

so weit erkennen, als das Bereich meines Regenschirms reichte, an dessen Grenzen die dicken Regentropfen niederschlugen, und meine Nachbarn schienen auch nur mehr damit beschäftigt zu sein, ihre Cigarren glimmend zu erhalten, als das Feuer der Reisebegeisterung anzuschüren. — Wir waren alle flau und mißgestimmt und ahnten nicht, welcher herrliche Tag sich noch später über unserem Haupte entwickeln sollte und welche schöne Stunden uns bevorstanden.

Gleich zu Anfang bei'm Eintritt auf das Dampfboot, als ich über die Brücke schritt, welche vom Festlande auf das Schiff führte, hatte ich das große Glück gehabt, daß mich einer der Passagiere mit der Ecke seines Koffers dermaßen in die Seite rannte, daß ich im Stillen Gott für die dauerhafte Elasticität meiner Knochen dankte. Ich sage, ich hatte das Glück, denn in der That der Stoß war so heftig, daß sich der Mann nicht mit dem gewöhnlichen „excusez" oder „pardon, Monsieur," womit wir Deutschen um Verzeihung bitten, begnügen zu können glaubte. Er kam, nachdem er seinen Kasten weggestellt, noch ein Mal zu mir, ergriff meine Hand und bat noch tausend Mal um Vergebung, indem er sich besorglich nach meinem Schmerze erkundigte, und ich hatte auf diese Weise unter den vielen Unbekannten sogleich einen Freund gewonnen und eine Bekanntschaft gemacht, die ich sonst bei der Beobachtung des gewöhnlichen Artigkeitsceremoniels, das uns so lange zur Stummheit verdammt, bis ein ganz besonderer Vorfall uns einander nahe bringt, vielleicht erst nach Stunden gemacht hätte.

Der Mann war ein Geschäftsmann, er hatte die Donau schon häufig in allen Richtungen bereist und lebte

seit seiner Jugend an ihren Ufern. Da er sich zu mir setzte, so ließ ich daher vorläufig an die Stelle des Schönen das Nützliche treten und nahm von ihm eine Lehrstunde über die Beschaffenheit des Donaubettes und des Handelsbetriebs auf dem Flusse, und so lange es regnet, will ich nun dem Leser hier mittheilen, was ich von ihm lernte, indem ich gleich noch hinzufüge, was ich später selbst sah oder von Anderen hörte.

Die Donau fließt bei Linz, von Bergen eingeengt, in einem ungetheilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt sie bald an, sich ausbreitend, viele große und kleine Inseln zu umfassen und sich in viele Arme zu spalten, von denen indeß gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dieß geht so fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewässer vereinigt in demselben Canale zehn Meilen weit fortpulsiren, bis sie bei der Stadt Krems sich durch die Gebirge und Engpässe durchgearbeitet haben, ebeneres Land betreten und ihre Insel- und Armbildung wieder beginnen, was sie dann bis über Wien hinaus fortsetzen.

Die Zustände, in denen das Wasser des Flusses auf diesem bunten und vielfach beengten Laufe geräth, und seine Brauchbarkeit für Handel und Schifffahrt, sind sehr verschieden, und es sind hier daher viele eigenthümliche Worte für die Wasserzustände und die verschiedenen Flußtheile erfunden worden, die man an anderen Flüssen nicht kennt.

Den Hauptstromfaden, in dem die große Schifffahrt statthaben kann und muß, den Stromstrich, nennen sie die „Naufahrt,“ und die Lootsen oder Steuerleute, welche

diese Naufahrt genau kennen müssen und deren auch wir immer einige auf dem Dampfboote hatten, heißen die „Naufōrch" (die Naufährer). Die Naufahrt verändert sich in den Engpässen der Donau natürlich selten oder nie. In den Inselgegenden aber wechselt sie bei der reißenden Schnelligkeit des Wassers sehr häufig, und zuweilen wird ein Arm des Flusses geschlossen, der sonst gangbar war, zuweilen ein anderer für die Schifffahrt eröffnet, der sonst todt war.

Die großen, breiten Flußfäden oder Spaltungen nennen sie auch „Arme." Die kleinen Arme aber heißen „Runzen" und sie unterscheiden dann noch große und kleine Runzen. Die kleinen Einbuchten und Seeen, welche oft abgeschlossen zwischen den Sandbänken und Inseln oder Halbinseln liegen, heißen „Laken." Es geht mit diesen Laken eine beständige Veränderung vor sich, und zuweilen brechen sie aus, das stagnirende Wasser bekommt Fluß, und die „Lake" wird zu einer „Runzen."

Das Flußmaterial nennen die Donauanwohner „Bachgries," „Stromgries" oder „Schutt." Die Sandbänke, welche dieser Gries, wenn er vom Strome zusammengeführt wird, bildet, werden nicht „Sandbänke," sondern „Haufen" genannt. Bestehen diese Bänke nicht aus Sand, sondern sind es Felsen, die unter der Wasseroberfläche bleiben, so heißen sie in der Donausprache „Kugeln," wahrscheinlich von der abgeschliffenen Form aller dieser Felsen.

Erheben sich jene Haufen so hoch, daß sie aus dem Wasser hervorragen und dann auch mit Holz bestanden sind, so nennt man sie „Auen." Diese mit Espen, Ellern, Linden, Pappeln, Ahornen, Weiden und Gebüschen aller Art bestande-

nen Auen bieten große Weideplätze für eine unzählige Menge von Wild, worunter auch Hirsche, dar, sowie die Runzen und Laken gewöhnlich mit zahllosem Wassergeflügel bedeckt sind, mit wilden Enten und Gänsen, mit Reihern, Kranichen, Kibitzen und Krähen, und vor allen Dingen mit Möven, welche die Leute hier „Fischer" nennen.

Die Auen werden noch häufig des Jahres mit Wasser überschwemmt. Erst wenn die Landfeste so hoch wird, daß eine regelmäßige Benutzung und Bebauung derselben von Seiten des Menschen stattfinden kann, ist die Bildung einer Donauinsel vollendet.

Auch in allen diesen Festlandgebilden findet in dem Donaubette ein fortwährender Wechsel statt. Bald bildet sich eine Sandbank, wo früher Tiefe war, bald nagt der Strom wieder an einer Insel, die er früher im Laufe von Jahrhunderten mühsam aufführte. Hier erhebt sich ein Haufe zu einer Au und bewächst mit Gebüsch, das sich später in Waldung verwandelt, dort benutzt der Mensch auf einer Au den ersten Rasen, den er später in Ackerland zu verwandeln gedenkt. Nasen, Vorgebirge, Halbinseln und Dämme häufen die Fluthen hier auf, während sie dort andere abschleifen und zersägen, und so wirft der unruhige, wilde Flußgott sich beständig in seinem Prokrustesbette herum, das ihm bald zu eng, bald zu breit scheint.

Solche Stellen, wo der Fluß das Ufer annagt und wo die Erde abfällt, heißen „Bruchgestätte" (abbrechendes Gestade). An diesen Bruchgestätten haben die Donaubiber hauptsächlich ihre Wohnungen. „An Ufer" aber heißt eine

engere Stelle des Flusses, wo seine Ufer sich nähern und wo eine Ueberfahrt stattfindet.

Die Fahrt auf der Donau hinab heißt die „Nabfahrt," die Fahrt gegen den Strom dagegen die „Nauffahrt" oder gewöhnlicher noch der „Gegentrieb," und das Verbum dafür ist: „gegenwärts fahren."

Die Ausdrücke: „Berg- und Thalfahrt," die am Rheine üblich sind, kennt man hier nicht. Ein österreichischer Matrose, den ich darum fragte, antwortete mir: „Berg- und Thalfahrt? Ne, das kennen wir nicht! Wie sollte denn das auch möglich sein? Wie wollense denn mit so 'nem Kehlhamer durch die Berge und über die Thäler fahren?"

Bei der „Nabfahrt" dienen die oben genannten „Naufförch." Bei dem „Gegentriebe" schließen sich gewöhnlich mehre Schiffe aneinander. Man sieht oft zwei große, zwei mittelmäßig große und mehre kleinere Schiffe aneinander gekettet. Und eine solche Flottille mit der ganzen ihr nöthigen Bespannung heißt dann eine „Gegenfuhr."

Diese „Gegenfuhren" haben oft 30 bis 40 und mehr Pferde nöthig. Auf jedem Pferde sitzt ein Mann, und diese ganze berittene Schwadron wird von einem alten, erfahrenen und kenntnißreichen Vorreiter commandirt, der der „Waghals" oder auch der „Stangenreiter" genannt wird, weil sein Commandostab eine lange Stange ist, mit der er theils Zeichen giebt, theils den Fluß beständig sondirt. Die anderen Reiter heißen die „Jodeln." Die Commandos, welche der Stangenreiter giebt, oder welche ihnen vom Schiffe aus zugerufen werden, wiederholt sofort das ganze

Chor der Jodeln in wildem Geschrei, indem es sie zugleich ausführt. Die Commandoworte selbst sind gewöhnlich einige kurze, zu bloßen Interjectionen zusammengeschmolzene Worte, z. B. „Ho! ho!“ (d. h. hoalt! hoalt!), welches das Wort für's Anhalten der Pferde ist, oder: „Lasse hä!“ (laßt's gehn!) das Commando bei'm Weitergehen. Kaum hat der Stangenreiter oder der Steuermann auf dem Schiffe sein „Lasse hä!“ langsam und schneidend durch die Lüfte ertönen lassen, so schallt's in vielstimmigem Echo von den vierzig Jodeln zurück: „Lasse hä! lasse hä!“ und vierzig Peitschen und viermal vierzig Pferdefüße setzen sich zugleich in Bewegung. Der dicke Strick, an dem alle ziehen, hebt sich langsam aus dem Wasser, und die Gegenfuhr schleppt sich rauschend im Strome den Berg hinauf.

Die Pferde der Jodeln sind in der Regel, oder doch häufig „Pinzgauer.“ Sie werden aber in diesem Theile des Donaugebietes überall „Traunpferde“ genannt, vielleicht weil die meisten Pinzgauer Ausfuhrartikel auf sehr natürlichen Straßen ihren Weg zur Donau durch das Traunthal finden.

Die Wege an den Donauufern hin sind noch zum Theil sehr schlecht, die großen Auen und Schilfinseln zum Theil sumpfig und künstliche Wege für die Schiffspferde daher sehr nöthig. Man nennt diese Wege am Rheine den „Leinpfad,“ hier heißen sie der „Hufschlag“ oder der „Treppelweg.“ Bald befinden sich diese Treppelwege auf dem rechten, bald auf dem linken Donauufer, und es ist daher ein öfteres Anhalten und ein häufiges Ein- und Ueberschiffen der Pferde von der einen Seite auf die an-

dere nöthig. Ganze Strecken, wo das Ufer gar nicht fahrbar, oder die „Naufahrt“ sehr weit davon entfernt ist, müssen auch die Pferde im Wasser gehen, und man kann sich daher denken, wie gefahrvoll die Arbeit ist, welche sie und ihre Jodeln verrichten.

Die größten Schiffe, die auf diesem Theile der Donau fahren, heißen „Hohenauer.“ Sie laden 2000 Centner und darüber und werden auch „Klobzillen“ genannt. Nach ihnen kommen die Kehlheimer oder, wie die Oesterreicher sagen, „Kehlhamer.“ Die „Hohenauer“ gehen gewöhnlich blos hinab und sind in der Regel auch, obgleich größer, doch schlechter gebaut als die Kehlheimer, welche abwärts und gegenwärts gehen. Nach diesen kommen die „Gamseln“ und „Plätten,“ und dann die „Zillen“ (Nachen). Die kleinen Zillen, welche den großen Hohenauern und Kehlheimern noch zur Hülfe angehängt sind, heißen die „Nebenbei's,“ und solche Zillen, welche bei Ueberfuhren dienen, nennt man „Waidszillen.“ Ist die Ueberfuhr bedeutend, so geschieht sie auch mit „Plätten.“ Wieder einen besonderen Namen haben diejenigen Schiffe, welche bei'm Gegentriebe zum Uebersetzen der Pferde und Jodeln und zu anderen dabei vorfallenden Geschäften dienen; sie heißen die „Schwemmer,“ und diejenigen kleinen Schiffe, welche das dicke Schiffsseil tragen — es sind gewöhnlich drei oder vier — nennt man „Mutzen.“ Sie sind ganz auf dieselbe Weise eingerichtet wie die kleinen Schiffe, welche bei der fliegenden Brücke die Seile tragen.

Es steht aber der ganzen Beschiffungsweise der Donau eine völlige Reform bevor, die auch zum Theil schon

in's Leben getreten ist. Die Concurrenz der Dampfboote zwingt zu allerlei Verbesserungen, und wir werden noch in der Folge Gelegenheit haben, nachzuweisen, wie man auch die gewöhnlichen Donauschiffe nach einem verbesserten Plane zu bauen begonnen hat. Auch mit Dampfflößen und mit eisernen Schiffen hat man schon mehre, bisher zum Theil freilich noch mißglückte Versuche gemacht, um alte Schiffsformen mit neuen, zweckmäßigeren zu vertauschen.

Auch sonst haben die Donauschiffer noch für alle sie angehenden Erscheinungen, Vorfälle und Gegenstände eine ganz besondere Terminologie. Windstille nennen sie z. B. „Windfeier." „Das Schiff wird gewappt," sagen sie, wenn die Wellen hineinschlagen und es sich mit Wasser füllt, weil es zu stark geladen hat, oder weil es, wenn etwa die Jodeln zu stark anziehen lassen, tiefer in das Wasser einschneidet. Doch mit allen diesen Dingen könnte man ein ganzes Buch anfüllen; genug für jetzt des Nützlichen, und wenden wir uns nun zu etwas Schönem und Angenehmen.

Der Regen, von dem, wie gesagt, Manche von uns in ihrer bodenlosen Verzweiflung schon gefürchtet hatten, daß er uns den ganzen Spaß, d. h. den Genuß der ganzen schönen Bildergalerie, die zwischen Linz und Wien an den Ufern der Donau aufgestellt ist, verderben würde, hatte bereits aufgehört. Wir waren rasch auf den Fittigen des Dampfes durch die Schlechtwetterregion hindurch geeilt und kamen nun in Gegenden, wo Alles heiter aussah. Der lieblichste Sonnenschein ließ sich auf die feuchten Gefilde unserer Mäntel herab und trank die Thautropfen, die an unseren Hüten

und an den Locken der Damen hingen. Steyeregg, das Schloß der alten Khuenringer, — Lichtenberg, das Schloß der Starhemberge und Schallenberge, — Tillysburg, die alte Festung der Volkersdorfe, welche Kaiser Ferdinand seinem Feldhauptmann Tilly schenkte, — und dann Spielberg, der Sitz der Ritter von Spielberg und später das Eigenthum der Herren von Weißenwolf, und noch viele andere schöne Dorf- und Schloßscenen waren für uns verloren gegangen. Nur so viel erlaubte uns der Regen hier und da zu sehen, daß die Situation von einigen dieser Schlösser ganz ausgezeichnet gut zum Raube auf dem Flusse gewählt war. Spielberg z. B. liegt wie eine Biberwohnung ganz hinter Auen und ihren Gebüschen versteckt, mitten in den Donauinseln hart an dem innersten Hafen einer Runzen und hat durch diese zwei Wasserausgänge zur Donau, so daß schon auf diese Situation allein manche Kriegslist der Herren von Spielberg gegründet werden konnte. Der Rhein entbehrt in seiner schönen und so oft mit diesem Donaustücke verglichenen Partie von Mainz bis Bonn ganz dieser wilden Insel- und Auansichten. Viele setzen ihn darum um so höher, aber ich muß sagen, mir schien die Donau in diesen wilden Scenen nur noch einen Reiz mehr zu haben. Diese Schlösser, im Schilfe versteckt, diese Inseln, nur hier und da von einem einsamen Fischer bewohnt, diese vielgespaltenen Flußadern, die sich ganz in Wildniß verlieren und zu verirren scheinen und doch nach einiger Zeit wieder aus den Wäldern klar und unversehrt hervorkommen, um sich mit dem großen Strome wieder zu verbinden — eine Insel

ist schon an sich etwas Poetisches und bildet eine Erscheinung, die in einem Strome nicht zu oft sich wiederholen kann — mit einem Worte, alle diese heftigen Bewegungen in der Donau und diese fast vorsündfluthlichen Begebenheiten in ihrem breiten Canale, gegenüber der doch reichen Cultur, Historie und Malerei an seinen Ufern, bilden einen Contrast, dessen Reiz der Rhein entbehrt, wo man Alles mehr an den Ufern, im Flusse weniger suchen darf. Am Rheine ist die Cultur mächtiger, fast zu mächtig. An der Donau ist die Natur wilder — „und," setzt vielleicht Mancher hinzu, „fast zu wild."

Auch St. Peter in der Au, Abelsberg und Pulgarn gingen uns im Regen verloren, und erst bei der Mündung der Ens, auf der Gränzscheide der beiden österreichischen Erzherzogthümer, wo das Schönwetterland begann, fing für uns jene Gemäldegalerie an sichtbar zu werden, zu welcher die „Naufahrt" der Donau den Corridor und unser dampfender Erzherzog Stephan den beweglichen Rollstuhl vorstellte. Es kann hier nicht meine Absicht sein, alle Gemälde, die ich auf diesem flüchtigen Rollstuhle erblickte, nachzeichnen zu wollen. Wie könnte dieß ein Dampfschiffpassagier wagen, dem sich alle solche schönen Dinge mit einer Schnelligkeit durch Kopf und Augen jagen, wie das wilde Heer in der Wolfsschlucht. Aber das Ganze kann ich zeichnen und dann Einzelnes herausheben und werde daneben vor allen Dingen den Vordergrund aller dieser Gemälde, unsere Dampfschiffgesellschaft, nicht vergessen.

Das erste Stück, welches sich uns darstellte, war Mauthausen, der Mündung der Ens gegenüber. Dieß Gemälde

ist im Genre der Rheinbilder gemalt. Der Ort ist uralt, liegt dicht am Ufer des Flusses, ein verfallenes, thurmähnliches Schloß in der Nähe. Die antiken Häuser liegen, zu einigen krummen Gassen vereinigt, über- und nebeneinander, und man freut sich, daß man dabei nur als bei einem Gemälde vorübergehen kann, nicht aber darin zu wohnen braucht. Hinter dem Orte erheben sich Berge mit berühmten Steinbrüchen, in denen seit alten Zeiten ein schöner Granit auf mühevolle Weise für die Kaiserstadt gewonnen wird. Eine altdeutsche Kirche, die Nikolauskirche, erhebt sich in der Mitte des Bildes, und eine fliegende Brücke im Vordergrunde bringt nach alter, umständlicher, hergebrachter Weise Passagiere über den belebten Strom. Das Dampfschiff hielt bei diesem Gemälde gerade so lange an, als nöthig war, diese dürftigen Züge aufzufassen und eine schöne ungarische Gräfin mit ihren noch schöneren Töchtern in einem Boote auszusetzen. Ich hatte mich schon recht auf ihren Anblick im Sonnenscheine gefreut, aber nun verschwanden diese lieblichen Gebilde, mitten in das Gemälde von Mauthausen hineinsteuernd und seinen Vordergrund verschönernd. Sie wollten, sagte man mir, „bei'm Thürheim" einige Tage zum Besuche weilen.

An der Mündung der Ens, Mauthausen gegenüber, läßt sich im Ganzen wenig erblicken, denn dieser Fluß strömt auf einem niedrigen, flachen Vorlande, welches er selbst geschaffen hat, in die Donau ein. Desto mehr aber läßt sich dabei denken; denn in geographischer und historischer Hinsicht ist sie gewiß der allerwichtigste und interessanteste Punct zwischen Linz und Wien. Ich hatte schon oft an

diese Bedeutsamkeit der Ensmündung gedacht und mir auch schon oft die Frage vorgelegt, warum wohl die Oesterreicher ihr Land gerade nach der Ens in ein Land dieß- und jenseits der Ens, und nicht nach der Donau in ein Land dieß- und jenseits der Donau zerfallen ließen. Meine Karte der Donauländer vor Augen, verlor ich mich, während unser Rollstuhl weiter rollte, darüber in Grübeleien, wovon Folgendes die Resultate:

Die Donau, dieser mächtige, schiffbare Fluß, ist der große elektrische Leiter für alle die Völker gewesen, die von dem Wirbel der Ereignisse in seine Gebiete geführt wurden. Sie hielten an der Donau, als an der Hauptpulsader ihres Lebens, fest und griffen von ihren Ufern aus an beiden Seiten soweit um sich, als es die Verhältnisse gestatteten. So breiteten sich die Ungarn auf beiden Seiten der Donau aus, — so griffen die Oesterreicher rechts und links derselben um sich, — so schrieben die Baiern auf beiden Ufern das Land sich zu, und ebenso fanden sich die Schwaben zur Rechten und Linken der Donau ein. Alle Länder, Würtemberg, Baiern, das Land ob der Ens, das Land unter der Ens, Ungarn, liegen allesammt an beiden Seiten der Donau, die mitten durch sie hindurchgeht, und sie sind daher, so zu sagen, wie Perlen auf diesen Faden angereiht.

Auch an dem Strome auf- und abwärts drängten die Völker hinauf und hinab und blieben hier gewöhnlich bei den Sprossen einander gegenüber stehen, welche dem Hauptstamme des Flusses zur Seite eingefügt sind, d. h. bei den Nebenflüssen, welche ihm seitwärts, mit ihm rechte

Winkel bildend, zugehen. Solche Stufen bildende Sprossen sind z. B. die Iller — der Lech — der Inn — die Ens — die Leitha und March — die Drau und die Sau. Diese Flüsse zerschneiden alles das Land, welches durch den einigenden Faden der Donau der Länge nach verbunden war, in die Quere in viele Stücke, und die Völker setzten sich diese Flüsse als Gränzen und schlossen ihre Länder in dem Schnitte dieser Einkerbungen ab. So macht dann die Iller die Gränze zwischen den Staaten von Würtemberg und Baiern — der Lech zwischen den Völkerstämmen der Schwaben und Baiern — der Inn zwischen dem Königreiche Baiern und dem Erzherzogthume Oesterreich — die March und Leitha zwischen Ungarn und Oesterreich — die Drau zwischen Ungarn und Slavonien — die Sau zwischen Slavonien und der Türkei.

Zwischen Inn und March nun kommen außer der Traun und der Ens keine bedeutenden Einkerbungen des Landes vor, von denen die der Ens aber weit mehr der Mitte des bezeichneten Striches zufällt und daher zu einer Zerschneidung und Unterabtheilung desselben vor allen geeignet war, und zwar dieß um so mehr, da ihr Lauf auf den Hauptstrich der Donau völlig rechtwinkelig gerichtet ist.

Wir führten schon oben an, daß auch die Römer die Wichtigkeit dieses abtheilenden Thales erkannten und darnach ihr Noricum ripense ungefähr in dieselben Länderstücke zerfallen ließen, welche jetzt das Land ob und das Land unter der Ens genannt werden. An der Ensmündung hatten sie ihre größte Niederlassung in diesen Gegenden, Laureacum, das spätere „Lorch," wo eine Legion ihr

Standlager, ein Dux limitis (Generalcommandant) seinen Sitz und eine Flotte ihren Hafen hatte. Nach den Zeiten der Römer erstand an dem Platze von Lorch das noch heute bestehende Ens, das im Nibelungenliede gefeiert wird und seines Handels wegen so wichtig war. Carl's des Großen Reich ging Anfangs nur bis an die Ens, und als er im Jahre 791 seinen großen Feldzug gegen die Avaren beschlossen hatte, eröffnete er denselben von den Ufern dieses Flusses wieder und schwang sich dann von hier aus bis zur nächsten Donausprosse, der Raab, weiter fort. Als später die Ungarn in den Donauländern auftraten, griffen sie wieder eine Sprosse rückwärts und machten unter Arnulph dem Kinde die Ens eine Zeit lang abermals zur Gränze des deutschen Reichs. Daß in der Nähe der Ensmündung, in Mauthausen, seit alten Zeiten ein Zoll erhoben wurde, als käme man in fremdes Land, hängt ebenfalls mit der von der Ens bewirkten Zerscheidung des Landes zusammen. Sowie an die bezeichneten Kerbschnitte der Nebenflußthäler vorzugsweise die Hauptentwickelungspunkte des Verkehrs und die vorzüglichsten Bestimmungsmomente der Landeseintheilung fallen, so sind hier auch die vorzüglichsten Kampf- und Schlachtfelder um deren Besitz zu suchen. Und so haben denn auch die Mündungsufer der Ens genug von Kämpfen zu erzählen, von jenen ununterbrochenen der Römer bis zu den letzten Feldzügen in dieser Gegend, wo selbst Napoleon noch an der Ens Gelegenheit fand, sich über die Gräuel eines Schlachtfeldes zu entsetzen.

Nach dem Gemälde von Mauthausen kommen wieder einige unbedeutende Leistungen: das Bild des Stiftes St.

Peter zu Erla, seiner melancholischen Töne und düsteren Haltung und Behandlungsweise halber Elegium genannt, — dann Baumgartenberg, mit einem Cisterzienserkloster der berühmten Familie Machland, ein kleines, schätzbares Gemälde, an welchem die Grafen von Machland viele Jahre arbeiten ließen, und für dessen bloße Reparatur sie manche 1000 Stück Ducaten bezahlten.

In den vielen Auen und Inseln, welche die Donau hier bildet, giebt es wieder eine Unzahl von Bildern in niederländischem Style, die, mitten zwischen den großartigen Berglandschaften eingeschoben, einen ganz eigenen Effect machen. Es sind darunter Fischer am niedrigen Ufer eines Flußgestades mit der Herrichtung eines Netzes beschäftigt, das man in den Donaugegenden „Taubel" nennt. Es ist dieses Taubel eine Art gewaltig großer Hamen, der wie ein Wagebalken an einem in den Fluß gerammten Baumstamme leicht auf- und niederbewegt werden kann.

Eine Wassermühle in der Mitte eines großen Stromes, flache Inseln, mit schwankenden Weiden und Pappeln bewachsen, in der Nähe. Sie erheben sich kaum über die Oberfläche des Wassers, und einige Büsche tauchen im reißenden Flusse auf und nieder. Ein Müller sitzt auf der Spitze eines in's Wasser hinausragenden Balkens und scheint mit irgend einer Reparatur beschäftigt.

Ein kleiner Holzhafen am Ufer der Donau. Man sieht wieder den breiten Strom. Hart am Gestade, im Inneren einer Lake, ist Holz aufgestapelt, wie die Leute es in den großen Auen des Flusses fällen. Einige Schiffer

sind mit dem Aufladen des Holzes in ein kleines Fahrzeug beschäftigt, um es nach Wien hinabzuführen. Rund umher nichts als Wasserfläche und waldreiche Aueinsamkeit.

Die Gemälde sind alle gut conservirt, die Farben hell und frisch, der Firniß unübertrefflich. Obgleich viele Mäuse sich in der Galerie aufhalten, so haben sie doch an den Bildern noch gar nichts verdorben. Ja sogar die Biber, welche hier wohnen und beständig die Gemälde zernagen, tragen, ohne ihnen zu schaden, nur zur Erhöhung ihres Interesses bei. Diese bewunderungswürdigen Thiere sind an der ganzen Donau zwischen Linz und Wien sehr häufig. Sonderbar ist es, daß die Cultur sie hier noch nicht völlig verscheucht hat, und daß sie in den doch viel wilderen Gegenden der mittleren Donau seltener sind als hier, wo ihnen sowohl ihres Felles als auch ihres Geils wegen so häufig nachgestellt wird, und wo man den Werth eines ganzen, zum Verkauf gebrachten Bibers auf 50 bis 60, ja, wenn das Geil gut ist, auch auf 100 Gulden Münze anschlägt. Die Biber haben ihre Wohnungen in der Regel an jenen oben beschriebenen Bruchgestätten der Donau, und von hier aus machen sie dann Excursionen in die Auen des Flusses, in denen sie, wie die Holzhacker, die Bäume fällen, besonders und mit Vorliebe die Espen und Pappeln, deren Holz nicht zu hart ist und die ihnen in der dicken, fleischigen oder lederartigen Rinde ihre Lieblingsspeise gewähren. Die Wohnungen der Biber an den Bruchgestätten sind sehr schwer zu entdecken, denn diese Thiere legen den Eingang zu ihren Höhlen immer unter dem Wasser an und höhlen dann von unten herauf die Erde aus. Oben sitzen sie

dann in der eigentlichen Höhle, die sie mit Holzvorräthen ausbauen, im Trocknen. Unten aber ist die Thüre und der Vorplatz ihres Hauses mit Wasser bedeckt, in das sie sich sogleich bei dem Herannahen irgend einer Gefahr hinabstürzen und worin sie verschwinden. „Bei ihren Arbeiten,“ erzählte mir ein Herr, der sich als Jäger und Naturliebhaber viel mit ihrer Beobachtung abgegeben und selbst auf seinem Gute mehre Biber in Gefangenschaft gehalten hatte, „bei ihren Arbeiten sie zu belauschen, ist eins der interessantesten Vergnügen, das man sich an der Donau verschaffen kann. Sie benehmen sich dabei so komisch wie die Affen und so flink und behende wie Leute, die durchaus keine Zeit zu verlieren haben. Die Bäume fällen sie mit ihrem harten, wirklich furchtbaren Gebiß, wie geschickte Holzhacker mit wenigen, sicher berechneten Schlägen unglaublich rasch und zerschneiden sie in Blöcke. Wie Pudel apportiren sie diese Blöcke in ihre Wohnung, wo sie aufgestellt und mit Lehm, den sie mit ihrem Schweife anschlagen, befestigt werden. Sie patschen so rasch durch's Wasser hin und zurück, die Holzblöcke schiebend, zerrend und stoßend, als wäre ein großer Wetteifer unter ihnen und als gälte es einen kostbaren Preis zu gewinnen. Daß sie, wie man behauptet, Pfähle mit ihrem Schweife einhauen, habe ich nie gesehen und glaube auch, daß dieses weiche Instrument gar nicht dazu eingerichtet ist. Wohl aber schlagen sie mit diesem Schweife häufig auf die Oberfläche des Wassers, daß es weithin spritzt, zuweilen aus bloßem Uebermuth und aus Spielerei, zuweilen aber auch, wenn Feindliches naht, wo sie dann mit einem solchen Wasserschlage unter der

Oberfläche des Wassers verschwinden, indem sie es dem Feinde in's Gesicht zu spritzen vermeinen. Sie sind sehr schwer zu erlegen. Sie auszugraben, wie die Dachse, ist bei der Einrichtung ihrer Höhlen unmöglich. Sie zu überraschen ist ihrer Vorsichtigkeit und Behendigkeit wegen ebenfalls schwer. Am meisten fängt man sie in Fallen, die man auf ihren gewohnten Wegen ausstellt. Weil sie ihre Speisen, anders als die fleischfressenden Thiere, überall in der Natur finden, so kann man diese Fallen nicht nach den gewöhnlichen Principien bauen und einrichten; denn wenn man auch den delicatesten Pappelast hineinstecken wollte, er würde sie doch wenig reizen, und man ist daher gezwungen, immer viele Fallen auf den Wegen, die sie zu gehen pflegen, aufzustellen, muß aber sehr vorsichtig dabei verfahren, weil sie leicht Witterung vom Eisen erhalten. Ich hatte einmal in der Nähe eines Biberbaues fünfzehn Fallen ausgestellt und war glücklich genug, in der folgenden Nacht zwei Biber zu fangen, die arglos und unvorsichtig auf ihren Wegen und Stegen herumgetäppelt waren. In der anderen Nacht aber fing ich gar keinen, in der folgenden auch keinen. Es war das Unglück der beiden Genossen sofort im ganzen Biberbaue bekannt geworden, und alle hielten sich still zu Hause in ihrer Höhle. Dieß dauerte zehn Tage, so daß ich immer vergebens meine Fallen aufstellte und vergebens am Morgen besuchte. Endlich mochte sie doch die Langeweile und der Hunger wieder zum Loche hinaustreiben, und in der elften Nacht fing ich wieder einen, und zwar einen merklich abgemagerten. Hiermit war es aber ganz vorbei. Die Biber

hatten meine Nachstellungen so übel aufgenommen, daß sie ihren Bau gänzlich verließen und aus der Gegend, ich habe nicht erfahren, wohin, auswanderten. Man fing dort seitdem nie mehr einen Biber."

Sechs Meilen unterhalb Linz, von Wallsee an, hängen die schönsten Gemälde an der Donau. Im Ganzen haben alle diese Donaugemälde eine vortreffliche Beleuchtung, denn das Licht fällt durch das große gewölbte Himmelsfenster von oben und allseitig herab und läßt keine störenden Reflexe zu. Indessen kann man doch einen kleinen Unterschied zwischen der südlichen und der nördlichen Wand machen. Die Donau fließt nämlich direct von Westen nach Osten, und da nun die Sonne in der Regel mehr im Süden steht, so werden die nach Süden gekehrten Fronten der Schlösser, Städte und Berge der nördlichen Wand in der Regel besser beleuchtet sein als die Fronten der Bilder der südlichen Wand, die häufig zu gewissen Tages- und Jahreszeiten dunkle Schatten in die Donau werfen.

Für uns war es, als wir bei Wallsee anlangten, noch Morgen, und dieß schöne Schloß am rechten Donauufer war noch in seiner schönsten Beleuchtung aus Osten oder Südosten zu sehen. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich dieß prachtvolle Rittergebäude. Auf der anderen sieht es sich von schönen üppigen Gefilden, wie von friedliebenden, arbeitsamen Unterthanen, umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Bergriesen, die Häupter von dunklen Waldungen umschattet. Das Schloß bauten und besaßen die berühmten Herren von

Walse, eine große österreichische Familie, von deren Reinprechts, Eberhards und Ruprechts die deutschen Geschichtschreiber manche schöne und interessante Donausage zu erzählen wissen. Und später saß hier das fremde Geschlecht der Grafen Gujard von St. Julien. O alle diese romantischen Sagen, diese pittoresken Ansichten, diese Entzücken erregenden Gefilde „überströmen," wie ein Reisender mit classischem Bombast bemerkt, „mit dem effectvollsten Eindruck die Seele und erweitern das Herz zu Größengefühlen!" — Ja wahrlich, Herr Reisender, wenn Sie auch wunderlich sprachen, gefühlt haben Sie recht.

In der That, ich glaube, selbst einen Antienthusiasten müssen die herrlichen Anschauungen, die sich von Wallsee aus entfalten, zum Entzücken und zur Begeisterung hinreißen. Nur auf der Harfe und in einer Reihe von Dithyramben sind sie würdig zu besingen. Wirklich man geräth dabei außer sich, man ist bezaubert und wie verhert. Ich konnte mir zuletzt nicht mehr helfen und bildete mir ein, ich säße in einem großen, wundersam eingerichteten Kaleidoskop, das nach allen Seiten hin Figuren bildete. Ruinen — Schlösser — Paläste — Klöster — friedliche Dörfer — kleine Städte — Einsiedeleien — ferne Berge — nahe Thürme — dunkle Schluchten — offene Thäler — schroffe Abhänge — lachende Auen, das Alles war in diesem Kaleidoskop wie Erbsen und Bohnen, Mooskrümchen, Flitter und Perlenstückchen durcheinander gemischt, und all dieser ungeheuere Wirrwarr von Dingen fiel bei jedem Stoße des Dampfcylinderkolbens anders und immer wieder anders durcheinander, und doch immer schön

und immer wieder schön, als hätte ein Zauberer jedes Sächelchen an einem Fädchen und zöge es in jedem Moment wieder an seinen rechten Platz.

Zuweilen freilich verwirrten und verhäkelten sich die Dingelchen wohl etwas. Allein Stephan (unser Dampfer) brauchte dann nur einige Male wieder zu schütteln, so war der Knoten gelöst, und der goldene Faden der pittoresken und harmonischen Figuren spann sich wieder ab wie zuvor. Hunderterlei hübsche Täuschungen führt der vielverwundene Lauf des Stromes herbei, hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen macht er rege.

Zuweilen zieht er sich langgestreckt vor den Blicken hin, wie eine große Chaussee und stellt in nebeliger Ferne viel Schönes in Aussicht. Man erblickt undeutliche Puncte, schwache Schattirungen und matte Umrisse. Was mag es sein? Was wird sich zeigen? — Nur wenige Momente Geduld! Wie ein Pfeil, auf dem Rücken des eiligen Stromgottes getragen, fliegt das Pyroskaph dahin. Die Puncte zeigen sich bald als Samenkörner und Embryonen höchst fruchtbarer Art, gehen auf zu vollständigen Ansichten und gestalten sich zu Farben und Formen mit einer Schnelligkeit, wie die Blumen, die ein Taschenspieler in wenigen Augenblicken keimen, wachsen und erblühen läßt.

Zuweilen wieder ist er wie in Stücke zerhackt. Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsees. Wir drehen uns, und wieder schießen wir in eine solche abgeschlossene Wassermasse hinein, und es scheint, als

reihe eine Kette von Seen sich aneinander. Mein Gott! der Dampfer braust mit uns in einen solchen Kessel hinein, als gäbe es keine Felsen rund umher. Sicher! wir werden scheitern an jener Ecke; doch nur ein kräftiger Händedruck vom sicheren Steuermanne, und alle Felsen rund umher drehen und wenden sich, und ein neues Thor thut sich auf, um uns neue Wunder in Nähe und Ferne zu zeigen. Bei solchen plötzlichen Wendungen des Schiffes, die oft in einem Halbzirkel von sehr kurzem Radius ausgeführt werden, executirt dann das Kaleidoskop seine unvergleichlichsten Meisterstücke, und die hochschwebenden Landschaften, Farbencompositionen und Zeichnungen, die dann durch das Segel- und Tauwerk der Masten gehen, oder sich in die Rahmen der zwölf Cajütenfenster wechselnd stellen, oder bei jedem beliebigen anderen Loche, durch das man die Blicke hinaussendet, in veränderlichen Darstellungen vorüberziehen, gewähren dann dem Auge, so zu sagen, eine Art Wassersturz von Ansichten und Bildern, in welchem alles Einzelne verschwindet, während das Ganze einen mächtig berauschenden Eindruck auf die Seele ausübt.

Ein recht sensibler Maler, denke ich mir, müßte bei solchen Drehecken, um nicht schwindelig zu werden und vor Entzücken über das Geländer des Dampfschiffes hinweg zu voltigiren und in die Donau zu springen, zuweilen beide Augen zuschließen. Hat der Maler aber noch den Historiker in sich, so hilft ihm dieß freilich wenig. Denn im dunklen Busen des Historikers selber tauchen dann neue Abgründe, Wirbel und Fernsichten auf, und es stellen sich ebenso bunte Gemälde vor seinem inneren Auge unab-

weislich dar. Da liegt der Nibelungenhort in der Donau; da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen. Die Gewitterwolken stoßen aneinander, und die Blitze und Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donauthale wieder. Carl der Große bringt siegreich herab und kehrt triumphirend zurück. Da kauern sogar noch die Geister der römischen Centurionen und Gränzcommandanten in zahllosen Schaaren am Ufer, und die italienischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. Dann wieder ziehen deutsche Bebauer, Franken, Baiern und Schwaben singend den Fluß herunter. Auf ihren Schiffen haben sie der Ceres und dem Bacchus Altäre errichtet, um sie und ihre Mysterien in fremde Lande zu tragen. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das Alles herein, über das Alles hinaus, und durch die Donauschluchten brechend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Fluth über die entferntesten Völker. Zwölf Könige der Ungarn reiten herauf — zwölf Kaiser der Deutschen marschiren hinab und spielen durch Jahrhunderte hindurch das blutige Spiel mit den eisernen Würfeln des Krieges. Bald rückten sie ihre Gränzen hinaus, bald wichen sie zurück. Doch mitten zwischen all diesem Schwanken, welch neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge? Hunderttausend und aber hunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um des Erlösers Grab mit Thränen und Blut zu netzen, und die Ritter der Donau

stoßen ihre Nachen vom Ufer und schließen dem Zuge sich an, die Clams — die Dietrichsteins — die Prüschenken — die Schweinpöke — die Breuner — die Salzburger — die Persenberge und wie alle die uralten deutschen Geschlechter hießen, die an diesen Hügeln der Donau einst blühten und jetzt schon zum Theil wie Blumen verwelkt sind, zum Theil noch grünen wie Eichen. Wie reich, wie herrlich diese Fahrten der Kreuzheere nach dem Osten! Wie schrecklich, wie furchtbar darauf aber die Antwort des Orients, die er der Donau hinüber sendet! Die Janitscharen überbringen sie nach Wien. Doch Gott sei Dank, man nimmt sie nicht an, man läßt sie nicht ein, und wieder ein paar Blätter des Buches werden vom Sturme gewendet, und siehe, Deutschland steht siegreich da, gebietend fast bis zur Mündung des Stromes.

Ja es ist wunderbar, höchst wunderbar, wie sich das hin und wieder bewegte hier im Donauthale, wie es auf- und niederflackerte gleich den mächtigen Fackeln und den leuchtenden Lichtflaggen des Nordlichtes, welche die nordischen Völker mit den Schwertern der Krieger vergleichen. Wie das wallet und arbeitet, wenn man so nicht in einem Buche Brocken für Brocken und Jahr für Jahr die Geschichte zusammenbuchstabirt, sondern auf dem Dampfschiffe über den Strom der Zeiten mitten zwischen den Monumenten von zwanzig Jahrhunderten dahin saus't! Wie sich dann Alles rasch bewegt und schnell gestaltet! Ja wie es dann siedet und wallet und zischt!

„Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt!“
„Sehe! Herr Capitän! Na so schaun's mir dees an!“ —

„Wahrhaftig bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt!" — „Habe ich's nicht gesagt, das ginge nicht gut?" — „O Gott, wo ist mein Mann?" — „Mein Himmel, wir sind verloren!" — Nannerl, Seppi, wo steckst Du? Ach lieber Junge, komm zum letzten Male in meine Arme!" — „Ach je, ach je, was denken Sie davon, mein Herr?"

„Nun was ist denn passirt? Herr Autor, was hat sich denn ereignet?"

„O welcher Schrecken! Ich bitte, ein Fläschchen Eau de Cologne! So, so, nun ist es schon gut, Gott sei Dank! Es ist doch Alles gut abgelaufen."

„Ja ich bitte Ihnen, was woar denn dees?"

O nichts! nichts! lassen Sie mich nur erst ein wenig zu Athem kommen. Es war nichts als ein Gemälde, und zwar ein sehr naturgetreues, ein sehr ansprechendes, ein sehr aufregendes und höchst ergreifendes! Ich glaube, ein Salvator Rosa! Ja richtig, von Salvator Rosa war es, von diesem genialen Meister! Ich sah einmal ein Gemälde von diesem Salvator Rosa, welches er noch in seiner jugendlichsten und heroischesten Zeit gemalt hatte. Dieses Gemälde muß ich Ihnen erst etwas beschreiben, damit Sie dann mich und die Ausrufungen, mit denen der Faden meiner Ideenentwickelung so plötzlich unterbrochen wurde, besser begreifen können.

Dieses Gemälde stellte einen Seesturm dar. Ein Schiff, das entmastet auf dem Mere herumtreibt, ist im Begriff, am Ufer zu stranden. Das Ufer ist zum Theil schroff, zum Theil niedrig. Auf die schroffe Seite fliegt das Schiff zu, auf der niedrigen Seite aber entdeckt man, wenn man

das Gemälde nicht zu nahe betrachtet, mehre Menschen, die herbeieilen, um dem Schiffe Hülfe zu leisten. Der Sturm ist gewaltig, und die Zweige der Büsche und Bäume am Ufer stehen alle steif nach der Seite hin gebeugt, nach welcher der Wind geht. Betrachtet man das Bild ganz nahe, so verschwinden alle Figuren, alle Felsen, Schiffe und überhaupt alle deutlichen Umrisse, und man sieht nichts als verschiedene Farbenkleckse, aus deren Beschaffenheit ersichtlich ist, daß Salvator Rosa dieses Bild folgendermaßen verfertigte: Er trug erst viele verschiedene Farbenmassen mit einem breiten Löffel auf die Leinwand, dunkle hier, helle dort, wie er sie brauchte, und dann fuhr er wie der Blitz mit dem Pinsel dazwischen herum und pinselte das Gemälde zurecht. Zuweilen war ihm der Pinsel nicht schnell genug, und er tüpfelte dann mit den Fingern dazwischen hin und her, wodurch er die Wolken zu Stande brachte, und dann für die scharfen Linien drehte er den Pinsel um und machte mit dem verkehrten Ende desselben, mit dem dicken, hölzernen Stiele, eine Menge Striche hier und da, woraus die Bäume, ihre steifen, im Winde stehenden Zweige und die Masten, Ruder und Tauwerke des Schiffes entstanden. (NB. sei hier bemerkt, daß es ein historisches Factum ist, daß Salvator Rosa zu Zeiten so verfuhr.) Und auf diese Weise hatte er in wenigen Momenten die Idee aus seinem Kopfe auf die Leinwand hinausgeschafft.

So in dieser Manier, in dieser titanischen und, so zu sagen, antidiluvianischen Manier, war das Gemälde, welches wir in der Gegend bei Grein an der Donau aufgehängt

funden, wenn auch nicht ganz, doch wenigstens in seinen Hauptpartieen und namentlich auch in seinem Vordergrunde ausgeführt.

Die Sache war nämlich, um kurz zu sein und um dir, lieber Leser, nun endlich die wahre Aufklärung über mein rasches Erwachen aus den obigen historischen Träumereien, über jene vielfachen Exclamationen und über diese Episode von Salvator Rosa, was doch Alles innig und harmonisch zusammenhängt, zu geben — ich sage in aller Kürze, die Sache war die:

Die vulkanischen Mächte, welche in Olim's Zeiten die Oberfläche unserer Erde durchfurchten und gestalteten, kamen hier in der Gegend bei Grein auf ihren Kreuz- und Querwegen auch einmal aus Norden her herangeschossen und arbeiteten hier in Salvator-Rosa'scher und Rembrandt'scher Manier einen Damm in die Höhe, der sich in die Quere von dem Böhmer Walde nach den Alpen hinüberspann und den aus Westen heranfließenden Wogen ein mächtiges Hinderniß war. An diesem Damme nagten diese Wogen lange, bis es ihnen eines Tages gelang, ihn, ebenfalls wieder in Rosa'scher Manier, zu durchbrechen. Der See, der sich oberhalb des Dammes gebildet hatte, floß aus, und es stürzte sich die Donau als ein schmaler Fluß durch den engen Spalt, um jenseits wieder breitere Gefilde zu gewinnen. Hier und da waren bei dem Riß dieser Spalte einzelne Felsenzacken zur Seite, im Wasser und unter dem Wasser stehen geblieben, wie auf Salvator Rosa's Gemälde hier und da die Farbenkleckse stehen blieben. Dieß gab den großartigen Carton

und die Grundirung des Grein'schen Bildes. Nachher zogen sich die Regen, die Vegetationen und die menschlichen Arbeiten von langen folgenden Jahrhunderten darüber hin, kritisirten an dem Bilde, retouchirten, führten das Detail aus, setzten Farbe und Firniß darauf und verwuschen in etwas die strengen Schatten und die grellen Lichter, und so entstand denn das berühmte Gemälde, das man den Strudel oder den „Strum" bei Grein nennt, oder auch wohl nach der Weise einiger Poeten: „die Scylle und Charybdis der Donau."

Es ist merkwürdig, daß, sowie in den dramatischen Stücken gewöhnlich die tragischesten Momente auch die schönsten sind, so auch in der Natur die schauervollsten Scenen gewöhnlich als die am meisten pittoresken erscheinen. So wie ein Held, wenn er zum Tode geht, seinen schönsten Schmuck anlegt und dann auch noch mitten im Kampfe sich mild und edel erweist, so geht die Donau in den düsteren, von schwarzen Waldungen beschatteten Schlund nicht ein, ohne noch zuvor in einem höchst romantisch gestalteten Landschaftsgemälde kurz vor dem Strudel viel Schönes und Liebliches zusammenzudrängen. Wie im Leben ein Glück nie allein erscheint und wie, wo erst ein Gott naht, sich bald der ganze Olymp versammelt, so bieten sich auch auf der Erdoberfläche gewöhnlich Kunst, Natur und Geschichte die Hand, um einen und denselben Erdfleck schön zugleich und interessant, lieblich und bedeutungsvoll zu machen.

„Greinen" heißt im Oesterreichischen soviel als weinen, und das freundliche Städtchen „Grein" und die Greins-

burg, d. h. die „Weineburg,“ liegen nicht an dem Eingange des Strudels und tragen ihre traurigen Namen inmitten der reizenden Umgebung, mit der sie die scheidende Donau bekränzen, wohl nicht ohne tiefer liegende Beziehung. Freundlich grüßend spiegelt der Strom die Angesichter dieses hübschen Schlosses und Städtchens zurück, bevor er, melancholisch von den Fichtenwaldungen gefärbt, seine Wellen auf die Folterbank des „Strudels“ wirft.

Dieß geschieht denn endlich bei dem Inselchen Wörth, das noch als alter Rest des Dammes wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt. Von diesem Pfeiler aus ziehen sich zu beiden Seiten noch niedrige Steintrümmer quer durch den Fluß und schließen sich an die hohen, eckig hervorspringenden Felsen des Ufers an. Einige derselben sind bereits so abgeschliffen, daß sie jetzt unter der Oberfläche des Wassers liegen; andere stehen noch heute aus dem Wasser zackig hervor. Jene heißen „Kugeln,“ diese das „Kochelt“ oder „Gehäckel.“ Die Wassermasse, welche südlich vom Inselchen Wörth vorübergeht, wird der „Höftgang“ genannt; die aber, welche nördlich durchpassirt, wird wieder durch zwei Klippenlinien in den „Wildriß,“ das „Wildwasser“ und den eigentlichen „Strudel“ getheilt, und durch diesen, den Kaiser Joseph mittels dreizehnjähriger Arbeit durch Hinwegschaffung der die Schifffahrt am meisten hemmenden und gefährdenden Felsen räumen ließ, findet jetzt die Hauptpassage statt.

Zuerst nun braust die Donau tosend über die Kugeln weg, — schon von Weitem hört man das Getöse als ein dumpfes Rauschen — dann geräth sie in das „Ge-

hackel," in dem sie noch ungestümer schäumt. Obgleich die Dampfmaschine hier etwas gedämpft wird, so schießt und schnellt man doch mit einer Geschwindigkeit darüber hin, wie sie auf der Wasseroberfläche nur der Vierspänner Neptun's erreichte. — Leider! leider! — Denn auch hier mitten im Strudel möchte man sich lieber vor Anker legen, um das herrliche Bild noch länger zu genießen und wieder herrlich zu malen. Nur ein paar Blicke wie Harpunen konnte ich in aller Schnelligkeit auf die wie Wallfische vorüberbrausenden Felsen schießen. Ich harpunirte sie damit und lootste sie in mein Gedächtniß. Ob es mir gelingen wird, sie aus dieser Höhle heraus wieder richtig auf's Papier zu bringen, so daß die, welche im Donaustrudel selber nie waren, sie sich besehen können? — Schwerlich!

Der Felsen der Insel Wörth ist höchst malerisch, er hat verschiedene Absätze, und am Fuße, ganz auf der Spitze der Insel, liegt die alte Warte „Wörthschloß." Auf der Krone des Felsens prangt ein großes Kreuz, fast wie der Glaube mitten im Strudel des Lebens an den Felsen sich klammernd. Mehre Heiligenbilder sind noch auf verschiedenen Stufen des Felsens errichtet, zum Theil wohl mit Votivgeschenken häufig hier passirender Schiffer geschmückt. Dicht vor dem Eingange zum Strudel kommen sonst in der Regel kleine Boote zu den großen Schiffen herangerudert und bieten den frommen Matrosen Heiligenbilder als Amulete zum Verkauf. Aber unser gottloser Dampfer nimmt von dergleichen keine Notiz und schießt wie ein Pfeil vorüber, die armen Leutchen können ihn nicht entern, um sich einen solchen Gottespfennig zu verdienen. „Wird ihm das gut

thun? Weiß es der Himmel!" denken wohl diese armen Leutchen. — Nun, wir werden sehen.

Dem Wörther Felsen gegenüber ragen andere hohe und malerisch gestaltete Riffe tief in's Wasser hervor und tragen auf ihrer festen Stirn die Ruine des alten Schlosses Werfenstein empor. Schon römischer Schutt soll hier mit dem des deutschen Mittelalters sich mischen. Die sonst so breite Donau ist verhältnißmäßig hier so eingeengt, daß ein kühner Tell fast hoffen könnte, mit einem mächtigen Sprunge den Wörther Felsen zu erreichen, und ein rechtes Hasenherz würde wohl mit einem Satze nach Schloß Werfenstein sich retten.

Die Felsen von Werfenstein schließen sich an die mächtigen Wände und schroffen Abhänge, von denen sie nur ein kleiner Theil sind und die sich nun in dunkler Enge etwa auf die Länge einer halben Stunde einander gegenüberstehen. Mitten in dieser Schlucht, die man sich indeß immerhin nicht allzuschmal denken darf, schießt der Strom, mit unaufhaltsamer Gewalt sich fortwälzend, dahin. Einzelne, besonders sich auszeichnende Felsen haben eigene Namen empfangen, so der „Hausstein," das „Hasenohr" u. s. w., und andere sind wieder von Schlössern und Ruinen besetzt, z. B. von den Schlössern Struden und Sarmingstein. Noch weit über das Kreuz des Wörther Felsens hinaus ragt der Thurm der Kirche St. Nicola, mitten in dem Engpaß auf hohem Felsen gelegen und weithin den Schutz des heiligen Nicolaus, des Schutzpatrons der Schiffenden, verheißend. Dieser Kirche zu Füßen, in dem Flecken gleiches Namens, zeigt sich ein altes, schon im

Jahre 1144 gestiftetes Hospital für Verunglückte und Kranke, die das wilde Wasser hier sonst häufiger als jetzt liefern mochte.

Die bei'm Strudel zusammengepreßten Gewässer empfangen in der Schlucht eine solche Richtung, daß ihre Hauptmasse gerade auf den oben genannten Hausstein zuströmt. Sie prallt hier an und wird zurückgeworfen, zugleich aber auch durch die nachfolgenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel, in einer Entfernung von 1000 Schritten, der berühmte „Wirbel." Da an einer und derselben Stelle zwei verschiedene und entgegengesetzte Richtungen nicht zugleich im Wasser sein können, so ist es natürlich, daß jene rückwärts herumgedrehte Linie des Wirbels sich zugleich auch spiralförmig nach unten schlingt — ohne Zweifel werden die zurückgeprallten Gewässer von den neu ankommenden auch hinabgedrückt — und dann unter dem ersten Anfange der Krümmung durchgeht, wodurch sich auch die in die Tiefe hinabziehende Kraft des Wirbels erklärt.

Des Schönen und Romantischen, des Bewunderungswürdigen und Malerischen, des Einzigen und Unvergleichlichen ist in diesem merkwürdigen Donaupuncte so viel, daß der Schilderer sich in der That eben so schwer davon trennt wie der Beschauer, und daß man Ursache genug findet, die vielen Worte zu bereuen, die man am Ende doch fast vergebens darüber gemacht hat.

Ich sehe mich indeß dennoch genöthigt, auf diesen schönen Salvator Rosa, dessen Copirung wir versuchten,

noch einmal einen Blick zu werfen, und zwar um dem Leser noch von der Staffage des Bildes zu berichten und bei dieser Gelegenheit ihm endlich jene lauten Ausrufungen zu erklären, die uns in unseren historischen Forschungen so plötzlich störten und die eben durch den Anblick jener Salvator-Rosa'schen Staffage unter unserer Dampfschiffgesellschaft erregt wurden.

In der Mitte des herrlichen Gemäldes, ganz nahe im Vordergrunde, sah man ein Schiff, und zwar ein Dampfschiff dargestellt, das eben im Begriff zu sein schien, in diesem gefährlichen und verrufenen Donaustrudel Schiffbruch zu leiden und mit Mann und Maus unterzugehen. Der Maler hatte gerade den Moment gewählt, wo das Schiff, vom trügerischen Strome hintergangen, mit seiner Spitze den ersten Stoß gegen die Felsen nicht weit unterhalb Werfenstein thut und ein panischer Schrecken sich auf den blassen Angesichtern und bläulichen Lippen der zahlreichen Passagiere verbreitet. Das Bogspriet ist bei'm Stoße wie ein Strohhalm zusammengeknickt und hängt an einigen Stricken wie ein zerbrochener Arm an den unzerrissenen Sehnen herab. Der ganze Vordertheil des Schiffes hat sich natürlich gegen die Felsen etwas hinaufgehoben und ist hinten um ein Weniges in das Wasser hinabgedrückt, so daß die grüne Woge der Donau bereits durch die Cajütenfenster hereinstürzt.

Unter den Passagieren ist die größte Verwirrung, und die Gruppen sind vom Maler wirklich mit großer Lebendigkeit, viel Laune und Wahrheit ausgeführt. Ein dicker Engländer z. B. steht in der Mitte des Schiffes, beide Hände in den Taschen, beide Beine ausgespreizt und den Blick

unverwandt nach dem Bogspriet und dem Felsen gekehrt, als hoffe er, das Boot so balanciren zu können. Ein junger Mensch, der, neugierig, zu sehen, was es gäbe, zum Cajüten-fenster hinausblickt, bekommt gerade die ganze frische Donau, die ihm entgegenbringt, über den Kopf. Eine allerliebste, schöne, junge Ehefrau sinkt an den Busen ihres Gemahls und verbirgt ihr Angesicht; man glaubt von ihren Lippen die Worte zu vernehmen: „Ach Heinrich!“ Werden es ihre letzten sein? Wird dieses schöne Paar den bitteren Tod in den Wellen sterben? Unwillkürlich drängen sich dem Beschauer des so naturgetreuen Bildes diese Fragen auf.

Nein, sie werden gerettet werden, mitleidsvoller Beschauer, oder vielmehr, sie sind schon gerettet worden; ich kann das am besten wissen, ich war ja selber dabei. Die oben beschriebene Staffage des Salvator-Rosa'schen Bildes gab unser eigenes Dampfschiff, der Stephan, und wir die Passagiere, die wir in alle jene verschiedenen Interjectionen ausbrachen, welche ich oben citirt habe.

Ich weiß nicht, was es war, ob vielleicht eine Veränderung in der Richtung der vielen Wasserfäden, die im Strudel durch einander brausen*), — oder pure Ungeschicklichkeit oder Unachtsamkeit der Lootsen, — oder Ungehorsamkeit des Schiffes, — ich meinte Anfangs, als ich das Bogspriet dem Felsen immer näher und näher kommen sah, es wäre der vollkommenste Grad von Kühnheit und Sicherheit, und sagte zu einem neben mir stehenden

*) Daß solche Veränderungen stattfinden, ist ohne Zweifel, bei jeder verschiedenen Wasserhöhe bewegen sich die Gewässer auf der Oberfläche etwas anders.

Engländer: „Bemerken Sie doch, wie wenig Gefahr der sonst so gefürchtete Strudel jetzt für die Ausbildungsstufe unserer Schifffahrt hat und mit welcher Präcision wir dem drohenden Felsen gewissermaßen dicht vor der Nase vorübersegeln." — Kaum war dieß ausgesprochen, so fühlten wir uns ganz sanft ein wenig in die Kniee sinken, was eine Folge jenes oben bereits beschriebenen Stoßes war.

Unser Schiff bekam dabei einen Umschwung und drehte sich dermaßen, daß wir nun das gebrochene Bogspriet hinten und statt dessen das Steuerruder vorn hatten. Das goldene Brustbild des Erzherzogs Stephan, das unter dem Bogspriet auf der Spitze des Schiffes saß, war ebenfalls gebrochen und stand nun ganz schief und zur Seite gewandt, als möchte es nicht weiter. „Aha, der Stephel hat a Woatschen kriekt!" sagte ein Linzer Bauersmann auf dem zweiten Platze, nachdem der erste Schrecken vorüber war und wir den Schaden in Muße betrachteten.

Das Ganze dauerte nur einen Moment. Mit mehr Leichtigkeit, als man ein Schwefelstück zerknickt, waren die Balken des Bogspriets zerbrochen, so zu sagen, blos abgestreift — und schneller, als man ein Glas Champagner hinunterstürzt, war jener in das Cajütenfenster sich verzweigende Donauarm getrunken. Wie ein walzendes Paar, das in der Eile des Tanzes auf seine Vordermänner stößt, etwas leise für einige Augenblicke den Krebsgang geht und dann mit neuem Ansatz seinen Weg wirbelnd fortsetzt, so drehten auch wir uns eine Zeit lang herum, gingen schief und rückwärts durch den Wirbel, faßten dann aber wieder mit erneuerter Schaufelkraft die Wellen, wandten das Ru-

der und schossen auf der geraden Linie weiter vor, als wäre nichts passirt.

Wir kamen bei Sarblingstein vorüber, das Kaiser Ferdinand baute, um die Donau gegen die Türken zu befestigen, und bei Freinstein, in dessen Nähe Carl der Große den Herzog Tassilo überwand, und bei Persenberg, dessen herrliches kaiserliches Schloß unter diesem Namen schon seit uralten Zeiten berühmt ist, denn bereits der Markgraf Engelschalk II., der vor 1000 Jahren in die Tochter des Kaisers Arnulph verliebt war und sie raubte, besaß dieses Schloß. Wir konnten indeß diesen interessanten Puncten nicht die ganze Aufmerksamkeit widmen, die sie wohl verdienten, weil wir noch immer zu sehr mit unserem Dampfschiffe und seinem Versuche zum Scheitern, sowie mit den Mitgliedern unserer erschreckten Reisegesellschaft beschäftigt waren.

Unter der letzteren hatte ich, außer jener meiner ersten intimen Bekanntschaft, die ich mittels des bewußten Koffers machte, schon wieder manche neue Freunde gewonnen. Nichts nähert die Menschen mehr und macht sie zum Anschließen geneigter als ein hoher Grad von gemeinsamer Freude oder Betrübniß. Der gemeinsame Jammer bei dem traurigen Regenwetter, mit welchem der Tag begann, hatte mehre Herzen für mich erweicht, — die Freude und Begeisterung bei den hinreißend schönen Naturscenen hatte noch mehr dazu beigetragen, selbst wider Willen die Eiszapfen des guten Tones, mit denen wir unser Herz garnirt hatten, hinschmelzen zu lassen, — und bei dem Vorfalle im Strudel, welches der Höhepunct war, floß endlich noch

der Rest der Seelen in einander. Ja wie willst du denn widerstehen, wenn bei einer solchen Gelegenheit ein ganz wildfremdes, höchst elegant gekleidetes, sehr hübsches Dämchen, mit dem du bisher kein Wort gesprochen hast und das bis jetzt nur stumm und stolz jeden Fleck, wo ein Herr stand, wie einen verpesteten Ort sorgfältig gemieden hat, plötzlich allen Anstand vergißt, dich heftig bei'm Arm ergreift und ausruft: „Ach lieber, theuerer, bester Herr! was ist denn da geschehen?!" wie willst du denn da widerstehen und nicht, sogleich die angebotene Freundschaft schließend, antworten: „O meine verehrteste, gnädigste, Frau oder mein liebstes, schönstes Fräulein! beruhigen Sie sich. Es wird wohl nicht viel auf sich haben!" Und bei den genannten Schlössern Weins und Persenburg konnten wir uns nun alle mit einander als gute Bekannte und treue, offenherzige Freunde betrachten. . . . . .

Sind die Anschauungen der Natur schwer zu schildern, so sind es die Freuden der Geselligkeit nicht minder, und ich würde es als eine der schwierigsten Aufgaben, die mir gegeben werden könnte, ansehen, wenn ich dem Leser ein vollständiges Bild von allen den kleinen geselligen Freuden und Erlebnissen unserer schönen Donaufahrt geben sollte. Wie die Natur in ihren Werken und herrlichen Scenerieen eine in der Beschreibung unerreichbare Vielseitigkeit zeigt, und wie sogar die geringste Scenerie, die ein einziger Blick des Auges selbst dem Geiste weit genießbarer macht, als die umständlichste Schilderung es selbst mit dem größten Aufwande von Worten könnte, so haben auch die Begegnungen der Menschen, ihr Umgang und ihre Unter-

rerungen eine Vielseitigkeit und einen Reichthum an Genüssen, den alle Berichte darüber nicht wiederzugeben vermögen. Und was der Weise vom goldenen Baume des Lebens sagt und von seinem matten Bilde, das die Bücher zeigen, das gilt von den Donaulandschaften sowohl, als auch von dem Verkehre und dem Treiben der Leute, die auf dem Dampfschiffe zwischen ihnen dahineilen. Man sollte auf diese Weise lieber den Versuch zu Schilderungen irgend einer Art ganz aufgeben und aufhören Bücher zu schreiben, wenn nicht noch der Umstand dabei wäre, daß auch die Leser der Bücher ihre Phantasie, ihre Erfahrungen, ihre Erinnerungen, ihre Wünsche und ihre Hoffnungen haben. Es entsteht daraus das, was man das Lesen zwischen den Zeilen nennt, was jeder Leser, ohne sich dessen oft bewußt zu werden, übt. Gelingt es dem Schriftsteller auch nicht, die Naturscenen so zu malen, wie sie sind, so macht sich doch der Leser schon bei den Worten: „romantische Wildniß,“ „entzückend schöne Gefilde,“ „reiche, üppige Fluren,“ sein eigenes Bild, schickt diesen Worten eine früher gehabte Anschauung oder ein völlig aus der Luft gegriffenes und blos in seiner Einbildung bestehendes Zauberland unter und freut sich über seinen Anblick. Heißt es: „ein stolzes Schloß auf der Stirne des Felsens,“ so befriedigt dieß den Schriftsteller nicht, weil er die Magerkeit seiner Worte einsieht, in Vergleich mit der Wahrheit des Dinges selbst, das seinem Gedächtniß noch so deutlich vorsteht, wie es einst vor seinem Auge stand. Den Leser aber ficht dieß weniger an; denn er baut sich bei jenen Worten ein Schloß, das vielleicht noch viel schöner

ist als das wirkliche. Ebenso auch geht es nun mit den Berichten über angenehme Gesellschaften und Gesprächs- und Umgangsfreuden, die man genossen hat. Spricht da nun der Berichterstatter z. B. auch nur so: „wir saßen so traulich beisammen — indem wir uns die interessantesten Geschichten von der Welt erzählten" — ohne diese interessanten Geschichten selbst wiederzuerzählen, so wird nichtsdestoweniger gleich der Leser durch diese Worte angeregt und gewissermaßen elektrisirt. Es steigen mehr oder minder deutliche Erinnerungen in ihm auf, an trauliche Kreise, an denen auch ihm einst Theil zu nehmen vergönnt war, — oder wenigstens die Wünsche werden rege, daß er doch auch einmal in eine so höchst interessante Gesellschaft kommen möchte. Er empfindet so Alles nach, was der Autor sagt oder nicht sagt, und selbst einige interessante Geschichten fallen ihm wo möglich noch ein, mit denen er den Text des Buches ausfüllt.

Auf diese Weise werden dann durch jenes Lesen zwischen den Zeilen die mageren Buchstabenreihen und die dürren Lettern farbig, voll und lebendig. Der Schriftsteller, der leider hinter den Coulissen steht, sieht nichts als Dinte und Druckerschwärze. Der getäuschte Leser aber erblickt Berge und Schlösser, schöne Damen und Engel in der Camera obscura seines Kopfes. Jener kommt mir wie ein Musiker auf einem Fortepiano vor, dessen Saiten in der Seele des Lesers ausgespannt sind. Er greift beständig die Tasten, ohne auch nur einen Klang zu vernehmen, der Leser aber hört die Musik in seinem Innern und hat also offenbar mehr Genuß dabei als jener, der nichts zu thun

hat, als die rechten Tasten aufzusuchen. Daher kommt es auch — nebenbei gesagt — daß manche Schriftsteller einigen Lesern so außerordentlich gefallen, während sie andere, welchen nicht dieselben Erinnerungen, nicht dieselbe Besaitung ihres Instruments zu Gebote stehen, gar nicht ansprechen.

Nun also zur Sache: Wir saßen so traulich beisammen auf dem Hintertheile unseres unermüdlichen Dampfers, ließen die Trinkschale der Unterredung kreisen und erfreuten uns über der gefälligsten Gespräche Entfaltung. London, Paris und Wien hatten ihre Deputirten abgesandt, um unseren Kreis vollständig zu machen, doch hatte Wien — ich danke dem Himmel dafür — den bedeutendsten Antheil daran. Die erste Deputirte war eine junge Schauspielerin, und zwar die ausgezeichnetste auf den Brettern des Burgtheaters. Sie kam von einer Kunstreise nach Hause, erzählte uns auf sehr geistreiche Weise Vieles von dem, was sie hinter und vor den Coulissen erlebt hatte, und corrigirte mir allemal aus Freude, wieder im schönen Oesterreich zu sein, meine nach österreichischen Regeln falsche Aussprache der passirten Ortsnamen, indem sie sagte: „Marbach nicht, nein „Moaba" heißt das hübsche Dorf, das wir dort hinter uns lassen, auf Wiänerisch! und Neustadt müssen Sie nicht sagen, sondern „Neischtadel," und wenn Sie mir dazu Glück wünschen wollen, daß ich wieder in meiner Heimath bin, so müssen sie dieses Wort „Hoamat" aussprechen." Dafür bot ich ihr, als die Sonne heftig zu scheinen anfing, meinen österreichischen „Lamprell" oder Sonnenparapluis und fragte, ob ich sie damit nicht „protekiren" könnte. Sie darauf „hat

das delizios gefunden" und „ist schier lachend g'worden." Der österreichische Lamprell ist nämlich dasselbe, was der deutsche Regenschirm vorstellt; er kam ohne Zweifel aus Italien hierher. Was wir aber protegiren nennen, sprechen die Oesterreicher „protekiren." „Delizios" ist einer ihrer Lieblingsausdrücke, und wo wir sagen: „da lachte ich," da sprechen sie: „da bin i lachend g'worden." Letztere Redensart klingt ganz allerliebst und ist gewiß, wie viele österreichische Redensarten, noch aus dem Mittelalter geblieben. Götz von Berlichingen und Consorten, denke ich mir, müssen auch so gesprochen haben: „da bin i lachend g'worden."

Neben Fräulein Be...... — o weh! bald hätte ich ihren Namen verrathen, — saß eine schöne Wienerin mit ihrem Manne und ihrem allerliebsten kleinen Töchterchen. Sie kamen aus Italien, wo der Gemahl in kaiserlichen Diensten angestellt war. Wir sprachen natürlich viel von dem schönen Lande, wo die Citronen blühen, und besonders that dieß die junge Mutter mit Begeisterung. Ich fand sie zu meiner Verwunderung auch keinesweges dazu gestimmt, den herrlichen Donauufern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch im Theater in Linz hatte sie sich gestern Abend bei der Wiener Localposse, die mir wenigstens eine Kaffeetasse voll Lachthränen gekostet, zu meiner noch größeren Verwunderung gelangweilt. Sie hatte dieß Alles höchst trivial gefunden und meinte, solche äquivoke, obscöne und alle Sittlichkeit verletzende Dinge könnten in Italien nie auf die Breter kommen, wo man in diesem Puncte, wie auch in vielen anderen, unvergleichlich viel

delicater sei als in Deutschland. Der Gemahl war schweigsamer und bei dem frei und offen ausgesprochenen Tadel und Lobe seiner schönen Frau zurückhaltender. Die kleine Tochter aber — sie war 4 Jahre alt — war eine vollkommene Italienerin. Sie sprach kein Wort deutsch und tanzte ausgelassen auf dem Verdecke herum, weil das Dampfboot nun bald nach „casa nostra“ kommen würde. Die Mutter sagte mir, sie verstände das Deutsche wohl, aber sie wollte es nicht sprechen und hätte eine entschiedene Abneigung dagegen, es wäre ein wahres Unglück mit dem Kinde, doch hoffe sie nun einigen Erfolg von dem Aufenthalte in Wien. Ich legte mir dabei im Stillen allerlei Fragen vor und machte mir diese und jene Gedanken. Sollten wohl die Oesterreicher, die lange in Italien bleiben, sogar die Beamten, als schlechte Patrioten von dort zurückkehren? Sollte wohl von Italien aus dieß schöne Oesterreich in einem ganz anderen, viel düsteren Lichte erscheinen? Sollten selbst die Freuden und viel gelobten Genüsse, die es gewährt, in diesem Lichte kleiner und unbedeutender erblickt werden? Und ist es wohl etwas Allgemeines, der deutschen Nationalität Eigenes, die Muttersprache so rasch mit der schöneren italienischen zu vertauschen? Gewinnen die italienischen Kinder, die in Oesterreich aufwachsen, eine ähnliche Vorliebe für das Deutsche und eine ähnliche Abneigung gegen das Italienische?

Auch der langweilige Wiener Stutzer, der etwas seitwärts von uns saß, mischte sich zu Zeiten in unsere Unterhaltung, gewöhnlich aber blieb er in einiger Entfernung und flüsterte mit einer ältlichen Dame viel Geheimnißvolles

von der Gräfin Therese, von der Fürstin Anna oder der Baronin Sophie, und erwähnte „den Lichtenstein,“ „den Stahremberg,“ „den Fürstenfeld“ und andere solche allgemein in der Gesellschaft bekannte Personen, die nach der Wienerischen Grammatik immer den bestimmten Artikel erhalten. C'était un commérage ennobli par les grands noms qu'on prononçait.

Unter den Engländern befand sich ein Courier aus London, der in sechs Tagen von dort nach Linz gekommen war. Er guckte beständig mit einem Freunde in ein Buch, aus dem dieser ihm die Beschreibung der Merkwürdigkeiten, die sich an den Ufern der Donau bis Wien finden, vortrug. Sie lasen darin so eifrig, als läge dieß interessante Land hundert Meilen weit entfernt und nicht ihnen dicht vor der Nase.

Auch auf dem zweiten Platze, vorn bei der zerbrochenen goldenen Bildsäule des Erzherzogs Stephan, gab es der interessanten Leute mehr als zuviel. Vor allen fiel mir der alte ehrliche Linzer Bauer auf, der so gleichmüthig dabei blieb, als der Stephan die „Woatschen krickte.“ Er hatte einen breitkrämpigen Hut auf und sah in seinem dicken, vierschrötigen, blauen Rocke und seiner wohlbeleibten Unbeweglichkeit selber wie eine aus Holz geschnitzte Bildsäule aus, aber wie eine sehr gut gearbeitete, ansprechende und wohlgefällige. Ich sah ihn, so oft ich zu ihm kam, bei den lebendigen Hühnern stehen, deren ein österreichisches Dampfschiff der „backen Händel“ wegen natürlich immer eine ganze Anzahl nöthig hat. Er fütterte sie mit Weizenkörnern, die er aus der Tasche holte und ihnen mit

einem ganz eigenthümlichen Rucke seines Armes zuwarf. Da er keinen Wiener Stutzer, keine hübsche Italienerin und keine geistreiche Schauspielerin fand, die mit ihm conversiren, so unterhielt er sich mit den Hühnern und sprach: „Kommt's hier, Händel, i will eng futtern" — „i will eng fett mache. Do! do hobt's a Unterhalting!" — „Do hobt's a Befättigung!" — „Do hobt's a Handel!" (die Hühner stritten sich nämlich darum). Ich muß sagen, ich habe Leute mit Hunden, Affen, Papageien und Pferden reden hören, aber daß Jemand so und noch ausführlicher, als ich es hier sagen kann, mit Hühnern sprach, vernahm ich hier zum ersten Male. Wer als 50jähriger Mann mit so wenig erlauchteten Thieren conversiren kann, der muß einen hohen Grad von gutmüthiger Naivetät besitzen, wie er nur dem österreichischen Volke eigen ist.

Auch einige Mitglieder des erst ganz neuerlich wieder errichteten Ordens der deutschen Schwestern hatten wir bei uns, eine Schwester und eine Novize. Dieser Orden war einst im Morgenlande mit dem Orden der deutschen Brüder zur Pflege der kranken Ritter verbunden, verschwand aber dann bald wieder. Erst unsere Tage, die den gothischen Baustyl wieder in Mode brachten, holten auch diese altmodische Erscheinung wieder an's Sonnenlicht hervor. Mit ihrer Kleidung aus dem zwölften Jahrhundert nahmen sie sich ganz sonderbar zwischen diesen Wiener und Pariser Toiletten aus. Was mir aber im Sonnenschein besonders unangenehm auffiel, war, daß ihre weiße, grobe Wäsche nicht nur schlecht gewaschen, sondern auch hinterher noch von Fliegen arg befleckt war. Sie erzählten mir,

daß den 16. Juli dieses Jahres ihr erstes Hospiz in Bozen errichtet worden sei, nachdem der Papst den 3. Mai dieses Jahres dazu die Erlaubniß gegeben habe. Sie seien nun auf dem Wege, um in Brünn ein zweites Hospiz zu begründen und neue Schwestern einzukleiden, und sie erflehten dazu den Beistand des heiligen Vincentius, der der Schutzpatron ihres Ordens sei. Die ältere von ihnen sagte mir, sie sei aus dem Orden der grauen Schwestern übergetreten, und man ziehe von diesen mehre heran, um ihre Erfahrung und Uebung in Verpflegung von Kranken benutzen zu können.

Wahrhaftig! kein Mammuthzahn liegt unserer wunderlichen und Alles durchforschenden Zeit zu tief unter dem Schutte vergraben, sie, die Neugierige, holt ihn heraus — keine Mumie ist so dicht in Pyramidendunkel, in Seide, Leinwand, Balsam, Pech und Theer begraben, sie, die Wißbegierige, schafft sie an's Tageslicht — keine Nonne ist so hoch mit Jahrhunderten, mit Mittelalter, mit neuerer und neuester Zeit bedeckt, sie, die Alterthumsfreundin, zieht sie aus der Vergessenheit, flößt ihr Leben ein, kleidet sie ein und läßt sie zwischen den Kindern der letzten Stunde herumwandeln. Wäre es nur möglich, den ägyptischen Mumien dieß Leben wiederzugeben, wir würden auch sie bald unter uns sehen.

Eben wollte ich den zweiten Platz wieder verlassen, als mir unter dem Haufen noch ein paar geschwärzte Gestalten auffielen, die mich einen Augenblick denken ließen, daß meine letzte Idee wegen der Mumien bereits in Erfüllung gegangen wäre. Allein auf nähere Nachfrage er-

fuhr ich, es seien Arbeiter aus den berühmten Graphitgruben bei Marbach, einem kleinen malerisch gelegenen Orte, den wir soeben zur Seite gelassen hatten. Diese Graphitwerke von Marbach sind schon seit uralter Zeit bearbeitet, in ganz neuerer aber erst haben sie eine bedeutendere Wichtigkeit erhalten. Die Engländer sind nämlich dahinter gekommen, daß dieser Graphit auch noch zu etwas Anderem tauge, als blos zum sogenannten Schwarzgeschirr, das man bisher in dieser Gegend daraus zu verfertigen pflegte. Sie haben gefunden, daß er sich zur Füllung ihrer beßten Bleistifte eigene, und lassen ihn seit einigen Jahren in ziemlich großen Quantitäten kommen. Voriges Jahr allein sind 2000 Centner Graphit von hier nach England versandt worden. Die Wiener bekümmern sich seitdem nun etwas mehr um die gute Bebauung der Gruben, und erst vor zwei Jahren hat man deren einige neu angelegt. Es hat sich eine Gesellschaft in Wien für diesen Ausfuhrartikel gebildet, an dem auch Rothschild Theil hat, und wir hatten selbst einen jungen sächsischen Professor an Bord, der auf die Einladung jener Herren die Gruben besichtigt hatte. Es war mir auffallend, daß die Oesterreicher nicht lieber selbst den rohen Graphit zu Bleistiften verarbeiten. Aber die Engländer verstehen diese Sache besser und haben auch besseres Holz dafür. Sie erhalten den Graphit von Oesterreich aus pulverisirt, schlemmen ihn aber noch sorgfältig, verschließen ihn in Cedernholz und lassen ihn als bewundert feinen englischen Bleistift an alle Maler der Welt gehen. Ihre eigenen Graphitgruben werden täglich ärmer, während

die österreichischen täglich zunehmen, da man die reichen Stoffe, welche die Natur anhäufte, und ihren Umfang täglich besser erkennt. Während der junge Professor uns dieses Alles gefällig auseinandersetzte, holte die junge Deutsch-Italienerin einen feinen englischen Bleistift heraus und überließ ihn mir, damit er seine eigene Lebensgeschichte, die soeben gegebenen Notizen, in mein Tagebuch schreiben möchte. Auch die Schmelztiegel von Ips und Marbach sind in der ganzen Welt verbreitet, und ein großer Theil der Gold- und Silberarbeiter, nicht nur Europa's, sondern auch Amerika's kennt und braucht diese Waaren.

Der zweite Platz ist auf dem Verdecke der österreichischen Dampfschiffe vom ersten durch einen feinen Strich und eine dicke eiserne Schwelle getrennt. Diese Schwelle ist auf dem Boden des Decks befestigt. Der feine Strich aber geht senkrecht auf einer kupfernen Platte an der Wand der Küche herab, und es ist dabei auf Ungarisch, Deutsch und Französisch zu lesen: „Wer diesen Strich überschreitet, zahlt den Preis des ersten Platzes." Ueberhaupt sind die Inschriften, Publicationen und Gebote überall auf diesen Dampfschiffen in jenen drei Sprachen abgefaßt; so steht z. B. über der Treppe zu der Maschine: „Hier ist der Eingang verboten. Tilos a bemenet." Es sind dieß jetzt die am weitsten nach Westen in Gesellschaft der französischen und deutschen Sprache getragenen ungarischen Publicationen. Die in derselben Gesellschaft am weitesten nach Westen erscheinenden russischen Publicationen sieht man in Dresden, wo es sogar Verkauflocale mit russischen Aufschriften giebt, und in Leipzig,

wo man in der Vorhalle der Post lies't: „*zdeſs za-preschtschenno kurritj*, hier iſt es verboten zu rauchen."

Die Einrichtung auf dem Stephan, der übrigens eines der vorzüglichſten Donau-Dampfböte iſt, fanden wir dem Anſcheine nach ebenſo gut, wie die auf den Rheindampfſchiffen. Doch gehört, um Schiffe in ihrem ganzen Weſen zu beurtheilen, natürlich ebenſo gut, wie zur Beurtheilung der Menſchen, eine intimere Bekanntſchaft. Die Cajüte ließ nichts zu wünſchen übrig. Für's Rauchen der Herren gab es eigene Zimmer. Cabinets für Damen waren hinreichend vorhanden. Die Geſchäfte des Conducteurs, der ſein eigenes Comptoir hatte, ſowie die des Capitains, wurden prompt betrieben. Und was das Gepäck betrifft, ſo hatten wir weniger dafür zu ſorgen als auf den Rheinſchiffen. Auf dieſen legt Jeder hin, nimmt Jeder weg, was und wo es ihm beliebt. Auf den Donauſchiffen liefert man ab und aus gegen ein Avis, auf den die bezeichnete Nummer paßt. Auch an dem Eſſen fand ich meinerſeits nichts auszuſetzen. Freilich würzte uns die angenehme Geſellſchaft das Mittagsmahl ſo, daß wir dem Koch auch wohl manches Gewürzloſe verziehen hätten.

Auch die Literatur der Donau kann ſich jetzt mit der des Rheins meſſen. Ich meine hier nicht die größeren wiſſenſchaftlichen und ſchöngeiſtigen Reiſewerke. In ſolchen iſt die Donau ſchon ſeit Olims Zeiten beſprochen worden. Ich meine dieſe Local- und Hülfs-Literatur, die dem Reiſenden an jedem Ort das Nöthige und Wiſſenswürdige in kleinen geſchmackvollen Brochuren bietet. Man kann ſolche Brochuren für den

9 *

ganzen Lauf der Donau von ihrer Quelle bis zur Mündung haben, oder auch blos für den Theil bis Wien oder bis Pesth. Und auch davon giebt es wieder besondere Unterabtheilungen, so Schilderungen des Stückes von Passau bis Linz, dann desjenigen von Linz bis Wien u. s. w. An jedem Hauptorte bieten sich wieder viele zum Theil sehr verständig abgefaßte Schilderungen der Ortsmerkwürdigkeiten, so für Linz, für Passau, für Pesth, für Preßburg u. s. w.

Die Kartenzeichner und Kupferstecher sind nicht hinter den Schriftstellern zurückgeblieben, dem Reisenden das Donaugebiet zu erschließen, genießbarer und begreiflicher zu machen. Der größte und interessanteste Theil ihres Laufs ist so vollständig genau und schön aufgenommen, daß kein Schloß und kein Gebäude darauf fehlt, und daß Mancher nun wohl gar auf die Idee kommen könnte, bei der Möglichkeit, sich solche Hülfsmittel um ein Billiges zu verschaffen, lieber die ganzen Kosten der Reise selbst zu sparen.

Die Matrosen des Stephans waren zum Theil Deutsche, Venetianer und Dalmatier. Auch unter den Capitänen der Donau-Dampfböte fand ich mehre Italiener. Ob sie aber in überwiegender Anzahl vorhanden sind, wage ich nicht zu bestimmen. — Es herrschen gastfreundliche Sitten unter den Schiffern auf der Donau. Die Dampfschiffe, die sich begegnen, salutiren sich gewöhnlich gegenseitig mit einem Kanonenschusse, während die geschäftigen Rheinschiffe bei einander vorüber fahren, ohne Notiz von einander zu nehmen. Freilich würde

bei ihnen auch ihrer großen Anzahl wegen des Kanonirens kein Ende sein. Auch bei den gewöhnlichen Flußschiffern bemerkte ich jedesmal, daß sie sich artig gegenseitig grüßten, indem sie den Hut abnahmen, wenn sie an einander vorüber fuhren. Nur die Donau-Müller, die mit ihren großen Wassermühlen überall bis dicht an das Fahrwasser der Schiffe reichen und fast mitten im Strome liegen, leben mit den Schiffern in einer gewissen Art von Feindschaft. Die Schiffer ärgern sich, daß diese Müller hier zuweilen den Weg versperren, und die Müller, welche behaupten, daß Gott die Donau für die Schiffer nicht allein geschaffen habe, beklagen sich, daß die letzteren bei Sturm und anderen Gelegenheiten zuweilen ihre Mühlen gefährden. So bekamen auch wir, wenn wir bei einer solchen Mühle vorüber fuhren, die unsere hohen Ruderwellen in schaukelnde Bewegung setzten, gewöhnlich irgend einen neckenden Gruß oder eine komisch spöttische Fratze zu sehen.

Bei Maria-Taferl, dem berühmten Wallfahrtsorte, wo jährlich an einem bestimmten Tage viele tausend Menschen zusammenströmen, und wo sie auf der Höhe des Berges auf einer steinernen Tafel vor der Kirche nach dem Gottesdienste ihre Speisen aufstellen, — saßen wir selber gerade bei Tafel, und ich habe nichts davon bemerkt. Außer dieser Tafel und jener berühmten Zelle der Maria giebt es auch einen Mariengarten, ein Maria-Lab, einen Marien-Berg, und man könnte, wenn man noch weiter nachsüchte, so der Maria wohl eine ganz brillante Haushaltung im Oesterreichischen zusammensuchen,

die viel reicher ausfallen würde als die, welche sie in Palästina hatte.

Auch auf Groß-Pöchlarn konnte ich nur einen flüchtigen Blick durch das Cajütenfenster werfen, als ich mich eben etwas erhob, um Fräulein Be.... (pst! pst! schon wieder hätte ich bald ihren Namen verrathen) ein Glas Wein einzuschenken. Der Bischof Baturich in Regensburg wird sich Anno 831, wo er Groß-Pöchlarn von Ludwig dem Deutschen geschenkt erhielt, den Ort wohl einmal genauer betrachtet haben. Trotz seines vielverheißenden Prädicats hat dieser Ort doch nur 45 Häuser, ist aber nichtsdestoweniger eine Stadt, und zwar eine so alte, daß in ihrer Geschichte beinahe ebenso viele Jahrhunderte, als in ihren Straßen Häuser gezählt werden. Denn schon die Römer kannten den Ort unter dem Namen Arelape, und im Nibelungen-Liede wird die Stadt Bechelaren genannt. Diese kleinen, winzigen Orte spielen am reizenden Hofe des Flußgottes der Donau eine so große Rolle, breiten und spreizen sich trotz dem Beßten und haben einen so gepriesenen Namen, wie selbst die bedeutendsten Städte nicht in Böhmen oder der Lüneburger Heide, denen es wie großen Geistern und bedeutenden Männern in der Provinz geht. Selbst die Dörfer an der Donau dünken sich von Adel und sind es auch. So streitet sich z. B. das gegenüberliegende Klein-Pöchlarn mit Groß-Pöchlarn, welches das eigentliche Arelape der Römer sei, und welchem von ihnen der Beiname „praeclara," den die Römer dieser Stadt gaben, gebühre.

Bei jeder Gesundheit, die wir an unserer Table

d'hote ausbrachten, ging ein altes Donauschloß durch die Lüfte, wenn auch nicht aufgesprengt von Pulverrauch, so doch hoch über uns fort- und vorübergerissen vom Wasserdampf, bei der ersten Gesundheit Schloß Weiteneck, bei der zweiten Schloß Luberek. Und als wir uns endlich in unseren verschiedenen Dialekten gesegnete Mahlzeit wünschten, wir Norddeutsche: „gesegnete Mahlzeit," die Oesterreicher: „g'segnt Mohlzeit," die Breslauer: „wünsche wohl gespeist zu haben," worauf einer der Engländer, dem auch jeder von uns ganz ernsthaft denselben wichtigen Wunsch äußerte, von dem er aber weiter nichts verstand, als daß es ein guter Wunsch für ihn wäre, immer ganz ernsthaft erwiderte: „Du auch, Du auch." (Ein anderer Engländer, den ich kannte, und der bemerkt hatte, daß wir Deutschen uns bei'm Niesen etwas wünschen, ohne daß er doch unser „zur Genesung" recht behalten hätte, pflegte jedes Mal, wenn einer in der Gesellschaft nieste, aufzustehen und ihm zu sagen: „Gott sei Dank!") Als wir, sage ich, auf diese Weise, indem wir uns den Mund wischten und die Servietten zu den Brodkrumen auf den Tisch warfen, uns becomplimentirten, hieß es auf ein Mal: „Da ist Mölk! Mölk! die schönste Abtei des ganzen heiligen römisch-deutschen Reichs." Alles stürzte die Cajüten-Treppe hinauf, um sich Mölk anzuschauen.

Wir führten schon oben Einiges an, was in unserem Auge den prachtvollen Gemälde-Corridor der Donau zwischen Linz und Wien von dem des Rheins zwischen Mainz und Bonn charakteristisch unterscheide. Ich glaube,

daß auf solche Unterschiede auch diese Erwägung noch führen könne, daß es am Rhein auf der einen Seite Ruinen, auf der anderen neue elegante Landhäuser in überwiegender Anzahl giebt, an der Donau dagegen nicht so zahlreiche Trümmer, weniger Villen, Vorwerke und Weinbergschlößchen, aber häufiger große Schlösser im alten Style mit neuer Bekleidung. Am Rheine liegt die ganze mittelalterliche Zeit in Trümmern, und es scheint zwischen ihr und der Neuzeit eine große Kluft zu sein. An der Donau dagegen hat sich das Mittelalter mit der Neuzeit verschwistert und seine Formen mit in diese hinübergebracht. Wie wir am Hofe des großen Donau-Kaisers in Wien alte Gewohnheiten in Uebung sehen und alte Costüme und altes Ceremoniel dort erblicken, so ist es auch am Hofe des alten Flußgottes selber. Da erscheinen Aebte und Prälaten in ihren reichen Abteien, alte ritterliche Familien in ihren unzerstörten Schlössern. Theils mag die Reformation am Rheine Vieles verwischt, theils mag auch die Nachbarschaft Frankreichs das Alte schneller in Schutt gelegt haben. Eine so gründliche Verwüstung, wie die eines Theils der Rheingebiete unter Ludwig XIV., haben die Donau-Gegenden nicht erlitten. Der Einfall der Türken, der ungefähr zu derselben Zeit stattfand, war freilich eine sehr schmerzliche, aber doch rasch vorübergehende Episode, und während das schöne Heidelberger Schloß seit jenem Franzosen-Einfalle in malerischen Trümmern liegt, blieben ähnliche Schlösser hier an der Donau seit jenem Türken-Einfalle noch in pittoresker Ganzheit dastehen.

Ueberhaupt haben diese Donaugegenden in der ganzen Neuzeit weit weniger gelitten als die Rheingegenden. Selbst im ruinösen dreißigjährigen Kriege wälzten sie mehr Unglück auf andere, als ihnen vergolten wurde. Auch der siebenjährige Krieg drehte sich um anderswo gelegene Schlachtfelder, und wie ruhig saßen selbst in neuester Zeit die Schlösser und Städte an der Donau, während die Sansculotten am Rheine Bastillen zertrümmerten.

Man betrete nur eines der an der Donau liegenden Ritter- oder Mönchsschlösser, und ich glaube, man wird diese und andere Bemerkungen zum Theil treffend finden. Es ist ein ganz eigener altdeutscher und dabei großartiger Styl darin, und dieser Styl findet sich in der ganzen Monarchie wieder.

Die schöne Abtei Mölk oder, um uns besser und richtiger auszudrücken, die prachtvollen Paläste und Kathedralen dieses unvergleichlichen Prälatensitzes liegen oder besser stolziren und thronen auf einem Granitrücken, der das äußerste Vorgebirge eines von den Alpen auslaufenden Gebirgsarmes ist und mit geschmückten Abhängen gegen die Donau hin abfällt. Auf jeder Seite des Hügels zieht sich ein Fluß heran und schüttet sein Wasser in die Donau, auf der einen die Mölk, auf der anderen die Bilach, und ihre Thäler legen sich wiesen- und ackerreich der sie beherrschenden Chorherren-Abtei zu Füßen.

Das Innere von Mölk bekam ich nicht zu sehen. Ich hatte mir freilich vorgenommen, hier auf einen Tag

auszusteigen und dann den anderen Tag mit dem Dampfschiff weiter zu gehen. Aber wenn man dabei ist, das Ganze zu überschauen, so verschwindet in diesem berauschenden Genusse selbst ein so schönes Einzelbild, wie Mölk, nur als ein einzelner Punct. Und dann wurde es mir auch, aufrichtig gesagt, schwer, mich schon wieder von der kaum lieb gewonnenen Gesellschaft auf dem Dampfschiffe zu trennen, die ich morgen vielleicht so nicht wieder gefunden hätte. Kurz, ich ließ also die Abtei vorüber rauschen und blieb einer von den hundert Zuschauern, die sie in diesem Augenblick anstaunten, anstatt mich zu der Minorität zu schlagen, die aus einem Benedictiner-Chorherrn und einem jungen Bauerburschen bestand und oben, in einem kleinen Boote uns verlassend, abstieß.

Ich glaubte, ich würde bei unseren Gefährtinnen recht viel Lob ernten, als ich ihnen sagte, daß ich der Gesellschaft wegen lieber an Bord geblieben sei, aber nichts weniger als das, ich bekam Vorwürfe zu hören. „Es wird wohl ein wenig Weichlichkeit sich einmischen," meinten sie. „Nach Tische rührt man sich nicht gern, und es ist bequemer, hier unter uns auf der Bank zu sitzen als da oben auf den Bergen und Treppen mühsam herumzusteigen." Ich verbarg meine Ueberraschung hinter einem kleinen Cigarren-Rauchgewölke. Aber meine Strafpredigerin fuhr fort: „Wie? Sie, mein Herr, ein enthusiastischer Liebhaber der Geschichte, Sie lassen sich diesen merkwürdigsten Punct an der ganzen Donau, wo sich Ihnen die schönste Gelegenheit zu historischen Forschungen dargeboten hätte, so leichtsinnig, so gleichgültig, Kaffee

trinkend und Cigarren rauchend entfahren, — dieses merkwürdige Namare der Römer, — dieses wichtige Mellicium, des mächtigen Ungarnfürsten Geisa Hauptsitz, — diesen ursprünglichen Residenzort der berühmten Babenbergischen Regenten, in dem auch noch jetzt die Grabmäler jener erlauchten Herren, die hier sich zu ihren Vätern versammelten, zu sehen sind, — diesen Geburtsort Leopold's, des Schutzpatrones von Oesterreich!" — „Ich schätze," erwiderte ich darauf, „in der That alle diese Erinnerungen sehr, außerordentlich! Aber ich kann mich ihnen ja in Ihrer Gesellschaft auf eine mindestens ebenso angenehme Weise überlassen, als in der der Chorherren da oben, und mir geht doch am Ende die jetzt mit mir lebende, mit mir genießende Gesellschaft und Mitwelt über alles Andere!"

„Nun, was haben Sie denn hier eben Großes von der Mitwelt gewonnen? Ein paar talkete Weibsbilder, sagen die Oesterreicher, das ist Alles. Und nun hören Sie mir einmal zu. Ich will Ihnen aus meinem Führer vorlesen, was Sie da oben Alles verloren haben, vielleicht auf ewig und für immer verloren. Zuerst einen prachtvollen Kirchenschatz mit kostbaren Paramenten und einem Kelche aus Donauwaschgolde."

„Ach liebe Zeit, diese Herrlichkeiten bedauere ich gewiß am wenigsten, denn den Schmuck, den Sie an Ihren Fingern und Ihrem Nacken tragen, betrachte ich mir viel lieber als alle diese Edelsteine, welche die Aebte einmal getragen haben; auch ist mir dieß gefüllte Gläschen lieber als der leere Kelch aus Donauwaschgold."

„Weiter: die Bildnisse aller österreichischen Regenten, von Grabner gemalt, und viele treffliche Oel- und Frescogemälde von Scanzoni, Lucas von Leyden, Schinnagel, Querfurt und sogar eine Menge anderer von unbekannten Meistern, die bekanntlich noch viel mehr Reiz haben als die bekannten.“

„Ich habe Ihnen schon heute Morgen gesagt, daß ich mich beständig von einer Gemälde-Galerie umgeben sehe, die mich mehr interessirt als Alles, was Lucas von Leyden oder Schinnagel von Pöchlarn gemalt hat.“

„Dann die Münzsammlung, das Naturaliencabinet, die Kaiserzimmer und außerdem noch viele andere schöne Gastzimmer, in deren einem Sie selber ohne Zweifel hätten wohnen können. Was sagen Sie dazu?“

„An diesen Zimmern habe ich auszusetzen, daß sie auf dem Felsen festgenagelt sind. Aus einer wandelnden Cajüte lockt man mich in ein feststehendes Kaiserzimmer nicht so leicht hinaus.“

„Aber nun hören Sie zuletzt noch. Eine herrliche Bibliothek mit 20,000 Bänden und noch außerdem mit 1700 seltenen Manuscripten und Incunabeln. Nun, Herr Gelehrter, was sagen Sie dazu? Fallen denn diese Bücher nicht wie 20,000 Kartätschen und die Incunabeln gar wie 1700 Bomben auf Ihr unerweckliches Gewissen?“

„In der That! ein energischer Angriff! Aber leider, ach ich muß es gestehen, ich wandelte schon unerschüttert und unerregt durch Bibliotheken, die Hunderttausende in ihren Rängen zählten. Gewähren Sie mir die kurze

Quintessenz, die in allen diesen Büchern steckt, in Ihrer Nähe, — das Leben selbst und eine warm und willig sich erschließende Menschenseele, so lasse ich alle 1700 Incunabeln von Mölk gern und ohne Reue in ihren staubigen Wiegen ruhen."

So sprach ich, und so kam ich denn, um meine Handlungsweise zu beschönigen, zu Behauptungen, die nur zum Theil mir von Herzen kamen; denn gehören denn nicht diese staubigen Bibliotheken und alle die anderen genannten Gegenstände ebenso gut und ebenso innig mit zum Leben, wie sonst irgend etwas? Aber der Leser wird doch aus unserem Gespräche — und deßwegen führte ich es auch hier an — wohl entnommen haben, wie lohnend ein Besuch auf Kloster Mölk sein muß, und er wird ihn daher dereinst einmal selber machen, wenn er sich nicht gerade, wie ich, auf einer raschen Durchreise nach Ungarn und anderen östlichen Gegenden dieser Stiftung gegenüber befindet.

Die Donau ist hier im Erzherzogthume Oesterreich mehr als sonst in irgend einem Theile ihres Laufes die Hauptlebensader des umliegenden Landes, von dem alle Nebenadern ausgingen, das Hauptrückgrat, an dem sich das ganze Gerippe des Landes ansetzte. Hier liegen die reichen Stifter, welche die Thäler hinaufwärts bebauten und beherrschten, — hier liegen auch die ersten deutschen Colonieen, welche die Seitenthäler dann weiter besamten, — hier liegen die Hauptschlösser, die der Feind zuerst erstürmen mußte, wenn er das Uebrige bewältigen wollte, — hier liegt Willendorf, von wo aus der heilige Wall-

fahrtsort Maria-Zell im Gebirge gestiftet wurde, — hier liegen die kleinen Handelshäfen, welche die Bergbewohner des Innern von jeher mit der Welt in Berührung setzen, — hier an der Donau liegt auch der Ort Weißenkirchen, wo die erste österreichische Rebe gepflanzt wurde, die dann ihre Schößlinge und Triebe durch das ganze Land ranken ließ. Von der Donau her erwarteten die Nachbarn stets ihre Wohlthäter, ihre Herrscher, ihre Religionshelden, alles Heil, aber auch alles Unheil; denn hier liegen auch die festen Burgen, von denen aus die Tataren, Hunnen, Ungarn und Türken, sich seitwärts verbreitend, das Land verwüsteten, oder in denen wilde Raubritter hausten, die Plager und Zwingherren der Bauern und Kaufleute weit und breit. Da liegt die Teufelsmauer unweit Mölk, welche, der Volkssage nach, der Böse baute, um damit den Fluß zu sperren, und in ihrer Nähe sieht man die Schlösser Schönbühel und Aggstein, bei denen der Geschichte nach den Raubrittern das wirklich gelang, was der Teufel selber nur vergebens versuchte. Der Ritter Schreckenwald zog hier in dieser wilden Gegend eine Kette über die Donau und plünderte und brandschatzte die vorüberfahrenden Schiffe. Auf diesem Schlosse hatte der genannte Ritter sein „Rosengärtlein," wie er einen tiefen Abgrund nannte, in welches er durch eine eiserne Thüre die gefangenen Reisenden über Felsen hinabstürzte. Hier auf demselben Schlosse herrschte im dreizehnten Jahrhunderte eine andere Personificirung des Bösen, der weit und breit gefürchtete Hadmar der Khuenringer, dessen Sohn Albert den Menschen nicht Wohlthaten genug glaubte

spenden zu können, um die Missethaten des Vaters einigermaßen zu sühnen. Auch die berühmte Familie der Swelenpeckher hatte Schlösser in dieser Gegend, und in Schönebühel wohnte einst ein Markward von Schonenpuchele, lauter Namen, die ich nur citire, weil sie mir so fremdartig klingen wie die alte Zeit, und weil in ihnen sich selbst sogar etwas von der Romantik der Gegend abzuspiegeln scheint.

Und endlich liegen hier auch unterhalb Mölk, der berühmtesten Donauabtei, die Ruinen Dürrensteins, des berühmtesten und besungensten Donauschlosses. Die Donau macht kurz vor diesem Puncte eine Krümmung und kurz nachher wieder eine, und das Schloß präsentirt sich daher, auf grausigen Felszacken thronend, ziemlich plötzlich, und da es im Rücken wieder von Felszacken und Bergmauern umschlossen wird, so erscheint es, trotz dem, daß es an dem länderverbindenden Strome liegt, sehr isolirt und wie in einer felsigen Einöde liegend. König Richard, als er in diesem Gefängniß saß, mag daher wirklich nicht wenig gelitten haben. Nur wenn er nach der östlichen Seite hin etwa sein Zimmer hatte, konnte er einige Aussicht in die Ferne genießen. Doch führte diese Aussicht seine Blicke gerade in das Herz von Oesterreich, das ihm verhaßt sein mußte. Nach der Gegend von England hin, wohin seine Sehnsucht stand, war die Aussicht am allerbeschränktesten.

Ich möchte wohl etwas genauer wissen, womit der löwenherzige König sich in diesem grausenhaften Felsenneste beschäftigt hat, — wie weit er gehen durfte, — ob sie ihm Ketten anlegten, — wer sein Gefangenwärter war, — was und

wie er mit ihm sprach, ob er wohl einige Worte österreichisch Deutsch lernte, z. B. „Küß die Hand!" oder „kann nit dienen!" oder „b'hüt' Ihne Gott," oder „gsegnet Mohlzeit," oder sonst so etwas. Ich glaube, daß man selbst ohne authentische historische Nachweisungen annehmen kann, daß dieser edelmüthige Kämpe gegen seine Bedienung, die Leute des Schloßbesitzers Hadmar des Khuenringer, gütig und huldreich war und des Morgens, wenn sie ihm sein Frühstück brachten — worin bestand dieß wohl? Kaffee war es nicht, — etwa Mehlbrei? aß man damals hier auch schon „backne Händel?" — freundlich und gütig, wenn auch mit etwas englischem Accente, sagte: „Griß di Gott, Seppi!"

Wie schade, daß es über alle diese Dinge keine Specificirung irgend einer Art giebt. Wie unbesonnen, daß es dem Blondel nicht einfiel, uns darüber ein Tagebuch herauszugeben; denn gewiß hat ihm doch hinterher, als sie zusammen erst im Freien waren, sein königlicher Freund Alles haarklein erzählt. Welch seltenes, von einem Psychologen und Geschichtsfreunde nicht theuer genug zu bezahlendes Buch würde das sein: „Blondel's Memoiren über die fünfzehnmonatliche Gefangenschaft König Richard's des Löwenherzen." Wie selten ereignet es sich einmal im Laufe der Weltgeschichte, daß ein solcher königlicher, nur für die ungebundenste Freiheit geborener Löwe einmal hinter ein Gefängnißgitter geräth! Und daher ist denn auch die Sage von dieser Gefangenschaft so außerordentlich weit verbreitet und wird nun schon seit fast 700 Jahren von allen europäischen und amerikanischen Groß-

vätern auf alle amerikanische und europäische Kinder und Enkel tradirt und wieder tradirt. Und doch wie kurz und in wie wenige Worte faßt sich diese ganze Sage! wie viel bleibt da noch auszufüllen, was sich jeder Erzähler dann auf seine Weise ergänzt. Wie denkt sich wohl jeder den Herzog Leopold, den hinterlistigen Wolf, wie jeder den muthigen, arglosen Richard, den duldenden Löwen, und dann den treuen Blondel, den sanften, gesangreichen Freund! — Die Sage ist, wie alles Schöne, trotz ihrer wenigen Daten, so in allen Stücken schön und ergreifend, daß sie bleiben wird, so lange die Felsen bleiben, aus denen sie wiederhallt. Ich möchte wissen, wie sie später wohl noch einmal lauten wird. Sie ist jetzt gewissermaßen noch jung, denn die Reisenden wissen noch Alles haarklein und drängen sich begierig alle auf die eine Seite des Dampfschiffes, um die Trümmer vom Schlosse Dürrenstein zu sehen, als wäre hier von einem kürzlichen unerhörten Ereignisse ganz frische Kunde zu ihnen gelangt. Mit Perspectiven wird mikroskopisch das Loch untersucht, hinter dem der König gesessen haben soll, und der Säulenstumpf und die eine Wand des Rittersaales, in dem der Held zuweilen mit dem Khuenringer verkehren durfte, und die Bruchstücke von Malereien in der zerstörten Capelle, sowie die verschütteten Keller und Gewölbe. Es kann nicht lange dauern, vielleicht höchstens ein paar Jahrhunderte, so werden auch diese wenigen Ueberreste verschwunden sein. Dann wird man vielleicht die Bruchstücke der Mauersteine aus dem Gerölle des Berges suchen, — diese Stückchen in Papier einschlagen und darauf schreiben:

„ein Stein von der ehemaligen Burg Dürrenstein, in welcher der hochherzige Richard Löwenherz gefangen saß" u. s. w. Endlich werden aber auch diese Steinchen fehlen; dann weis't man vielleicht noch lange — etwa einige Jahrtausende — auf den leeren Fleck hin und erzählt sich dabei in ganz fremden Sprachen irgend eine unsichere Geschichte von einem Könige, die immer weniger und weniger Leute interessirt, bis unsere Zeiten, aus der Ferne besehen, so nahe bei den Herkulischen liegen, daß man zuletzt vielleicht den König Löwenherz mit einem Löwen vertauscht und von irgend einer furchtbaren, wilden Bestie so erzählt: „In uralten Zeiten, als noch das Volk der Germanen hier wohnte, soll hier in dieser Wildniß der letzte Löwe gefangen gewesen, dann aber wieder in die Freiheit entsprungen sein." Eine solche Verwandlung der Sage halte ich für die Zeiten, wo auch Afrika einmal von Löwen gereinigt sein wird, für gar nicht unmöglich.

Als wir vor Dürrenstein vorbei fuhren, fing einer der Deutschen an die Arie zu summen:

„O Richard, o mon roi,
„L'univers t'abandonne."

Ich machte die Bemerkung, daß die Worte ergreifend wahr seien; denn das Schloß liegt in der von Felsenzacken und Steinspitzen starrenden Schlucht so einsam, daß sich Richard wie ein vom Universum Verlassener erscheinen mußte. „Ja," sagte mein Sänger, „o sein Geist mußte auf diesen Felsenzacken in solchen Qualen liegen, wie ein Verbrecher, den man auf eiserne Spieße hinab-

stürzte, und das fünfzehn Monate lang! Es ist schrecklich und rührt mich beinahe zu Thränen!" In der That, die Localität ist so ergreifend, daß auch ich, der ich sonst zu sentimentalen Rührungen — der Leser erlaube mir dieß Geständniß — nichts weniger als geneigt bin, bei'm Anblick derselben eine leise „Gänsehaut" — wie man in Norddeutschland zu sagen pflegt — über meinen Kopf und Rücken hinschauern fühlte. Es ist sonderbar! Ist denn der Mensch so ein närrischer Poet? Oder schweben wirklich um die von der Geschichte und Sage geweihten Orte Geister der Vorzeit? Hatten wir nicht schon hundert Mal vorher diese Erzählung gehört, gelesen und selbst nacherzählt, ohne besondere Aufregung. Und ist das Ganze denn nicht nur eine Idee? eine Einbildung? Was war es denn, was uns diesem Orte selber gegenüber so leise überschlich und mächtig ergriff.

Wenn ich mich schon früher immer bei der Erzählung von Richard's Gefangenschaft darüber ärgerte, daß es ein deutscher Fürst war, der die unedelste Rolle darin spielte, so kam es mir hier nun wieder wunderlich vor, daß ein Deutscher ein Loblied in französischer Sprache auf den englischen König sang, — aber es empörte mich fast, als ein Engländer, den ich um die anderen Verse dieses Liedes fragte, die wir beiden Deutschen nicht kannten, mir ganz trocken und mürrisch, indem er sich den Halskragen zurecht zupfte, erwiderte: „Jai n'é pas l'intimité de toute cette chose."

Hinter Dürrenstein nun, wenn man um die Ecke nach Mautern zu herum kommt, steht das letzte schöne Bild

in der herrlichen Gemäldegalerie, die wir durchliefen und in der es so unerschöpflich viel Schönes zu sehen giebt, daß man ein Argus mit hundert Augen sein müßte, wenn man Alles darin entdecken wollte. Wir erlauben uns nur noch eine flüchtige Skizzirung des letzten Bildes bei Mautern und dem ihm gegenüber liegenden Städtchen Stein. Dieses Bild zeigt eine reiche, üppige Landschaft in dem Genre von Claude Lorrain. Es ist freundlich und ansprechend und vom Galeriedirector gewiß absichtlich an dieser Stelle aufgehängt, um nach dem wilden und aufregenden Anblicke des rauhen Dürrenstein das Gemüth wieder zu beruhigen und zu versöhnen. Das heißt, wenn man voraussetzt, daß man die Galerie in der Richtung von Westen nach Osten durchwandern soll; denn für die von Wien Kommenden muß dann freilich Dürrenstein um so mehr erschrecken. Zur Rechten und Linken der Donau liegen die kleinen freundlichen Städte Stein, Mautern und Krems, lauter alte und im Nibelungenliede bereits besungene Orte, sämmtlich hier in den Propyläen der Tempelhallen des Donaugottes versammelt. Von einem Orte zum anderen zieht sich über die Donau hin eine Schiffsbrücke, auf der ganzen Strecke von Linz her die erste. Beides, die Brücke und die Städtchen, interessante Erscheinungen in dieser geographischen Position, an der Scheide des Donaugebirgslandes und der Donauebenen. Vorn, aus dem Fenster eines Hauses, das weit in die Donau hinausgreift, blicken gemüthlich ein paar Mönche auf das unruhige Treiben auf dem vorüber rauschenden Dampfschiffe hin. Eine über den Fluß hinausgehende Terrasse des Hauses ist mit Blumen

besetzt. Im Hintergrunde sieht man die Prachtgebäude des dritten großen Donaustiftes Göttweih auf einem 700 Fuß hohen Berge hervorragen. Sie bedecken, wie die Bürger von Zion, den ganzen ziemlich breiten Rücken dieses Berges, der mitten in einer weit und breit ausgedehnten schönen Ebene liegt. Weingärten bekränzen überall die Hügel, welche sich zu den Seiten der kleinen Städte erheben. Im Vordergrunde und in der Mitte auf dem sich krümmenden Flusse bewegen sich Schiffe hin und her. Ein deliziöses — ein reizendes Bild!

Was nun noch an Gemälden folgt, ist, im Ganzen genommen, ziemlich werthlos und unbedeutend. Die Farben sind theils so eingeschlagen, theils haben sie so nachgedunkelt, daß man nichts mehr erkennt. Hier und da sind die Bilder sogar mit einem grünen Schimmel und sonstigem Unkraut überzogen. Es ist dieß zum Theil wohl nur Nachlässigkeit der Galeriediener, denn ich kann mir nicht denken, daß nicht mit einiger Mühe und gehöriger Behandlung alle diese unabsehbaren Donauauen, Sümpfe und wüsten Wiesengründe zu hübschen Gemälden umzuwandeln wären, wenn auch nur „Niederländer" daraus würden, fette Marschländer mit Deichen eingedämmt, ein paar freundliche Häuser in der Mitte und wohlgenährtes Vieh umher. Diese Auen scheinen aber völlig öde und gewähren in Mitte der Donau, welche sie vielarmig durchfließt, in ihrer unübersehbaren Anzahl einen recht unerfreulichen Anblick, eine so erwünschte Abwechselung auch zwischen den Bergen die früheren Auen, die wir oben lobten, gewährten.

Nur die schöne Abtei Gottweih, die dem Dampfboot-Gefangenen so manchen sehnsüchtigen Seufzer entlockt, bleibt noch lange als letzter Trost für all das Verlorene sichtbar. Diese ganze Gegend, die ihr tributpflichtig ist, beherrscht sie auch mit ihrem erlabenden Anblicke. Selbst über die Spitzen des Weidengestrüppes der Auen und Inseln bei Hollenburg sahen wir ihre fernen Gebäude noch dahinziehen und endlich am grauen Horizonte wie ein fernes Gewölkchen verschwinden.

So kann man sich denn, von dem ganzen gewaltigen Rausche der Tagesfreuden ermattet, etwas auf die eleganten Divans des Stephans zurückziehen und sich von einem Kundigen noch einmal die hübsche Geschichte von der Stiftung von Gottweih erzählen lassen. Sie lautet, wie der Bischof Altmann von Passau, der im elften Jahrhunderte lebte, sie in seinen alten Tagen zu erzählen pflegte, so:

„In meiner Jugend, da ich noch ein fahrender Schüler war, und als die Majestät des jetzt verblichenen Kaisers Kunrad noch waltete, kam ich in die entferntesten Gegenden meines bischöflichen Sprengels in dem Lande, welches wir Deutschen den Hunnen und Avaren abgenommen haben, unter unserem Kaiser Carl gottseligen Angedenkens, den wir mit Recht jetzt anfangen „den Großen" beizunamen. Ich war in Gesellschaft meiner lieben, theueren Brüder und Freunde Adalbert, des Bischofs in Würzburg, und Gebhardt, des Bischofs von Salzburg. Sie waren aber dazumal, ebenso wie ich, blos arme fahrende Schüler. Wir drei feiern jetzt manchen frommen und heiteren Sonntag zusammen. Dazumalen aber hatten wir nur Arbeit,

Noth und Mühe zu theilen, doch gingen wir allzeit fröhlig mit einander herum, beteten und sangen, studirten und hielten uns beständig zum Worte Gottes. In jenem Lande nun kamen wir einsmals auf einen hohen Berg, mitten in einer fruchtbaren, aber sowohl in geistiger als in anderer Hinsicht noch wenig benutzten Landschaft an den Ufern des breiten Donaustromes, und wir armen Reisenden ruhten daselbst aus und überschauten die Gegend, die weit umher sich ausbreitete. Wie wir drei kleinen und nichts bedeutenden Leutchen uns nun da auf der Spitze des hohen Bergrückens, in Mitte der großen Natur, von aller Welt unbeachtet, dasitzen sahen, da überkam uns ein Gefühl unserer eigenen Unbedeutenheit, und ein heftiger Wunsch ergriff uns alle drei, daß wir stärkere und kräftigere Diener Gottes werden möchten. Wir beteten zu Gott, daß er uns in seinen Diensten zu einem höheren Amte verhelfen möchte, und schlossen, indem wir uns die Hände reichten, einen Bund, daß wir uns auf allen Wegen und Stegen des Lebens, die wir im Namen Gottes beträten, getreulich begleiten und helfen wollten, und daß wir nicht eher ruhen und rasten wollten, als bis wir alle drei den Bischofsstab in unserer Hand sähen und eine Heerde, die wir im Namen des Herrn weideten. Nun! wir haben den Bund getreulich gehalten, und unsere jetzigen bischöflichen Sprengel gränzen nahe an einander. Ich aber selber that damals auf jenem Berge für mich im Stillen noch das Gelübde, daß, wenn ich Bischof von Passau werden würde, ich ein Kloster auf diesem selben Berge errichten wollte, das den Anbau der Aecker und der Herzen der Umgegend

fördere. Auch dieß habe ich gehalten. Ich bin jetzt Bischof von Passau, und das Kloster dort unten an der Donau ist längst unter Dach gebracht und Gottweih von mir geheißen worden, weil ich es dem Schöpfer und Herrn der Welt geweiht haben wollte. Auch ist daselbst bereits mein Sarg gezimmert und meine Leichengruft gebaut. Denn ich wünsche dereinst auf diesem Platze meiner schönsten Jugenderinnerung begraben zu sein." — Auch dieß, können wir noch hinzufügen, wurde ausgeführt; denn noch jetzt weilen die Wanderer dort einen Augenblick betrachtend an dem Grabe des armen, später so mächtigen, fahrenden Schülers Altmann.

Das Wort „Au" hat im Deutschen einen gar freundlichen Klang. Die Dichter brauchen es oft und geben ihm gewöhnlich die schönsten Prädicate, als: „reizende," oder „liebliche Auen." Man muß aber nur einmal auf der Donau von Stein nach Wien gefahren sein, um des Namens und der Sache überdrüßig zu werden. Ich habe wenigstens auf dieser Fahrt so viel unliebliche und reizlose Auen gesehen, daß ich dieß Wort nun recht en dépit habe — und daß ich mich damals nicht wenig freute, als wir des Leopoldsberges und des Kahlenberges ansichtig wurden, und als wir bei Klosterneuburg vorübersegelten und es endlich bei Nußdorf hieß: „Halt, stopp die Maschine!" Dieses Nußdorf ist der Donauhafen für Wien; denn es liegt gerade an der Einmündung des Donauarmes, der sich hier abzweigt, und dann mitten durch die Kaiserstadt fließt. Hier landen die meisten für Wien bestimmten Donaufahrzeuge an und ebenso auch die Dampfschiffe, und

es ist hier daher ein beständiges Gewimmel von Fahrzeugen, Menschen und Wagen, für das man sich mit Langmuth und Aufmerksamkeit rüsten muß, um inmitten dieses Strudels nicht in Wirbel zu gerathen, welche dem Geldbeutel, der heilen Haut und den Reiseeffecten gefährlich werden könnten.

Die Stadt Betsch.

Auf die besagte Weise kamen wir denn endlich zu der großen Stadt Betsch an der Donau. Es ist ein im ganzen Oriente weit gepriesener Name, obgleich sonderbarer Weise in Europa wenig bekannt.

Die Stadt Betsch hat über 400,000 Einwohner und ist die Residenz eines mächtigen Zaren oder Schahs, der ein Land beherrscht, welches größer ist als Beludschistan und Afghanistan, und welches man Njemzestan nennt. Dieses Land Njemzestan enthält eine Menge von Schachthümern und Ejaleten, über denen allen aber der oberste Herr der genannte Schah in Betsch ist. Der größte von den Unterkönigen dieses Schahs ist der von Trandebog, welches gen Mitternacht liegt. Seine Unterthanen, die sogenannten Trandebogdans, belaufen sich wieder auf viele Millionen.

Die Sprache, welche man in Betsch redet, ist ein ganz eigenthümliches Gemisch. Sie gleicht weder dem Türkischen noch dem Persischen. Am meisten Aehnlichkeit

soll sie mit dem Deutschen haben. Doch habe ich dieß nicht immer bestätigt gefunden. Denn als ich eines Tages die Leute auf der Straße nach der Burg des Kaisers fragte, dauerte es lange, bis ich Jemanden fand, der mich verstand. Ich fragte immer nach der Burg, indem ich nach unserer Weise das „g“ in diesem Worte ganz weich aussprach, und dieser Umstand allein war hinreichend, um mich unverständlich zu machen. Nach häufigen Wiederholungen von meiner Seite hieß es denn endlich: „Aha nach der Burk will der Herr, ja schau'ns nach der Burk geht's dahin.“

Doch auf die Sprache des Landes werden wir später noch einmal zurückkommen, und hier wollte ich eigentlich zunächst nur von den interessanten Verbindungen, welche jene Stadt mit dem Oriente unterhält, reden.

Betsch oder Wien, denn dieß ist eins, und die Türken, sowie auch schon die Ungarn und alle Völker, die von Ungarn an bis tief in Asien hineinwohnen, nennen Betsch, was wir Wien heißen, sowie sie mit dem Namen Njemzestan unser ganzes deutsches Vaterland bezeichnen, über welches ihrer Meinung nach noch immer des Kaisers von Oesterreich Majestät oberherrlich waltet, denn obgleich Kaiser Franz als deutscher König abdankte und des deutschen Reichs Pracht und Herrlichkeit längst erlosch, so dauert es doch bekanntlich immer lange, bis man in entfernten Gegenden den Untergang eines Sternes gewahrt, da seine einmal entsendeten Lichtstrahlen noch auf lange Zeit nachwirken und uns noch lange sein Bild hinzaubern. Oesterreich insbesondere nennen die Türken Austria, Bran=

denburg corrumpirten sie auf eine sonderbare Weise zu Trandebog, und Trandebogdan heißen die Leute, welche der Wiener gleich auf den ersten Blick als Preußen erkennt. Betsch oder Wien also, das in dem östlichen Zipfel von Deutschland liegt, ist neben Triest der vornehmste Vermittelungsplatz aller Geschäfte unseres Vaterlandes mit dem Oriente.

Es führen aus den östlichen Ländern zwei große Wasserstraßen nach Deutschland hinan. Die eine ist der breite Canal des adriatischen Meeres, der in nordwestlicher Richtung aus Griechenland kommt, und die andere ist der schmale Faden der Donau, die aus den Gewässern des türkischen Meeres in ungefähr derselben Richtung, bis tief nach Deutschland hinein sich verzweigend, emporsteigt, und in diesen beiden Hauptrichtungen — auf der Donau und der Adria-Straße — spannen sich von jeher alle die Fäden aus, welche Deutschland mit dem Oriente verbanden. Am Ende der Adria-Straße wurzelt Triest, das seine Verbindungen über die ganze Levante hin bis auf der einen Seite nach Aegypten und auf der anderen Seite nach Smyrna und Konstantinopel ausdehnt. Auf dem einen Ende der Donau-Straße aber liegt Wien, von wo aus sich eine Reihe von Handelsplätzen an der Donau hinabschlingt bis an das andere Ende der Kette, nach Konstantinopel. Von Wien verzweigt sich dann der deutsche orientalische Handel in das Innere von Deutschland hinein, sowie er sich von Konstantinopel aus nach Trapezunt und Smyrna entfaltet.

Wien ist der westlichste deutsche Punct, bei dem des

türkischen Padischahs drohende Heere lagerten, und noch jetzt der westlichste Ort, an dem sich eine orientalische Handels-Colonie oder Factorei befindet.

Dasjenige Volk, welches Colonieen bildend an der ganzen Donau hin die Beziehungen Deutschlands zum Oriente sowohl durch seinen Handel als durch seine Flußschifffahrt großen Theils vermittelt, sind die Serbier, die in Wien wie auch in ganz Ungarn „Raizen" oder nach der österreichischen Aussprache „Razen" genannt werden. Ich habe weder durch Lectüre, noch durch mündliche Nachfrage mit Sicherheit erfahren können, woher diese Bezeichnung der Serbier abzuleiten sei *). Auch im ungarischen Latein heißen die Serbier „Rasci", und ihr Land wird „Rascia" genannt, sowie der König von Ungarn auch „rex Rasciae" betitelt wird. Die Ungebildeten in Wien nennen dann auch wohl Jeden, der sich in orientalischer Kleidung zeigt, einen Razen.

Diese Raizen nun haben in Pesth, in Wien, wie auch in anderen Donaustädten, ihre Colonieen und sind hier überall den Bewohnern der Städte beigemischt, wie die Armenier, Bucharen und Griechen im südlichen und östlichen Rußland, wie die Juden in anderen Ländern. Auch gehören sie zu den vornehmsten Schiffern auf der mittleren und unteren Donau. Man trifft sie und ihre Weiber überall in Wien auf den öffentlichen Plätzen, wo sie sich

*) Es giebt einen kleinen Fluß in Serbien, der einen ähnlichen Namen hat, und von dem jener Volksname entlehnt sein soll.

in einer sonderbaren Mischung europäischer und orientalischer Tracht zeigen.

Neben diesen Raizen spielen die sogenannten türkisch-spanischen Juden in den Handelsbeziehungen Wiens mit dem Oriente eine Hauptrolle. Diese merkwürdige Branche jener merkwürdigen Nation hat sich, nachdem die christlichen Könige Spaniens sie aus ihrem Reiche vertrieben, über das ganze türkische Reich verbreitet. Sie haben Handels-Etablissements in vielen türkischen Städten Afrika's und Europa's (auch in denen Asiens?) und sind so auch als Vermittler des Ostens und Westens nach Wien gekommen, wo sie sehr bedeutende Handelshäuser gegründet haben. Sie haben, wie die Serbier, aber in weit geringerer Anzahl als diese, sich an der ganzen Donau hinunter in Pesth, in Neusatz, in Semlin und Belgrad verzweigt und sind besonders in den Verbindungen der Donau-Länder mit Thessalonich, wo ebenfalls viele der Ihrigen etablirt sind, wichtig.

Diese türkischen oder spanischen Juden haben orientalische Kleidung angenommen, wahrscheinlich weil dieß eine Bedingung sine qua non ihrer Aufnahme in der Türkei war. Dagegen haben sie die spanische Sprache beibehalten. Sie conversiren und correspondiren unter einander von Belgrad nach Salonichi und von Neusatz nach Wien noch jetzt in spanischer Sprache, wahrscheinlich weil ihnen dieses Idiom als ein hier unbekanntes sehr erwünscht sein mochte. Sie genießen hier in Wien mancherlei Vorrechte, unter anderen auch das, daß sie, obgleich in dieser deutschen Stadt ansässig und etablirt, türkische Un-

terthanen bleiben dürfen, und sie stehen daher hier unter dem türkischen Gesandten, von den Ortsbehörden ungefähr ebenso unabhängig, wie die Franken unter ihren Consuln im türkischen Reiche.

Außer den genannten sind aber auch noch viele griechische und armenische Kaufleute in Wien etablirt. Unter den Griechen giebt es Häuser, wie das von Sina, dem ersten Banquier des Kaiserreichs. Nachdem es durch die neuerlichen Verbesserungen der Donau-Schifffahrt nun möglich geworden ist, von der deutschen Kaiserstadt innerhalb weniger als 14 Tagen nach Trapezunt und innerhalb 3 Wochen in das Innere des persischen Reichs zu gelangen, erscheinen auch Trapezuntische Händler und persische Spitzmützen in der Nähe der Stephanskirche. Doch halten sie sich hier nur vorübergehend auf.

Im Ganzen schlägt man gemeiniglich die beständige Anzahl aller Orientalen in Wien auf circa 1000 Seelen an. In welchem Verhältniß sich ihre Zahl in der neuesten Zeit bei der immer zunehmenden Erschließung des Orients vermehrt haben mochte, schloß ich auf dem Bureau der Wiener Fremden-Polizei, wo ich Gelegenheit hatte, einen Blick auf die Register der Fremden zu thun, nur daraus, daß man zur Verzeichnung der Namen und Wohnungen der in Wien sich aufhaltenden türkischen Unterthanen von 1822—1831 (in 9 Jahren) einen starken Folioband verbraucht hatte, von 1831—1836 (in 5 Jahren) einen ebenso starken und von 1836—1840 (in 4 Jahren) einen dito.

Der Wiener Schematismus für das Jahr 1840

giebt darüber die Notiz, daß an türkischen Unterthanen, die im Großen handeln und mit ihren Firmen in Wien protocollirt sind, daselbst sich befinden:

1) griechischer Religion (die wenigsten davon griechischer Nation): 52,

2) israelitisch-türkische Handelsleute (von denen die meisten noch jetzt spanische Familiennamen haben, z. B. Somajo, Majo, Abineri, Venturo, Major, Sabetay): 48, und

3) armenische Kaufleute: 9.

Die meisten Orientalen halten sich in Wien in der Nähe der Straße auf, welche der alte Fleischmarkt genannt wird. Hier sieht man sie häufig, gravitätisch wie Störche, langsam in dem europäischen Straßengewirre einherschreiten oder noch lieber aus den Fenstern eines Hauses, auf die schönen rothen Kissen, wie sie bei den Wiener Fenster-Brüstungen gewöhnlich sind, bequem gelehnt und eine Pfeife rauchend, auf dieses Gewirre hinabblicken. Hier sind auch die beiden Kaffeehäuser, das sogenannte griechische und das Kaffeehaus zur Stadt London, in denen sich die Orientalen vornehmlich versammeln.

In dem ersten findet ein beständiges Ein- und Auswandern der orientalischen Kaufleute statt, doch kommen auch viele Griechen, Juden und Italiener dahin. Das zweite haben sich besonders die jungen türkischen Studenten und dann die Herren Offiziere der Pforte, welche in neuerer Zeit vom Bosporus zu den Quellen der Aufklärung und der Künste an der Donau zahlreich pilger-

ten, zum Schauplatz ihrer geselligen Vergnügen, welche vornehmlich in Tabackrauchen und Beisammensitzen bestehen, erwählt. Die letzteren lernen natürlich alle Deutsch, und ihre Aussprache schien mir in der Regel weich, wohltönend und angenehm. Doch kam es mir immer sehr komisch vor, wenn ein solcher Fremdling sich oft die beste Mühe gab, die österreichischen Provinzialismen so recht zierlich und gewissenhaft nachzusprechen, z. B. wenn ein Türke, mit dem ich mich in ein Gespräch eingelassen hatte und der mir ansah, daß ich einen Fidibus für meine Cigarre suchte, mich fragte: „Schaffen's a Fidibus? — Wart a bisl!" und mir dann freundlich ein Stück Papier überreichte, — oder wenn ein anderer bei'm Billardspiel, wenn er einen Fehlstoß machte, verzweifelnd ausrief: „Ach a Sau-Spiel, a verwünschtes!"

Billig wundert man sich nur, daß diese Wiener Kaffeewirthe ihre Gastzimmer, die sie doch orientalische nennen, noch so wenig ihren Gästen zu Liebe nach orientalischer Weise gemodelt haben, daß sie nicht einmal einen so breiten schönen Divan darbieten, wie man ihn in türkischen Kaffeehäusern findet. Bedenkt man, wie wichtig selbst bei uns unruhigen Franken der körperliche Zustand ist, den wir das Sitzen nennen, und wie selbst wir das bequeme Sitzen für etwas so Vorzügliches halten, — einen Beweis dafür geben auch unsere bildlichen Redensarten: irgendwo gut sitzen, in der Wolle sitzen, Jemanden im Schooß sitzen, auf Nadeln sitzen, ansäßig sein, seinen Sitz irgendwo haben, was, wenn wir uns nicht so viel

aus dem Sitzen machten, ja ebenso gut „irgendwo bequem stehen, auf Nadeln stehen, keinen Stand haben" &c. heißen könnte. — Bedenkt man, sage ich, wie selbst wir bei der allgemeinen Unbequemlichkeit unserer Sitz-Maschinen uns doch an gewisse Arten derselben so leicht gewöhnen, daß andere uns dann unbequem werden; eine deutsche Dame sagte mir z. B. einmal, daß sie sich an das Sitzen auf Rohrstühlen so gewöhnt habe, daß sie die gepolsterten Stühle gar nicht mehr leiden könne, wobei ich noch eben zur rechten Zeit die philosophische Bemerkung unterdrückte, die mir in den Sinn kam, daß auf diese Weise doch auch selbst gewisse, sonst dem psychischen Leben sehr ferne Theile unseres Organismus gewisse Gewöhnungen für sich allein annehmen können, durch die dann, wenn ihnen etwas Ungewohntes entgegentritt, im ganzen Organismus ein Mißbehagen erregt wird. Ich z. B. habe einen Finger, der gewöhnt ist, einen enganschließenden Ring zu tragen und der es beständig unangenehm empfindet, wenn ich diesen Ring einmal ablegte. Dergleichen läßt sich weit treiben, und man kann jene Sitzgewohnheiten sehr fein ausspinnen. So z. B. kannte ich Jemanden, der nur auf Juchtenleder recht bequem sitzen zu können glaubte, jedes andere Leder fühlte er sofort heraus. Ist man an eine gewisse Höhe der Stühle gewöhnt, so merkt man bei anderen Stühlen selbst eine sehr geringe Differenz der Höhe. Bedenkt man dieß Alles, sage ich, so wird man begreifen, daß ich nie anders als mit dem größten Mitleiden die armen Orientalen in Wien auf diesen unseren schmalen, hochbeinigen, wackeligen, engen

Sitzgeräthschaften ansehen konnte, auf denen sie ernst und traurig, ihr Herz vom Heimweh zernagt, dasaßen, das eine Bein nach Väterweise auf den Stuhl heraufgezogen und untergeschlagen, das andere aber, das keinen Platz mehr darauf fand, einsam und verwaist in den leeren kalten Raum unheimlich und langstakig hinabgelassen.

Besuch auf dem Wiener Stephansthurme.

Mein bester Freund in Wien hieß Stephan. Da ich hörte, daß er seit einiger Zeit Witwer geworden sei, so galt ihm eine meiner ersten Beileidsvisiten. Ich verstand die Redensart: „Witwer geworden," anfangs nicht ganz, denn soviel ich wußte, war mein besagter Freund Stephan, der über 400 Fuß Länge und über 500 Jahre Alter hat und niemand Anderes ist als der berühmte Stephansthurm, den in Wien Viele auch nur kurz „den Stephan" nennen, nie verheirathet, wie wohl manche seiner Brüder, die Doppelthürme in Rheims, die gepaarten Thürme in München, Lübeck und anderen Orten. Vielmehr ragte er ja beständig einsam und allein während der ganzen Dauer seines Lebens in den hohen Luftraum empor, ohne daß er je die Freude hatte, wie Adam aus seiner Rippe sich ein treues Weibchen erstehen zu sehen. Ich fragte daher mit Recht: „warum? wie so? Witwer geworden?" — „Ja weil es dem Schicksale und der Wiener Sicherheitspolizei gefallen hat, ihm sein Kreuz abzunehmen." — Dieß ist also ein Wiener Witz, den,

glaube ich, alle verheiratheten Damen der Welt sich recht gern gefallen lassen werden, da das Compliment, welches ihnen dadurch gesagt wird, noch weit größer ist als die Unartigkeit, die auf den ersten Anblick darin liegen könnte; denn wenn man behauptet, daß der Ehemann sein Weibchen tragen müsse, wie der Stephansthurm sein Kreuz, so muß man doch dabei auch zugeben, daß ihm, dem dicken, starken Herrn, diese kleine Last ziemlich leicht werden mußte und daß sie außerdem ihn beherrschte und krönte. Auch war dieses Kreuz in Verbindung mit einem doppelten Adler, der seine Fittige herrschend über den Thurm hielt, wie die Ehefrauen gern ein anderes bei ihnen beliebtes Instrumentchen befehlend über ihre „Eheherren" — „Ehediener" sollte man sie lieber nennen — halten.

Der Wiener Stephansthurm wird freilich in der Regel nur von friedlichen Vögeln umflattert oder von den unschädlichen, obgleich hier in so großer Höhe oft recht ausgelassenen Windgöttern umbraust — aber alle 100 Jahre kamen periodisch einmal andere Vögel angeflogen, feindliche, schwarze, störrische und hartköpfige Gesellen, die eben nicht behutsam nachsahen, wo sie dem stattlichen Herrn Stephan in seine zierliche Halskrause oder seinen mühsam gefalzten Busenstreif verwirrend hinein fuhren. In der That sind fast immer zwischen den verschiedenen Bombardements, die Wien und insbesondere sein schöner Stephansthurm erst von den Ungarn, dann von den Türken, dann abermals von den Türken und endlich von den Franzosen erdulden mußte, gerade 100 Jahre verflossen. Seit der letzten Beschießung durch die

Franzosen sind nun schon bald 40 Jahre vergangen, und es wäre doch merkwürdig, wenn noch 60 friedliche Jahre wiederum ein Jahrhundert vollzählig machten. Aus welcher Richtung einmal Anno 1907 oder 1909 die Kugeln pfeifen könnten, ist gar nicht schwer abzusehen; denn jedem Reisenden, der nach Oesterreich kommt, fällt die Frage schwer auf's Herz, warum sie denn nicht alle Fenster und Thurmlöcher, die nach Nordosten schauen, noch besser verkitten und vernageln. Nun, auch dem fünften Bombardement von 1907 wird Stephan hoffentlich muthig und ausdauernd trotzen, und vielleicht wird er noch ein sechstes und siebentes dahin nehmen können. Aber zuletzt wird im Laufe der ganzen Reihe der auf ihn gemachten Stürme doch auch ihm der Muth entsinken. Er wird einmal morsch werden und die Sicherheitspolizei der Stadt Wien oder wie der Ort, der ihm zu Füßen liegt, dann heißen mag, wird darauf verordnen, den alten, morschen, hinfälligen, untauglichen Stephan der Sicherheit der Köpfe der ehrenwerthen Stadtbürger wegen abtragen zu lassen. Doch es ist, Gott sei Dank, einstweilen noch im tiefsten Dunkel der fernsten Zukunft verborgen, welche Hände dieß Werk und zum Frommen welcher Köpfe sie es vollführen werden. Denn vorläufig ist man wieder thätig dabei, die alten hohlen Knochen dem Thurme auszunehmen und ihm neue starke Gebeine einzusetzen. Ich besah mir diese Arbeiten genau.

Die Erlaubniß dazu holt man sich im Bureau des Kirchenmeister-Amts, wo man einen gedruckten Paß für diese kleine Reise zu den Wolken erhält. Dieses Kirchen-

meister-Amt, das in der Nähe des Thurms seinen Sitz aufgeschlagen hat, ist schon selber eine kleine Merkwürdigkeit, denn es fragt sich, ob irgend ein Dom einen so weitläufigen Hofstaat hat, wie der Wiener Stephan. Dieser uralte Herr hat noch viele mittelalterliche Gebräuche und Sitten mit in unsere neue Zeiten hinübergebracht und besitzt viele eigenthümliche Einkünfte, die ebenso schwierig zu verwalten sind, wie sein bunter gothischer Bau in architektonischer Hinsicht schwierig zu beaufsichtigen ist. Das sogenannte „Riesenthor" z. B., einer seiner 5 Eingänge, das mit allerlei unerklärlichen Verzierungen geschmückt ist, öffnet er bei gewöhnlichen Gelegenheiten nie, und es erscheint daher meistens wie verrostet und verstaubt. Es kostet mehre hundert Gulden, wenn die Verwandten eines vornehmen Todten bei'm Vorüberführen des Leichenconducts auch diese Thüren geöffnet zu sehen wünschen. Auch die zahlreichen Sterbeglocken der Kirche haben ihre verschiedenen Preise, und will man, daß der Stephan einem Verstorbenen mit aller ihm zu Gebote stehenden Trauerglockenmusik seine Ehrfurcht beweise, so muß man dazu ein namhaftes Capital aufwenden. Doch es wäre zu weitläufig zu beweisen, daß die Kenntniß aller Satzungen und des ganzen Ceremoniels und Haushaltes dieser Kirche ein tiefes Studium erfordert. Mit diesem Studium und dessen praktischer Ausübung befassen sich die Herren vom Kirchenmeister-Amt, deren nicht weniger als 21 sind und zwar nach Rang und Würden folgende: 1 Kirchenprobst, 1 Controleur, 4 Kirchenamts-Secretäre, 1 Meßner, 2 Oberkirchendiener, 3 Unterkirchendiener, 4 Kirchendiener-

Gehülfen, 4 Conductansager, 2 Ueberzählige. Dabei ist wohl zu bemerken, daß dieß nur eine Branche der mit dem Dom sich beschäftigenden Behörde ist, so zu sagen, seine Polizei. Der oberen Dombehörden sind noch weit mehr, und ebenso ist das weibliche Personal, sowie die Thurmwächter, Kirchenmägde rc. nicht eingerechnet.

Nicht weit von der Thüre, durch welche man zum Thurme geht, befindet sich an der Kirchenmauer unter den vielen Monumenten über todten Gebeinen auch ein alter Grabstein, auf dem man die Worte: „fortiter ac suaviter!“ liest. Ich übersetzte diese Worte der neugierigen kleinen Serbierin, die nebst einem Anhange von Verwandten und Brüdern mit mir den Thurm besteigen wollte, und wir nahmen uns diesen Spruch als ein Viaticum mit auf den Treppenweg. Diese junge Orientalin hatte einen ebenso häßlichen Kopfputz, wie alle ihre Landsmänninnen in Wien — ein Tuch nämlich, ganz platt und straff angezogen, um den Kopf gewickelt und daraus ein Bouquet grellfarbiger Blumen hervorblickend, wie der Federbusch auf dem Tzschako eines Soldaten. Nichtsdestoweniger aber war und blieb sie sehr hübsch, und ich versprach, ihr meinen Arm anbietend, gern für den ersten Theil jenes Spruches nach Kräften zu sorgen, wogegen sie sagte, daß es ihr nicht schwer fallen würde, mit dem suaviter zuweilen meinen Eifer zu dämpfen.

Der Stephans-Thurm ist von unten bis oben von sehr verschiedenen Menschen und Thieren bewohnt. Ganz unten führen den Fremden in der Regel junge anwesende

Geistliche herum. Weiter hinauf bis zum Kirchendache herrschen die Kirchendiener. Dann kommt man in das Gebiet der Glockenläuter, und endlich ganz oben schalten und walten die Thurmwächter. Sie alle machen auf verschiedene Weise die Honneurs des Thurmes und brandschatzen die Neugierde der Reisenden. Ueberall muß man etwas beschauen und bewundern, hier ein Loch, durch welches vor einigen Jahren ein lebenssatter Mann seinen Hut in das Innere der Kirche hinabschleuderte und sich dann selber diesem nachstürzte, — dort die Glocken, die Kaiser Joseph I. aus den eroberten Türken-Kanonen gießen ließ — hier den großen „Mondschein," den die Wiener an dem Kreuze ihres Thurmes befestigten, um die türkischen Bomben zur Schonung des herrlichen Gebäudes zu bewegen, — dort die zweckmäßige Vertheilung der 12 Wasserspritzen und der 30 Wassergefäße, die das Gebäude vor Feuersgefahr schützen sollen. Sie werden im März mit stark gesalzenem Wasser gefüllt, das sich dann den ganzen Sommer hindurch hält. Auch den großen geschmacklosen Doppeladler, der auf dem Dache der Kirche mit ausgebreiteten Flügeln liegt, wahrscheinlich die größte Vogelfigur in der Welt, muß man bewundern. Wenn er sich einmal vom Dache der Kirche in die Luft erhöbe, würde er sich für ein Junges des Vogels Rok ausgeben können. Denn von einer Flügelspitze zur anderen mißt er nicht weniger als 180 Fuß. Jedes seiner Augen ist aus 4 vergoldeten Dachziegeln gebildet; und jeder seiner Schnäbel hat nicht weniger als 36 solche große Schuppen.

Wer gern an der neueren Zeit ein Aergerniß nimmt, hat auch auf diesem Kirchendache wieder Gelegenheit die Fülle dazu. Im Jahre 1830 nämlich fand man es nöthig, einen Theil dieses Daches mit neuen Ziegeln zu belegen. Man formte und färbte also Ziegel ganz nach dem Muster der alten und führte die Arbeit aus, die sich indeß nur wenige Jahre in ihrer Frische erhielt. Jetzt, nach zehn Jahren, sind diese neuen Ziegel schon veraltet. Die Glasur und Farbe ist von den meisten abgesprungen, die weißglasirten namentlich haben sich völlig geröthet, indem die nackte Naturfarbe des Thones überall hervorkam, während die alten Ziegel, welche schon in Mittelalterszeiten gelegt wurden, noch mit jugendlicher Färbung und Frische daneben liegen. Man fürchtet, die neue, schlechte Bedeckung möchte dem Dachstuhle der Kirche schaden, und denkt bereits auf abermalige Erneuerung der Arbeit.

Nicht weniger als 700 Stufen hat man bis zu der Region des Thurmes zu steigen, in der die Thurmwächter ihre Wohnungen und Beobachtungspuncte haben. Die Vorrichtungen, welche man hier für diese Leute erfunden hat, um ihnen die genaue Bestimmung eines Hauses, in dem es brennt, möglich zu machen, sind ganz eigenthümlich und interessant. Auf den Brüstungen der vier nach Osten, Westen, Süden und Norden schauenden Fenster nämlich befinden sich vier Perspective so befestigt, daß man sie sowohl von unten nach oben, als von der Rechten zur Linken leicht bewegen und stellen kann. Jedes Perspectiv oder, wie sie hier diese ganze Vorrichtung nennen, jedes „Toposkop" beherrscht einen Quadranten des ganzen Kreis-

förmigen Häusermeers, das sich nach allen Seiten hin um den Thurm verbreitet. Der Plan dieses Quadranten ist, durch Kreise und Radien in viele Sectionen getheilt, neben jedem ihm angehörigen Toposkope ausgelegt. Da nun jeder Punct, d. h. jedes Haus dieses Quadranten, unter einem anderen Winkel erblickt wird, und das Perspectiv daher bei jedem anders gerichtet werden muß, so läßt sich aus der Abweichung dieser Richtung von der Rechten zur Linken und von unten nach oben die Section, in der das brennende Haus liegt, leicht bestimmen, und ebenso dann auch dieses Haus auffinden. Außer dem Stadtplane befindet sich dann noch neben jedem Toposkope ein dickes Buch, das alle Namen der Hausbesitzer, nach denselben vorhin erwähnten Häusern abgetheilt, enthält, und somit läßt sich das Haus nicht nur bestimmen, sondern auch benennen. Ist der Name des Besitzers auf die besagte Weise aufgefunden, so wird er sofort auf einen kleinen Zettel geschrieben und dieser in eine kleine messingene Kugel eingeschraubt. Diese Kugel wird in eine Röhre geworfen, und sie spaziert alsdann als geflügelter Schreckensbote rasch durch alle Räume des Thurmes in die unten befindliche Wohnung des Meßners, wo sie ein beständig aufmerksamer Wächter in Empfang nimmt und sofort mit ihr in das städtische Unteramt eilt. Hier öffnet man sie dann und publicirt denen, welche es angeht, den Namen des vom Unglücke betroffenen Hauses. Diese Operationen erscheinen in der Beschreibung etwas lang, doch vollführt man sie mit ziemlicher Schnelligkeit und Sicherheit, und das Toposkop läßt sich, wie aus unserer obigen Schilderung auch hervorgeht, bei Nacht so gut

wie bei Tage gebrauchen; doch wird natürlich für die entfernteren Gegenden der Vorstädte die Bestimmung schwieriger, da der Sehwinkel und der Stellwinkel des Toposkops immer kleiner werden. Nur auf einem so hohen Thurme, wie es der Wiener Stephan ist, läßt sich eine solche Vorrichtung mit Vortheil gebrauchen.

Die Länge des Stücks, welches man jetzt des wankelmüthigen Kopfendes wegen vom Thurme abgetragen hat, beträgt 11 Klaftern, mithin, da der ganze Thurm etwa 72 Klaftern hoch ist, beinahe ein Sechstel der ganzen Höhe. Dieß ganze Stück war schon lange etwas aus dem Lothe gewichen, man sagt, in Folge eines Erdbebens, anfangs nur mit einer Abweichung von drei Fuß in der höchsten Spitze des Kreuzes. Zuletzt, behauptet man, sei aber diese höchste Spitze sogar eine ganze Klafter von der senkrechten Linie abgewichen. Auch viele Kleinigkeiten waren theils bei den verschiedenen Bombardements, theils bei der Einwirkung verderblicher Natureinflüsse, in allen Theilen des Thurmes stark beschädigt worden. So z. B. sind die Kronen vieler kleinen Seitenthürmchen von oben bis unten gespalten, und gewichtige Steinbrocken und Splitter hängen Verderben drohend über dem von Menschen wimmelnden Abgrunde. Die bisherigen Reparaturen waren sehr mangelhaft. So z. B. hat man um viele jener kleinen Thürmchen dicke eiserne Bänder gelegt, welche die losen Steine kaum zusammenhalten. Bei anderen hat man nur einige eiserne Stangen und Klammern hinzugefügt, um die wankelmüthigen und abtrünnigen Herrchen an den Hauptkörper ihres großen Meisters zu fesseln. Besonders hat man 1809,

nach dem französischen Bombardement, viel in solchen Klammern und Stangen verschwendet. Im Jahre [illegible] begann man die jetzt in Arbeit befindliche Hauptreparatur. Von dem sogenannten Balken- oder Rundcorridor ist der Thurm mit einem gewaltigen Balkengerüste umgeben; achtzehn aus starken Balken gezimmerte Galerieen, die unter sich wieder mit Leitern verbunden sind, steigen eine über der anderen bis zur Höhe des Kreuzes hinauf. Den [illegible] September des gedachten Jahres fing man mit dieser Arbeit an; in drei Jahren hoffte man sie zu beenden, doch werden wohl noch drei Jahre hingehen, bis sich das schöne Gebäude wieder in seiner ganzen Pracht und Vollendung zeigen kann. Welch Freudentag wird dieß für die Wiener sein!

Die solide Errichtung jenes Gerüstes allein mag schon nicht geringe Schwierigkeiten dargeboten haben, und von unten konnte ich das Gezimmer in den hohen Räumen nicht ohne eine kleine Anwandlung von Furcht ansehen. Könnte nicht einmal da oben ein starker Orkan kommen, der diese Stäbe wie Schwefelhölzchen spielend mit sich fortnähme und sie wie Cyklopenhammer auf die Dächer und Menschen niederhageln ließe. Bei jedem starken Winde ist eine Fortsetzung der Arbeit unmöglich, und die Arbeiter ziehen sich zurück. So nur ist es bisher gelungen, Unglück zu vermeiden; doch erzählte mir einer der Leute, daß er sich einmal von einem neckischen Windgotte habe überraschen lassen. [illegible] habe ihn derselbe mächtig in die Höhe gehoben und seitends auf eins der Geländer gesetzt; glücklicherweise habe er sich noch zur rechten Zeit, bevor der Wind zum zweiten Male ansetzen konnte, fest an die

Balken geklammert und, nach innen zurückkriechend und kletternd, sein Leben gerettet.

Welche Schwierigkeiten die Ausführung des Baues selber hat, mag man nur aus dem einzigen Umstande schließen, daß die Bausteine dieselbe Strecke, welche jenes oben genannte Brandkügelchen in einem Momente zurücklegt, während einer ganzen Tageshälfte durch alle Etagen des Thurmes von unten bis oben hinaufspazieren. Die Steine sind alle ziemlich groß, und elf Arbeiter vermögen während eines Tages nur zwei von ihnen hinaufzubefördern.

Um die frische Farbe der neuen Reparatursteine nicht zu sehr von der alten Farbe abstechen zu lassen, hat man eine eigene Farbe erfunden, mit der man sie überstreicht, allein man hat die Nuance der Thurmfarbe nicht recht getroffen; von unten erkennt man sogleich überall die reparirten Stellen an dieser sehr eigenthümlichen Farbe. Es ist ein helles Blaugrau, und wenn man die Spitze auch damit überzieht, wie dieß die Absicht ist, so wird sie gewiß leider sehr unangenehm auffallen und sich wie ein neuer Flicken auf altem Gewande ausnehmen.

Wir machten die Leute darauf aufmerksam, und sie erwiderten uns, daß sie nach vielen Versuchen doch keine bessere Farbe hätten finden können. Es kam uns anfangs sonderbar vor, daß es so schwierig sein sollte, die richtige Farbe eines alten grauen Gemäuers zu treffen, und wir unterzogen daher die natürliche Färbung des Gesteins einer genaueren Untersuchung. Wir fanden sie nicht nur bei jedem einzelnen Steine, sondern auch bei den verschiedenen Gegenden und

Seiten der Gebäudeoberfläche so verschieden nuancirt, daß schon daraus hervorging, daß eine und dieselbe Farbe für alle Theile gar nicht genügte, um Altes und Neues in einander verschmelzen zu machen. Besonders hängt die Farbe von den Pflanzen — den Moosen — ab, die fast überall die Oberfläche des Thurmes bedecken. Diese Moose sind stellenweise schon verfault und verdorrt und überziehen dann die Steine mit einer dunkelgrauen Lage, die man abbröckeln und zwischen den Fingern zu Staub zerreiben kann. Hier und da giebt es ganze Partieen neuen, jungen Mooses, welches grüngraue Färbungen herbeiführt. Dann spielen aber auch noch weißgraue, bläulich und gelblich angelaufene Stellen manchfach durch einander. Alle diese durch Zerlegung gewonnenen Farben in einen Topf zu bringen, durch einander zu rühren und dann mit dem Gemisch das Ganze zu überziehen, genügt nicht. Man müßte, um den rechten Effect hervorzubringen, wie die Portraitmaler es thun, alle diese verschiedenen Töne neben und über einander setzen und sich leise verschmelzen lassen. Aber selbst dieses sorgfältige Verfahren hätte nicht einmal völlig genügt, denn der Thurm verändert auch mit dem Temperatur- und Witterungswechsel sein Ansehen. Bei feuchter Witterung und Regen nämlich gewinnen nicht nur die unbedeckten Steine eine andere Farbe, sondern namentlich auch die mit der Moosdecke belegten. Denn diese Moosdecke zieht die Feuchtigkeit an, und viele kleine, bei großer Trockenheit verdorrte Pflanzen gewinnen wieder neues Leben. So ergrünt denn der Thurm bei Regenzeit auf der einen Seite sehr lebhaft, und keine Oelfarbe wäre im

Stande, diesen Veränderungen zu folgen. Außerdem endlich fragt es sich, ob nicht die Oelfarbe mit der Zeit abgeht und so die nackte Oberfläche des neuen Steines doch wieder blos legt, und ob es nicht am besten gewesen wäre, die neuen Steine ganz bei ihrer Naturfarbe zu lassen und der Zeit die allmälige Verschmelzung mit dem Alten, durch Verwitterung und Bemoosung der Oberfläche, anheimzustellen. Dieß mag nun sein, wie es will, so viel ist gewiß, daß die gewählte Farbe viel zu lebhaft blau ist und mehr in's Gelblichgraue hätte spielen müssen.

Die Flora des Stephansthurmes ist weit einförmiger als z. B. die der Thurmruine des Kölner Doms, wo hundert verschiedene Pflanzen durch einander ranken. Einförmige Moose überziehen besonders auf der Nordseite alle Theile und Theilchen seines componirten Baues. Sie und der Regen bewirken es, daß der Thurm hier ergrünt, wie jener Freiherr von Münchhausen in Immermann's trefflichem Werke. Sie haften besonders an den horizontalen, nach oben gekehrten und nur schwach geneigten Seiten der Steine, weßhalb man auch von oben nach unten Alles mehr mit Moos bedeckt sieht als von unten nach oben. Die Südseite hat wenige oder gar keine Pflanzen. Im Frühjahre, wo Alles sich erneut und belebt, regen sich auch die kleinen Moose des Stephansthurmes und lassen diesen auch, wie die Bäume umher, stellenweise lebhafter ergrünen, sowie er im Sommer gleich den Bäumen vertrocknet.

Auch die Fauna des Thurmes ist manchfaltig genug. Von den Menschen sprachen wir schon oben. Die Krähen, Dohlen, Habichte, u. s. w. theilt er mit allen Stadtthürmen

Deutschlands, Eulen sind sehr selten auf ihn, die Wächter sagten hier, es gäbe gar keine; das wäre merkwürdig. Aber die Fledermäuse sind so zahlreich, daß die Leute behaupteten, sie hätten bei einer kürzlich angestellten Untersuchung ihrer Schlupfwinkel nicht weniger als fünfzig entdeckt und erschlagen, weil sie bei ihrer Nachtpatrouille zuletzt nicht mehr ihre Laternen und ihr Gesicht vor diesen Koboldem hätten schützen können. Eine andere, noch schlimmere Plage aus dem Gebiete des Thierreiches sind hier die „Gölsen," jene kleinen, langbeinigen, stechenden Insecten, welche an der ganzen Donau hin allen Reisenden und Schiffern so viel zu klagen geben. Ich möchte wissen, was diese winzigen, aus dem Sumpfe hervorgekommenen und für die Niederungen geborenen Thierchen bei diesem hohen Riesen zu suchen haben, den sie Sommerszeit in solchen Schaaren umtanzen, daß die Wächter nicht anders als mit feuchten Tüchern auf dem Gesichte schlafen können, um sich vor ihren Bissen zu retten. Stubenfliegen kommen auch hinauf, jedoch, wie die Wächter sagen, in nicht großer Anzahl: Mäuse giebt es keine.

Auch die Spinnen haben die lange Wanderung von unten her, vom Stephansplatze über das Kirchendach hin, über alle die unzähligen Thürmchen und Zacken und durch das ganze Steingezweige zu diesen hohen Sitzen hin unternommen und sich hier niedergelassen. Wir fanden sie hier so häufig, daß wir fast zwischen allen Steinzacken und zwischen jedem Thürmchenpaare ihre zierlichen Gewebe entdeckten. Spinnen und Gölsen haben schon seit 400 Jahren auf diesem Gebäude des Friedens Krieg geführt.

Es mag hier Manches in der Spinnenwelt passiren, was wohl einen Naturforscher interessiren könnte. Vielleicht werden auf diesen gothischen Thürmen die längsten Spinnenfäden gesponnen, die in der Natur vorkommen, z. B. wenn sich eines dieser Thierchen bei windstillem Wetter von den äußersten, in den Luftraum hinausragenden Steinzacken in die Tiefe hinabläßt.

Ueberhaupt, glaube ich, könnte ein Naturforscher immer noch mit Nutzen für die Wissenschaft auf der Höhe des Stephansthurmes einmal seine Residenz aufschlagen. Von den Gewittern erzählten die Leute, daß sie hier fast alle aus Norden kämen. Sowie der Hahn sich im Sommer rasch nach Süden drehte, hätten sie ein Wetter zu erwarten. Einer der jüngeren, kürzlich erst auf diesem hohen Posten angestellten Leute erzählte uns, daß die Wetter hier höchst schrecklich wären. Als er neulich das erste mitgemacht, habe ihn die furchtbare Janitscharmusik des Windes, sein Pfeifen und Sausen in allen Steinlöchern, Ritzen und Winkeln, das Wanken und Knarren der Thurmspitze, das wilde Heer der vorüber gejagten Nebelgespenster, das Leuchten der Blitze und das Gepauke des Donners so mit Schrecken erfüllt, daß er gemeint habe, er müsse geradezu aus dem ersten besten Loche zur Erde hinab springen. Für akustische Beobachtungen möchte hier noch ein reiches Feld sein. Wir bemerkten im Hinaufsteigen, daß der Wind durch jedes Luftloch der Treppen aus einem anderen Tone pfiff. Natürlich! der Stephansthurm ist in dieser Beziehung ja nichts als eine riesengroße, aufgerichtete Pfeife. Mich wundert, daß die ka-

tholischen Kirchenbauer dabei nicht auf ähnliche Einfälle gerathen sind, wie die ägyptischen Priester bei der Memnonssäule. Hätte man die Windlöcher von einer gewissen Größe in richtig berechneten Entfernungen angelegt, so hätte man vielleicht zu Zeiten einen mächtigen und erhabenen Sturmaccord über die Stadt hinspielen lassen können.

Auf jenen hölzernen Galerieen, die zum Zwecke der Reparatur errichtet wurden, kann man jetzt das ganze Panorama der Stadt Wien und ihrer Umgegend schöner und bequemer überschauen als je zuvor. Mich gelüstete aber, dieß Schauspiel auf einer der obersten Spitzen der kleinen Seitenthürmchen zu genießen. Diese Spitzen bestehen aus einer Blätterrosette, die oben abgeplattet ist und für zwei menschliche Füße gerade Raum genug gewährt. Wir stiegen hinauf und standen dann auf diesem äußersten Steinzipfelchen wie Eichhörnchen auf der äußersten Spitze eines Baumastes. Das schöne Wien breitete sich unter unseren Füßen aus. Es war ein herrlicher, ruhiger, klarer Sonnentag. Wir hörten und sahen Alles deutlich, was in der Stadt passirte, sogar den Gesang der kleinen Kanarienvögel, die in dem Fenster irgend eines Palastes gefangen saßen und deren Gesang bis zu uns empor schmetterte, und dann die kleinen Schmetterlinge, die von Dach zu Dach über die Stadt hin irrten, um wieder ein Stückchen Wiese jenseits dieses für sie so öden Gebietes zu suchen. Wir hätten Herrn N. N., der eben bei'm Stock am Eisen umherspazierte, recht gut sagen können, wo sein Bruder, den er suchte, steckte; denn wir sahen denselben gleichzeitig in seiner Carosse auf dem Glacis einherfahren. Das Glacis,

welches mit einem breiten, grünen Ringe den inneren Kern der Stadt Wien umgiebt, verleiht diesem Panorama seinen vornehmsten Schmuck, denn es bewirkt das Zerfallen des ganzen Gemäldes in mehre malerische Partieen und erlaubt es, daß die schönen Häuserreihen der daran stoßenden Vorstädte sich nicht blos mit den Dächern, sondern in ihrer ganzen Größe präsentiren können. Sie liegen rund herum am Rande des grünen Glacis, wie weiße Blumen in einem grünen Kranze. Die Thurmwächter riefen uns alle Namen der Marktplätze, Straßen, Häuser und Paläste zu, die wir hier überblicken konnten, zeigten uns die Donau, die karpathischen Vorberge, die steierischen Alpen und die Wege und Stege, die nach Deutschland, Böhmen, Mähren und Italien führen, und „das da ist, bitt' ich, die Landstraße nach Ungarn hinunterzu,“ — und ich sah, daß da Stoff genug sei, von einem so eigenthümlichen Katheder herab eine prophetische Predigt zu halten. Ich hielt diese Predigt aber nicht, denn es wäre auch nur eine verhallende Rede in der Wüste gewesen. Unsere kleine Serbierin wollte aber auch gern „die Straße nach Ungarn hinunterzu“ sehen, die ja auch zu ihrem Vaterlande führte. Ich bot ihr die Hand, machte ihr noch ein wenig Raum auf der Thurmspitze, und sie setzte dreist die Spitzen ihrer Füßchen auf die äußersten Ränder der steinernen Blumenkrone, indem sie ihre Blicke auf die ungarischen Gefilde hinausweiden ließ, und so standen wir eine Weile regungslos und fast wie steinerne Bildsäulen auf ihren Postamenten.

Nicht der geringste Schwindel wandelte uns an; denn

freilich darf ich auch nicht vergessen zu sagen, daß rund um uns her Alles mit Bretern wohl befestigt war. Besagte Thurmspitze nämlich war auch mit in das Gezimmer der Galerie hineingezogen, und nur ihr Kopf guckte zu bequemer Bearbeitung aus dem Boden einige Zoll hervor. Das Vergnügen, auf ihm zu stehen, war daher ein sehr unschuldiges und gefahrloses. Nachdem wir uns an der Aussicht, die sich uns darbot, hinlänglich gesättigt hatten, stürzten wir uns, ich und meine Serbierin, flugs von unserer Thurmspitze auf das Pflaster der Straße hinab, wo eben österreichische Truppen im Anzuge waren, die wir uns auch noch zu beschauen wünschten. Auch dieß Manöver ist im Ganzen ziemlich bequem, und man kommt ganz unversehrt unten an, wenn man es nämlich, wie wir es thaten, auf der oben benannten 700 Fuß hohen Treppe ausführt.

Die Menagerie in Schönbrunn.

Daß der Mensch sich verständig und klug beträgt, ist uns nun eben weiter kein Wunder, denn alle Welt weiß es ja wohl, daß der Mensch ein Mal für alle Mal ein vernünftiges Wesen ist und bleibt. Aber daß die dummen, kurzsichtigen Thiere auch mitunter so gescheit sind, bleibt uns stets ein staunenswürdiges Naturgeheimniß. Bei den Menschen ist der Geist ein helles Licht, das in seinem Aeußeren und Inneren Alles klar und deutlich beleuchtet. Bei den Thieren aber ist die Psyche ein kleines, trübe schimmerndes Lämpchen, das, vielfach verhüllt, aus tiefer Dunkelheit hervorschimmert und nur zuweilen helle Strahlen wie aus im Innersten verborgener Höhle heraussendet. Bei den Aegyptern und anderen Völkern betete man die Thiere als Naturwunder an; bei uns Europäern sind sie in ziemliche Verachtung gerathen; doch glauben auch wir uns oft unter Thieren und Pflanzen, die so wenig aus sich selbst und Alles unmittelbar von Gott empfangen zu haben scheinen, der Gottheit näher als unter Menschen.

Was mich betrifft, so kann ich nicht einmal einem Schafe in's Auge schauen, ohne bei'm Anblicke dieser Verhüllung des Weltgeistes von wundersamen Ahnungen ergriffen zu werden. Der Leser wird sich daher nicht wundern, wenn er mich und meinen Gefährten, den Baron K., schon geringe Zeit nach meiner Ankunft in Wien zunächst nicht unter den Fratschelweibern, Fischern, Elegants, Offizieren, Modedamen, Tandlern, Tabackstrafikanten, oder wie alle die Verpuppungen des menschlichen Wesens heißen, die sich in Wien offenbaren, findet, sondern in Schönbrunn, mitten unter den Bären, Affen, Tigern, Adlern, Löwen und wie alle die Vermummungen der thierischen Psyche heißen, welche in dem Garten jenes Ortes eine während des ganzen Faschings und auch noch nach demselben fortdauernde Maskerade aufführen.

Wir waren mit einem der vielen hundert Stellwagen dahin gefahren, die in Wien zu allen Tageszeiten nach aller Welt Enden mit Allermanns Personen und Bagage aus- und einkutschen. Wir hatten zum Reisegefährten einen alten, galant gekleideten Wiener Bürger, der, als er hörte, daß wir die Thiere in Schönbrunn sehen wollten, bei diesem à propos uns erzählte, daß er einmal dem Kaiser Napoleon, als er auf dem Gipfel seiner Macht gestanden, eine Bitte abgeschlagen hätte. Er hätte nämlich ein unvergleichliches Thier, ein ungarisches Pferd, damals sein eigen genannt, und Napoleon habe ihn damit gerade in dem Augenblicke gesehen, wo er als Wiener Bürgergardencapitain an der Spitze seiner Compagnie vorüber defilirte. Der Kaiser habe ihm auf der Stelle 5000 Gul-

den bieten lassen, aber weder Geld noch Bitte des Herrn von Europa hätten ihn vermögen können, dieß treffliche Thier einem Anderen zu überlassen, und wie gesagt, er hätte diesem Machthaber also sein Pferd verweigert zu derselben Zeit, wo der Kaiser von Oesterreich nicht einmal wagte, ihm die Hand seiner Tochter abzuschlagen.

Die Schönbrunner Menagerie nimmt einen Theil des großen Gartens des kaiserlichen Lustschlosses ein, bei welchem, ich kann diese Bemerkung nicht unterdrücken, ein widerlicher, wasserarmer, im Sommer übelriechender Graben vorüberführt, der wunderbarer Weise den tausend Wienern, die täglich hierher pilgern, gar nicht mehr als ein häßlicher Uebelstand auffällt. Sie nimmt ein großes kreisförmiges Stück dieses Gartens für sich in Anspruch. In dem Mittelpuncte dieses Kreises steht auf einer kleinen Erhöhung ein vielfenstriges Lusthaus, in welchem die buntgefiederten Papagaien wohnen. Wenn ich ein Hofmann wäre, so würde ich diese Gattung von Thieren hier aus dem Centrum des ganzen Thierkreises auf alle Weise zu vertreiben suchen, damit es nicht etwa einmal Jemandem einfiele, die auch in der Mitte thronenden Hofleute mit ihnen zu vergleichen.

Von diesem Papagaiencentrum aus ist nun der ganze Cirkel durch Radien in viele Sectionen zerschnitten. Alle diese Sectionen sind mit Mauern und Zäunen umgeben und außerdem noch durch breite Wege, die zwischen diesen Mauern hingehen, von einander getrennt. Jede Section enthält die Stallungen, Bäder, Teiche, Spiel- und Weideplätze einer besonderen Gattung von Thieren, und seitdem

der jetzige Kaiser mehre in den letzten Jahren leer gewordene Plätze wieder füllte, sieht man hier nun wieder eine ziemliche Menge höchst interessanter, befiederter und bepelzter Wesen, denen Afrika, Asien oder Amerika Tatzen, Klauen oder Hufe, Hörner oder Geweihe, Blut- oder Brotappetit verliehen.

Die Bären und die Tiger und noch einige Fleischfresser giebt man zur täglichen Speise den Augen des großen Publicums beständig preis, die Gefängnisse der übrigen muß jeder Wißbegierige sich besonders öffnen lassen. Die braunen Bären saßen wie arme alte Bettler in ihrer Höhle und empfingen von Jedem dankbar ein Stückchen Brot. Warfen wir es aber auf ihren Käfig, so kletterten sie an den eisernen Stangen hinauf und steckten ihre Tatzen so oft durch die Zwischenräume, bis es ihnen gelang, das Häppchen herunterzubringen. Warfen wir es in's Wasser, so apportirten sie es wie die Pudel. Ja einer sogar setzte sich, als wir noch mehr Brot hervorzogen, auf die Hinterbeine und bewegte, wie ein Bittender, die Vordertatzen beständig auf und nieder, bis man ihm ein Krümchen hinwarf. Ein Tiger oder Löwe würde dergleichen wohl nie lernen. Das Gemüth des Bären hat offenbar etwas vom Affen sowohl, als auch vom Hunde. Die alten Bären, welche wir hier in Schönbrunn sahen, waren die Enkel von ebenfalls bereits in der Gefangenschaft geborenen Großältern und hatten ihrerseits schon wieder eine kleine Nachkommenschaft. Sie bildeten also eine bereits seit vier Generationen zahme Race. Wie interessant würde es sein, zu erfahren, ob wohl in den noch späteren zahmen Genera-

tionen der wilde Charakter des Thieres sich bedeutend veränderte! Aber leider hatten die Leute gar keine genauen Tagebücher über ihre Zöglinge, die einem Naturforscher doch so nützlich sein könnten.

Es war ein heißer Tag, und die Eisbären, diese blutgierigen Bestien, welche auf ihrem ganzen Körper die Farbe der Unschuld tragen und ihren Nacken mit dem Silberhaar der Greise bedecken, während sie doch auch nicht ein ehrliches Haar auf dem Leibe haben, plätscherten die ganze Zeit, die wir ihnen widmeten, im Wasser. Ihnen allein darf im Winter nicht geheizt werden. Doch werden sie ebenso wie ihre weit liebenswürdigeren Brüder, die braunen Bären, nur mit Brot und Milch gefüttert, weil sie so den Zustand der Gefangenschaft leichter ertragen.

Den schönen Schönbrunner Königstiger fanden wir in folgender Situation: Er lag auf der einen Seite seines Leibes und hatte alle vier Beine straff von sich gestreckt, so jedoch, daß die beiden Vorderbeine die Hintertatzen zwischen sich nahmen. Die Wärter sagten uns, daß dieß seine gewöhnliche Stellung sei, wenn er ruhe. Wir durften ihn nicht aufstören, denn er nimmt schon ein bloßes Berühren seines Käfigs sehr übel, brüllt heftig und beruhigt sich erst nach sehr langer Zeit. Seine Gemahlin ist sanfteren Naturells. Der Käfig dieses Paares, wie die der Löwen und aller anderen wilden Katzen, ist folgendermaßen eingerichtet: Ihre eigentliche Wohnung befindet sich in einem verdeckten, geräumigen Hause, in welchem die eintretenden Nichttiger — die Beschauer meine ich — durch ein eisernes Gitter von ihnen gesondert bleiben. Durch dazwischen zu

schiebende Thüren und Breter kann das Haus in zwei Abtheilungen gebracht werden, in deren eine man die Thiere absperrt, um indeß die andere zu reinigen. Eine dritte Abtheilung ist dann noch wie ein großer Balcon nach vorn in's Freie hinausgebaut und steht durch einen ebenfalls umgitterten Corridor mit den inneren Gemächern in Verbindung. Auf diesem Balcon genießen sie des Sonnenscheins und der freien Luft, und zeigen sich daselbst dem Publicum. Bei den Bären kommt dann noch das Badehaus hinzu.

Sehr betrübend für einen Menschenfreund klang die Geschichte, welche man uns in der nächsten Section von Master Jack erzählte. Dieser Master Jack war ein sehr artiger und manierlicher junger Mann, der still und zufrieden in der ihm angewiesenen Klause lebte. Er genoß täglich seinen ihm beschiedenen Theil von Speise in Frieden und mit dankbarer Gesinnung gegen seine Ernährer. Mit allen seinen Genossen lebte er in der verträglichsten Eintracht und liebte vor allen Dingen seinen treuen Freund und Diener, Monsieur Henri, der seit langer Zeit sein Begleiter, sein Erzieher und Lehrer in allen Künsten des Lebens gewesen war. In diesen Künsten war Master Jack sehr erfahren und geschickt in Allem, was er unternahm. Er konnte z. B. gewandt und leicht mit einem einzigen Finger einer Rumflasche den Stöpsel ausziehen, was wir doch in der Regel nicht ohne Vermittelung eines Korkziehers bewerkstelligen. Die Trommel schlug er trotz dem besten Paukenschläger. Auch verstand er Trompete so zu blasen, daß es Einem wie die Posaune des jüngsten Ge-

richts durch Mark und Beine ging. Vor jeder Dame, die ihn besuchte, ließ er sich, wie es einem artigen Ritter ziemt, zierlich auf ein Knie nieder und hob ihr, wenn sie einen Handschuh oder ein Tuch fallen ließ, sogleich Alles wieder auf und überreichte es ihr höflich. Doch wer zählt alle die Tugenden und Eigenschaften eines wohlerzogenen jungen Herrn auf. Master Jack besaß sie, wie sein Erzieher Monsieur Henri uns versicherte, in vollem Maße, und man konnte dreist behaupten, daß er einer der ersten Gentlemen am Schönbrunner Löwenhofe war und selbst noch jenen artig bittenden Bären an Geschick und Manieren übertraf.

Ein unerwarteter Vorfall aber oder vielmehr ein in seinen Folgen übel berechnetes Ereigniß veränderte plötzlich das ganze Wesen des talentvollen Mr. Jack. Dieses Ereigniß war nämlich die Bekanntschaft, die Jack mit der Miß Scheck machte, welcher ränkevollen Dame man unvorsichtiger Weise erlaubt hatte, sich ihm vis-à-vis einzuquartieren. — Jack, der bei den vielen Besuchen, die er täglich bei sich sah, sich, so zu sagen, beständig in der großen Welt herumtrieb, hatte freilich schon so manche hübsche junge Dame kennen gelernt, ohne daß er sich bei irgend einer zu irgend einer anderweitigen Gunstbezeigung und Huldigung herabließ, als zu jenen, die etwa jeder junge Cavalier jeder jungen Dame aus purer Artigkeit mit dem kühlsten Herzen darbringt. In der besagten Lady aber, die ihm gegenüber, ja in seinem eigenen Hause, Zimmer an Zimmer, Platz nahm, erschien nun unserem Herrn ein gewisser Ausdruck, ein gewisses

Wesen, ein gewisser Zauber, die ihn mächtig aufregten. Diese Augen, dieser Zähne Elfenbein, dieses anspruchslose Grau der Wangen entzückten ihn und erregten in ihm den heftigsten Wunsch, sie ausschließlich zu besitzen. Er vergaß zum äußersten Kummer seines Erziehers seitdem alle seine Künste und Wissenschaften. Seine Sanftmuth veränderte sich in Wildheit und Jähzorn, seine Menschenfreundlichkeit in die feindlichste Stimmung gegen Jedermann. Kurz, wenn sein Geist zuvor einem wohlangebauten Ackerfelde glich, so wurde er nun einem verwilderten Garten ähnlich. Die Liebe, ach die Liebe, hat ihn soweit gebracht!

Sein treuester Lebensgefährte, Mr. Henri, sogar darf es seitdem nicht mehr wagen, zu ihm zu gehen, denn sofort zieht er seinen Degen, der eigentlich in einem großen Prügel besteht und den er beständig in die Luft wirft, damit Alles niederzuschmettern drohend. Ich fand Mr. Henri darüber außer sich und ganz untröstlich. Und als ich ihn fragte, warum man denn den weiblichen Elephanten — dieser Wesenspecies gehörte nämlich das in Rede stehende Pärchen an — dem anderen so gerade vor die Augen gestellt habe, machte er seinem Unmuth in einer Invective gegen gewisse Leute Luft, aus der ich ungefähr entnahm, daß man für die neuerlich erst angekaufte Miß Scheck keinen anderen Platz gehabt hätte, oder daß man vielleicht auch hoffte, eine eheliche Verbindung zwischen ihnen zu Stande zu bringen und ein Geschlecht von Schönbrunner Schecks und Jacks zu begründen.

Es war interessant genug, den Herrn Jack in seiner Tantalusqual zu beobachten, um so mehr, da von der wilden Leidenschaft, die in ihm wühlte, nur wenige bei aufmerksamer Betrachtung zu bemerkende Anzeichen zu Tage kamen. In sein fingerdickes Fell gepackt, bewegte er sich hinter dem langen Balcon seines engen Hauses hin und her, seine ganze häutige Knochenmasse bald auf die rechten, bald auf die linken Beine werfend. Nur zuweilen warf er seinen Rüssel in kurzen Stößen rechts und links, wie wenn ein Mensch in verbissenem Grimm mit den Lippen grinsend zuckt. Seine kleinen Augen schienen ganz ruhig und stier, obgleich der Führer behauptete, daß er im Inneren voll Feuer und Flammen sei und keinen Moment die Dame gegenüber aus dem Gesichte verliere. Von allem Uebrigen schien er keine Notiz zu nehmen, obgleich der Wächter versicherte, daß dieß blos geschehe, weil er, in seine Balken eingeschlossen, doch wohl einsähe, daß er nichts ausrichten könnte. Es würde aber Alles, Lebendiges oder Todtes, was in den Bereich seines Rüssels und seiner Füße käme, sofort von ihm zertrümmert und zertreten werden. Das Brot, welches wir ihm zuwarfen, würdigte er auch nicht einmal der oberflächlichsten Beriechung, während Miß Scheck sogleich ihr weiches fleischiges Mäulchen aufsperrte und schnalzend jede aufgefangene Semmel verzehrte. Eine solche tief in Knochen, Speck und Fleisch versteckte Leidenschaft mag man nur noch bei den Wallfischen wiederfinden können.

Miß Scheck wurde um Mittag ein wenig in's Freie auf die Weide hinausgelassen. Hinter dicken Bal-

ken und Baumstämmen, aus denen man ein Geländer zusammengesetzt hatte, konnten wir ihrem Treiben zusehen. Sie trabte ruhig den gewohnten Gang zur Weide, der mit einem eben solchen Geländer an den Seiten geschützt war, hinab, bog sogleich links um und blieb eine Zeit lang ganz still vor dem Gange von Jack stehen, als wollte sie ihm hier guten Morgen sagen. Als er aber nicht heraus kam, ging sie auf dem Rasen spazieren und machte ihre Toilette, wobei ihr ein kleiner Windstoß, der sich erhob, behülflich war. Er fegte eine ganze dicke Wolke von Spreu, Staub und Schmuz von ihrem breiten Rücken. Den Jack, sagte man uns, dürfe man nicht in's Freie lassen, wenn man nicht die Mauern und Bäume umher der größten Gefahr aussetzen wollte.

Es ist merkwürdig, daß bei einigen Thieren mehr das männliche Geschlecht von dem mächtigen Geschlechtstriebe zu leiden scheint, bei anderen mehr das weibliche. Denn während wir Miß Scheck bei aller Pein ihres Liebhabers völlig gleichmüthig bleiben sahen, fanden wir dagegen eine amerikanische Löwin in den schrecklichsten Krämpfen der Brunst liegen. Auf dem Bauche, auf allen Vieren ausgestreckt, die Schnauze in der einen Ecke ihres Käfigs versteckt, abgemagert bis auf die Knochen, stimmte sie ein so ohrenzerreißendes Zetergeschrei an und schien, nach den Zuckungen, welche ihren Leib beständig durchbebten, zu schließen, von solchen Schmerzen zerwühlt, daß wir meinten, sie müßte wenigstens einen Centner Arsenik im Leibe haben. Die Wärter versicherten, daß sie in diesem Zustande periodenweise eine ganze Woche liege,

und daß dieß furchtbare Geschrei, welches bei ihr dasselbe sei, was bei den Nachtigallen das viel bewunderte Flöten vorstelle und womit sie ihren Geliebten in den amerikanischen Wäldern vergebens rufe, weder Tag noch Nacht einen Augenblick aufhöre.

In der Regel haben alle größere Thiergattungen in Schönbrunn ihr besonderes Haus und ihre eigene Gartensection. In einem Hause aber befinden sich aus dem Katzengeschlechte sehr viele Exemplare bei einander logirt, unter ihnen auch ein König, der ein geborener Republikaner ist, ein Löwe aus Hamburg, von nicht sehr imponirender Größe, aber mit einem sehr schönen ausdrucksvollen Kopfe. Es ist in der menschlichen Seele eine eigene Lust und Freude an dem Gefährlichen tief begründet, und zwar sowohl in der Seele des Furchtsamen als in der des Muthigen, nur mit dem Unterschiede, daß jener die Gefahr nur dann liebt, wenn er der Gewährleistung sicher ist, daß sie ihm nichts schaden kann. Daher sind auch die Menschen in der Regel am leidenschaftlichsten in diejenigen Handwerke und Beschäftigungen verliebt, welche am gefährlichsten sind. Daher fühlen wir Friedlichen uns am heimlichsten bei'm Ofen, wenn vor'm Fenster die Stürme heulen. Daher konnte auch einer unserer Begleiter in Schönbrunn, der, wenn uns nicht alle Anzeichen betrogen, ein ausgemachtes Hasenherz war, trotz aller Bitten und Verbote der Wärter nicht der Versuchung widerstehen, jeden Löwen oder Tiger mit seiner Reitgerte so lange zu reizen, bis er aufstand und an den Stäben seines Gitters die Zähne zeigte. Daher begriffen wir auch vollkommen das Verfahren einiger

Wiener Herren, die, wie uns die Leute sagten, ohne Naturforscher oder Psychologen zu sein, täglich einmal zu diesen Thieren, denen die Dichter so viele schöne Vergleiche entlehnen müssen, kämen, um ein paar Mal an ihren Käfigen vorüber zu spazieren und sich von derjenigen Gattung von Poesie, die aus ihren übelriechenden Behältern hervorhaucht, anwehen zu lassen. Wir unserer Seits konnten sogar der Versuchung nicht widerstehen, einmal in einen dieser Käfige hineinzukriechen, um uns seine innere Einrichtung zu besehen. Es war ein Leopardenhaus. Die Wände waren mit eisernen Platten sehr sorgfältig beschlagen, die man mit einer himmelblauen Farbe überstrichen hatte. Die Vorrichtung für Ableitung des Unraths und die Abtheilung in ein Vorder- und Hintergemach war sehr zweckmäßig. Die Leoparden, die hier wohnen sollten, waren aber noch nicht da. Der jetzige Kaiser thut wieder viel für die Menagerie, und wir sahen mehre solche neue, eben vollendete Käfige.

Keins der hier versammelten Thiere hat sich in der Gefangenschaft so vermehrt, wie die brasilianischen Hasen. Vor wenigen Jahren bekam man von dieser Species ein Paar, und jetzt sind ihrer schon 30 vorhanden, und viele andere hat man schon von der Nachkommenschaft verschenkt. Die wildesten und scheusten von allen hiesigen Thieren sind die sardinischen Moufflons. Sie weideten an dem entferntesten Ende der ihnen zugetheilten Section, und wir durften nicht einmal ihren Weideplatz betreten, weil die Wächter behaupteten, daß sie bei der Annäherung von irgend etwas Fremdartigem sofort davon sprängen

und dann blindlings mit den Köpfen gegen Bäume und Mauern anrennten. Selbst ihre Jungen sind gleich nach der Geburt von solcher Scheuheit beseelt, daß sie schon den anderen Tag alles Feindselige mit der größten Schnelligkeit fliehen und daß es platterdings unmöglich ist, sie zu haschen, während doch selbst die jungen Bären und Löwen sich ganz geduldig in die Hand und wie Kinder auf den Arm nehmen lassen.

Unter den Kameelen, die überhaupt alle hier so wenig wie in Arabien friedfertig mit einander leben, sondern vielmehr vielfach mit einander kämpfen, sich mit den Vorderfüßen schlagen und beißen, war eines besonders unverträglich, weßhalb es auch beständig im Stalle an der Kette liegen mußte. Seine knochige Gestalt, sein schäbiger, stellenweise kahlgerupfter Pelz, seine verblichene graugelbliche Farbe, die schlaff und kränklich an den Seiten herabhängenden Hügel seines Rückens, sein bissiges und giftiges Speien und Prusten, sobald sich etwas Menschliches nahte, sowie sein selbstzufriedenes Ruminiren, sobald man es allein ruhig liegen ließ, machten es uns zum wahrhaft ekelhaften Bilde des krassesten Egoismus, das um so widerlicher wurde, da es dabei noch äußerst dürre und mager war. Fett und wohlgenährt sieht aber ein Kameel fast ebenso wenig schön aus. Denn selten oder nie, ich weiß nicht, woher es kommt, ist seine Behaarung recht in Ordnung und vollständig. Die feisten, fetten, speckigen Stellen seines Leibes schimmern daher hier und da mit bläulicher Farbe oft recht widerlich durch die lederne Haut hindurch. Es war auch ein solches fet-

tes Kameel hier vorhanden, das noch in Aegypten geboren war. Das Kameel ist von allen zahm gemachten Thieren vielleicht dasjenige, welches den tückischesten Charakter hat. Die Zebus, friedliche, zahme Kühe aus Ostindien, haben hier mit den Kameelen einen gemeinschaftlichen Teich, aus dem sie saufen und der ihre Gebiete auseinander hält, wie das ostindische Meer Hindostan und Afrika, ihre Geburtsländer.

An Zebras giebt es in Schönbrunn einige außergewöhnlich schön gezeichnete. Eins davon war trächtig. Ein anderes hatte man mit einem deutschen Esel zusammengelassen, und aus ihrer Begattung war ein Junges hervorgegangen, das fast ganz dem Vater glich. Nur an den Beinen verriethen einige Ansätze von Streifen den Einfluß der mütterlichen Haut.

Für die Vögel sind wieder besondere Abtheilungen und Vorrichtungen. So giebt es für die Wasservögel einen eigenen Fischteich. Hier werden sogar Karpfen für die Löffelgänse fett gemacht, die deren oft dreipfundige und fußlange mit einem Mal verschlucken, ohne daß man ihnen hinterher auch nur die geringste Unbehaglichkeit anmerkt. Dieß ist mehr, als der Löwe kann, der darnach, wenn er ein verhältnißmäßiges Schluckvermögen besäße, etwa ein ganzes Lamm auf einmal seinen Schlund hinabspazieren lassen müßte. Den Strauß in Afrika in der freien Wüste laufen zu sehen, muß ein entzückendes Vergnügen sein; denn schon die wenigen federleichten Sprünge, welche man ihn auf seinen engen Wiesen in Schönbrunn, Paris und London machen sehen kann, wenn die Wächter ihn aus

seinem engen Käfige hervorrennen lassen, gewähren ein schönes Schauspiel, wobei jedoch sein wunderleicht ihn umspielender Federpelz die Hauptrolle spielt. Man hat sich in Schönbrunn viele Mühe gegeben, Junge von dem Straußenpaar zu erhalten, jedoch hat man es damit nur bis zum Eierlegen gebracht. Da die Alten diese selbst nicht auszubrüten verstanden, und da auch die deutsche Sonne nicht die lebendigmachende Kraft der afrikanischen besitzt, so legte man die Eier anfangs Puterhennen unter, die auch darüber brüteten, aber nicht Wärme genug besaßen, um solche Riesensöhne aus diesen Eidotterfäßchen in's Leben zu rufen. Man versuchte es alsdann mit der Ofenwärme. Doch auch dieß wollte nicht gelingen. Ebenso auch hat man von den Papagaien bisher nur Eier erhalten, aber noch keinen vermögen können, sich seiner im Embryo schlafenden Nachkommenschaft durch Sitzen und Brüten anzunehmen.

Von allen hier gefangenen Thieren machen keine einen melancholischeren Eindruck als die Adler, die Königs- und Lämmergeier. Diesen großen, stets in hohen und weiten Regionen horstenden und kreisenden Herren hat man ihr Gefängniß am wenigsten naturgemäß einrichten können. Denn in der That gleicht ein hölzerner Käfig mit eisernen Stäben immer noch eher einer Löwengrube oder einer Tigerhöhle als einem hochthronenden Adlerneste. Sie können in diesem engen Gefängnisse nicht einmal dazu kommen, ihre Flügel auszustrecken. Und doch thut ihnen dieß ohne Zweifel ebenso noth, wie z. B. dem Menschen das Strecken eines Armes oder Beines nach

langem Sitzen oder Liegen, was man schon deutlich aus der Gewohnheit aller gefangenen Vögel sieht, die Federn der Flügel zu Zeiten langsam und gähnend auszubreiten. Jene Gebieter des Luftreichs, die Steinadler und Lämmergeier, sitzen daher alle still auf ihren Stöcken, als wären sie selber Steine oder Lämmer. Einer, den ich beobachtete, sah mit schiefgedrehtem Kopfe unverwandten Blickes den Himmel an; ein anderer gab in langen Intervallen einen sehr melancholischen Ton von sich und lüftete dabei in bestimmten Tempos zu Zeiten seine lahmen Flügel. Einige von ihnen sollten schon uralt sein. Man erzählte mir von einem, der schon 50 Jahre in der Gefangenschaft sitze. In 50 Jahren kann ein Adler, wenn man auch nur annimmt, daß er per Tag 30 Meilen mit Hin- und Herfliegen zurücklegt, wenigstens 500,000 Meilen durchfliegen, das heißt, hundert Mal die Erde umkreisen. Großer Gott! welch schreckliches Schicksal, diese Kraft in sich zu fühlen und ewig an einen schmuzigen, übelriechenden Fleck gebannt zu sein. Da die Adler hier weder fröhlich sind, noch in ihrer Eigenthümlichkeit sich zeigen, so kann weder der Naturliebhaber Freude, noch der Kenner Nutzen an ihnen finden, und man thäte beinahe besser, sie von der Last des Lebens zu befreien und ausgestopft in's Museum zu stellen.

Eine Procedur, der sich diese Adler, wie freilich auch die Papagaien und einige andere Vögel, hier in der Gefangenschaft noch unterziehen müssen, sind die Bäder von Tabackslauge, welche sie der Insecten wegen zu Zeiten zu nehmen gezwungen sind. Man bestreicht und bereibt damit ihre Haut rückwärts gegen die Richtung der Federn

In der Gefangenschaft leiden sie mehr von Insecten als in der freien Wildniß, weil sie sich selber ihrer nicht mehr so thätig erwehren.

Das Papagaienhaus, zu dem, wie zu ihrem Centrum, alle Kreissectionen, sich verschmälernd, zusammenlaufen, ist inwendig noch mit den Bildnissen vieler Thiere geschmückt Die Papagaien aller Farben sitzen hier so dicht bei einander wie in keinem Urwalde Südamerika's. Diese Vögel sind gefiederte, zweibeinige Affen. Sie sind ebenso unruhig, so gelehrig, so nachahmungssüchtig, so komisch, wie die vierfüßigen Affen. Im Käfig bilden sie den größten Contrast mit dem ernsten, bewegungslosen Adler, indem sie sich, die Gefangenschaft leicht ertragend, auf's Herrlichste darin zu vergnügen scheinen. Sie sind in unaufhörlicher Bewegung begriffen, steigen auf und ab, treten hin und her, scheinen mit ihrem stets aufmerksamen Auge Alles zu beobachten und über Jegliches eine Weile nachzudenken und schreien und kreischen beständig fort. Zuweilen war das ganze, in jenem Lusthause versammelte Heer ganz mäuschenstill, zuweilen aber schrieen sie alle wieder in einem gräßlich unharmonischen Unisono auf, als hätte man sie alle an den Spieß gesteckt, welche Ehre doch Niemand ihrem schwarzen und geschmacklosen Fleische anthut.

Noch ausgezeichneter als durch ihre Thiere sind indeß die Schönbrunner Gärten durch ihre Anlagen und ihre Pflanzen; jedoch nicht durch diejenigen Pflanzen, welche sich gleich bei'm Eintritt dem Augen in langen Alleen als schöne, große, aber höchst grausam verstümmelte Linden-

bäume darbieten. In der That giebt es wohl eine Weise, wie man den natürlichen Wuchs und die Figur der Bäume künstlich zum Vortheile des Gartenschmuckes verändern kann. Man kann Schlinggewächse auf vielfache Weise sich schön emporwinden lassen, Bäume am Spalier zur Zierde von Gebäuden heraufziehen u. s. w. Selbst die sogenannte alte französische Gartenkunst hat ihre ästhetische und poetische Seite; denn indem sie die Bäume allseitig bearbeitet und Pyramiden, Thore, Bogengänge, Säulenpartieen und andere Baulichkeiten daraus bildet, ruft sie überraschende Täuschungen hervor. Aus der Ferne schließt man aus den architektonischen Formen auf Stein und Eisen und entdeckt in der Nähe, daß in diesen zauberischen Mauern Vögel wohnen, Früchte reifen und die Winde säuseln, und erkannte man in der Nähe den Baum und die beweglichen Blätter, so scheint in der Ferne wieder die ganze architektonische Form felsenfest zu stehen. Da auf diese Weise die Kunst die ganze Form des Baumes von Grund aus verändert und nichts Natürliches daran gelassen hat, so vergißt man dabei die ursprüngliche Gestalt und überläßt sich willig der neckenden Täuschung.

In Schönbrunn aber, wo man die ganzen großen Lindenbaumalleen nur auf der inneren Seite beschnitt, während die andere, nach außen gekehrte Seite in ihrer natürlichen Unregelmäßigkeit blieb, hat man wahre verstümmelte Baumungethüme geschaffen, die auf der einen Seite enorm hohe, platte Blättermauern bilden, während sie auf der anderen einem wilden Walde gleichen. Auch sind die Schönbrunner Bäume nicht einmal oben von der Scheere

auf einer gleichen Höhe gehalten worden, sondern sie ranken hier mehr, dort weniger hoch hinauf, so daß das Trugbild einer Mauer nicht einmal entstehen kann, und man nichts weiter sieht als verstümmelte Bäume. Wenn Jemand aus Marmorstatuen Säulen drechselte, um daraus einen Porticus zu bauen, so würden wir ihn einen Barbaren schelten. Aber wenn er die Statuen nur halb durchsägte und dann aus ihnen seine Gemäuer bildete, so würden wir ihm dieß noch weniger Dank wissen. Man wendet sehr viel Mühe auf, um die beschriebenen Baumverstümmelungen in Schönbrunn zu Stande zu bringen, und hat unter Anderem große, 50 bis 60 Fuß hohe, vieletagige Maschinen, die auf Rollen im Garten herumgefahren werden, erbaut, damit die Gärtner mit ihren Scheeren, Aexten und Sägen bequem zu jedem Zweige gelangen können.

Doch darf man in Gärten, die, wie die Schönbrunner, noch außerdem so viel Herrliches gewähren, nicht lange bei'm Aerger über diese Linden stehen bleiben. Wir überließen uns gern der Führung der gefälligen Pfleger dieser Gärten durch ihre manchfaltigen Pflanzenschätze, und wenn wir auch nicht im Stande sind, einen genügenden Ueberblick über diese Reichthümer zu geben, so wollen wir doch Einiges, was uns in diesen Gärten Ausgezeichnetes auffiel, zu schildern versuchen.

Auch außerhalb der Gewächshäuser werden hier, im freien Boden des Gartens, viele Pflanzen gepflegt, die man anderswo vergebens sucht. Wunderschön und einzig in seiner Art ist z. B. das Exemplar der Sophora Japonica, eines herrlichen, großen Baumes mit äußerst feingefieder-

ten Blättern. Er steht auf einem schönen Rasenplatze, und die Verschlingung seiner Aeste, sowie die ganze Zeichnung des Baumes ist so malerisch, daß er schon mehre Male portraitirt wurde und sich auch in der Sammlung von Schönbrunner Pflanzen- und Baumgemälden befindet, welche der jetzige Kaiser besitzt.

Zur Portraitirung einzelner Bäume oder selten erscheinender Blüthen für den Kaiser, oder für einen wissenschaftlichen Zweck sind in diesem Garten fast beständig mehre Maler beschäftigt, wie denn überhaupt gewiß die ganze Ordnung und Pflege, die man hier den Pflanzen angedeihen läßt, wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt. Die Gewächshäuser sind alle geräumig, zweckmäßig und schön, und in diesem Augenblicke wird wieder ein neuer, großer Dryadentempel in kaiserlichem Style gebaut. Ueberall, wo es Noth that, fanden wir, daß man den an Selbsthülfe so armen und ungeschickten Pflanzenwesen sorgfältige Unterstützung gewährt hatte. Wo ein Zweig vom Winde gebrochen war, hatten die Pflanzenchirurgen mit eisernen Ringen, Stricken und Bandagen sogleich geholfen. Bei jeder der Orchideen sahen wir an den Wurzeln sorgfältig eine Kartoffel hingelegt, damit die Kellerwürmer hineinkriechen möchten, welche sonst die Pflanze selber aufsuchen würden. Für manche Bäume, die im Freien stehen, werden im Winter eigene Hütten gebaut, wie z. B. für die Araucaria excelsa eine, die noch dazu jedes Jahr erhöht werden muß, weil der Baum sehr rasch wächst. Jede Pflanze erzeugt oder lockt ihre besonderen Insecten, und man sieht überall die Gärtner fleißige Anstalten treffen,

um sie zu fangen und zu tödten. An der brasilianischen Schirmpalme hängen lange Fäden herunter. Jeder dieser Fäden ist ein Lob der Schönbrunner Gartenordnung; denn er ist lang, wohlerhalten und nicht zerrissen, wie man dieß wohl in anderen Gewächshäusern sieht. Die Palmen, an denen man bekanntlich hier reicher ist als selbst im jardin des plantes von Paris und in den Gärten von Kew, haben sehr lange, leicht zerbrechliche Wurzeln und erfordern daher bei ihrer Versetzung viel Vorsicht, und daß diese hier beobachtet ist, dafür bürgt der gesunde, schlanke Wuchs jeder Palme, die das Glück hat, ein Pflegekind der Schönbrunner Gewächshäuser zu sein. Die Stenia pallida hat zierliche Blüthen, die wie aus gelbem Wachse gebildet erscheinen und sehr leicht abbrechen. Um dieß zu vermeiden, hatte man für jede Blüthe einen kleinen, aus feinen Stäbchen gebildeten Steg untergesetzt. Mit eben solchen Stegen waren die Blüthen vieler anderen Pflanzen gestützt, und zuweilen, wo diese sehr zart waren, war noch ein kleines Kissen, ein Tuchläppchen oder sonst etwas Weiches zwischen Blüthe und Steg untergeschoben. Ich sah überhaupt hier nirgends ein vernachlässigtes oder kränkelndes Gewächs.

Als sonderbare, mir noch unbekannte — vielleicht sind sie es auch noch manchem anderen Laien — Naturerscheinungen fielen mir auf: die Ruigia variabilis, mit zwei verschiedenen Blättern, von denen immer das eine aschgrau gefärbt ist, während das andere mit lebhaftem Grün erglänzt, — die Blätter der Jucco comosa, die wie mehre lange an einander gefügte Haare erscheinen, — die Cocoloba pubescens, die jedes Jahr nur ein, oder höchstens

zwei große sonnenschirmartige Blätter treibt, — die Cycas revoluta, bei der auf jeder Seite des Blattstieles hundert kleine fadenförmige Blättchen sitzen, die alle bei'm Heraustreten des Blattstieles spiralförmig zusammengewickelt sind, und sich später in gleichmäßigem Tacte dehnen und strecken, — eine Caryota, deren neues Blatt ein 10 Fuß langer Stock ist, bei welchem die Seitenästchen alle straff anliegen, — eine andere Pflanze, deren Blätter schon mit kleinen, regelmäßige Zusammenstellungen bildenden Löchern zur Welt kommen. Wahrlich, wenn irgendwo der Spruch des lateinischen Weisen, daß Alles, was in posse sei, auch in esse existire, wahr ist, so ist es in der Pflanzenwelt, in welcher die Natur noch bunter und unerschöpflicher in ihren Gestaltungen ist als im Thierreiche. Das runzelige Gebilde des Cactus cerreus monstrosus gleicht einem Kalbsgekröse, und die Gongora maculata aus Mexico hat an langen, dürren Stielen schwebende Blüthen, welche ganz frappant die Gestalt der Wasserjungfern nachahmen, und sonderbar ist es, daß diese Pflanze also an demselben Thiergeschlechte gewissermaßen Vergeltung übt, welches in manchen seiner Species es sich herausgenommen hat, die Pflanzen nachzuäffen und als lebendiges Blatt davon zu fliegen. Man erzählt sich von Shakespeare und auch von anderen wahrhaft großen Männern, daß sie bei aller Tiefe ihres Geistes doch auch an bloßen bedeutungslosen Scherzen und kindischen Spielereien viel Vergnügen gefunden; die Natur gleicht diesen großen Geistern, die aus Ueberfülle von Genie oft in Lappalien ihre Kraft vergeuden.

An sonstigen Pflanzenraritäten pflegt man dem Frem-

den hier noch zu zeigen: einige Dendrobium Pierardi, Gewächse, die zu ihrem Wachsthume keines Erdreichs bedürfen, die man wie Vögel in Drahtkäfigen hält und vor's Fenster hängt, wo es nur zuweilen nöthig ist, sie mit Wasser anzuspritzen, — die Vanillerанke, die trotz ihrer ziemlich dicken Blätter in freier Luft rankt und an Fäden im Zimmer aufgehängt werden kann, — Sagopalmen (Cycas circinalis), deren Jahrestriebe selbst hier im Schönbrunner Gewächshause 6 bis 7 Ellen lang sind, — viele Protaceen aus Neuholland, — eine reiche Sammlung von Ericeen vom Kap, und endlich einen Cactus cerreus Peruvianus, der bereits 80 Jahre alt ist und also bald ein ganzes Jahrhundert sein kahles, früchteloses Leben, an diese öde Wand wie Prometheus angeschmiedet, dahin gelebt hat.

Die Fratschelweiber, Fischer und Wildprethändler in Wien.

Die berühmteste von allen Wiener Frauen ist unstreitig Maria Theresia, die berüchtigsten aber sind die sogenannten Fratschelweiber. Sie sind gleich ihren Schwestern auf dem Hamburger Fischmarkte, auf dem Königsberger Kohlmarkte und auf dem Pariser Früchtemarkte ausgezeichnet durch ihre Beredsamkeit, ihre Geistesgegenwart und ihren unerschöpflichen Witz. Ich hatte bereits außerhalb Oesterreichs viel von ihnen gehört. Kaiser Joseph selbst soll einmal incognito zwischen ihnen herumgegangen sein und einem Fratschelweibe ihren Eierkorb umgeworfen haben, um ihre Eloquenz zu erproben. Sie haben ihren Hauptsitz auf dem „Hofe," einem der größten Plätze der inneren Stadt, wo sie mit Gemüse, Obst, Käse und sonstigen Eßwaaren handeln.

Ich war noch wenig in Wien bekannt und fragte einen vorübergehenden Lastträger nach dem Wege zum Hofe. „Geng's nur da bei'm Stock im Eisen vorbei die Straße eini, da kommen's zum Ofenloch, wo Sie durchgehn zum

Stoß im Himmel, und da ist der Hof nimmer weit," war die Antwort, aus der ich nicht klüger wurde, da ich noch nichts davon wußte, daß die citirten wunderlichen Worte die Benennungen von Wiener Straßen seien. Nach einiger Zeit fragte ich daher wieder nach dem Wege, und es hieß: „Ja, ich bitt' Ihnen, geng's nur do eini, und dann zwerch über's Eck rechts, da kommt's gerade am Hof hinaus." Ich muß es wohl dieser Wegbezeichnung verdanken, daß ich doch wirklich endlich zu dem Hofe und zu den Fratschelweibern kam. Ich fand den ganzen Platz mit ihnen und ihrer schwatzenden Kundschaft bedeckt. Ehe ich mich jedoch mitten unter sie begab, trat ich in den Schuppen eines Mannes, den ich damit beschäftigt sah, den Fratschelweibern, die den Markt verließen, ihre Stühle und kleinen Bänke gegen einige Kreuzer Monatslohn für die Nacht unter Dach zu bringen, und fragte ihn, was denn eigentlich das sonderbare Wort „Fratschelweiber" bedeute, und er gab mir darauf auf Wienerisch folgende Erklärung: „Sie! Schaun's, Fratschelweiber heißen die Frauen, die Kohlköpfe und Käse, und Obst und Nudeln, und solches Geribbenspiel auf dem Markte verkaufen. Aber wissen's, Fratschelweiber, das ist a Schimpfwort. Sie selbst nennen sich unter einander Handelsfrauen, Frau Schmiedl, Frau Doppelmayer und so, wissen's."

„Was heißt denn aber Fratscheln?" „Ja, ich bitt' Ihnen, wie soll ich das sagen? Fratscheln, schaun's, das heißt hekeln, man nennt sie drum auch „Heklerweiber." Hekeln oder Fratscheln bedeutet das Handeln, Schwatzen und das Gigl-gagl, was sie dabei treiben, wenn sie einen

Käufer um ein paar Kreuzerle betrügen wollen, und das Hin und Her, was sie machen, wenn sie nicht wissen, wie sie das Geld aus einem herausbringen sollen, — na' das heißt man halt — Fratscheln."

Was ich von diesen interessanten Personen auf dem Markte selber sah und hörte, gewährte mir mehr Spaß, als ich dem Leser durch eine Schilderung davon einflößen könnte; denn alle gedruckten Darstellungen des so eigenthümlichen, so originellen und naiven Wiener Dialektes nehmen sich lahm genug aus und geben nicht viel mehr davon als gedruckte Noten von dem Klange eines Musikstücks. Ich habe mir einen ganzes Päckchen von den berühmten Gumpoldskirchner Briefen gekauft, die im Wiener Dialekt geschrieben sind, und in denen die Fratschelfrauen und Fratschelfräulein oft eine Hauptrolle spielen. Sie gefallen in Wien, wo sie von einem mit dem Volksleben innig vertrauten Beamten geschrieben werden, so, daß sie bereits den zehnten Jahrgang, von denen jeder viele kleine Hefte enthält, erlebten, und doch wüßte ich einem Nichtwiener kaum irgend etwas Genießbares daraus mitzutheilen.

Ich muß indeß gestehen, daß ich manchmal, wenn ich vom Fratschelweibermarkte zurückkehrte, glaubte, in einem Tollhause gewesen zu sein, so klappermühlenartig bereit schwatzen einige von ihnen in den Tag hinein, über Gott und alle Welt — über die „Germnudeln," die sie „Herrn von Nachtigall" empfehlen, einem alten Friseur, dem die Armuth an allen Enden seiner schäbigen und zerrissenen Hosen heraussieht, den sie aber nichtsdestoweniger „Herr von" nennen, weil er ein paar Kreuzer in die Hand ge-

nommen hat, um seinen Hunger zu stillen, — über ihren Fleischer, „den Schnipfel;“ der ihnen heute ein so gar mageres Stück Fleisch verkauft hat, — über ihren Sohn, den „Solofresser“ (ad exemplum von „Solosänger“), der sonst ihr liebes „Speranzel“ (von espérance, Hoffnung) gewesen, jetzt aber den vornehmen Herrn spielt und mit Brot nicht mehr fürlieb nehmen will und bei dem halt immer „a Semmel“ dabei sein muß, — auch über Politik und die Vornehmen, Beamten und Reichen, über die sie beständig murren und schelten. Die Freiheit, deren sich namentlich in letzterer Beziehung die Fratschlerinnen in Wien bedienen, gränzt fast an Ungebundenheit, und man kann als gewiß annehmen, daß, wenn sie Alles, was sie reden, auch drucken lassen würden, sie längst allesammt zum Carcer verurtheilt wären. Sie verschonen mit ihrer Kritik weder den Kaiser, noch den Papst, noch deren erste Minister, am wenigsten die vornehmen Elegants, die in den Straßen Wien's hin- und herkutschiren. Ich war einmal Zeuge davon, wie an der Ecke des Hofes und der Färbergasse von einem unvorsichtigen Kutscher ein kleiner Junge umgefahren wurde, und wie augenblicklich eine Menge von Weibern und vieles Volk die entfliehende Karosse verfolgte. In dem Wagen saß ein Pärchen aus der vornehmsten Gesellschaft. Aber die Weiber fragten nicht im Geringsten nach dero hochedlem Stammbaume. „Holtet sie an, holtet sie an, die vornehmen Lichtputzen, — holtet sie, die galanten Mistkratzerl, so 'nen Bübchen umzufahren,“ ging es von Mund zu Mund, und ein Strom von Menschen wälzte sich schreiend hinter den Herren her, denen es wahrscheinlich übel

ergangen wäre, wenn sie dem aufgebrachten Pöbel in die Hände gefallen wären. Der Pöbel in Wien scheint mir keineswegs diese geduldige, respectvolle und furchtsame Heerde zu sein, als welche er sich wohl in anderen Hauptstädten monarchischer Staaten darstellt, wie z. B. in Petersburg, Moskau, Prag u. s. w.

Jener kleine Bube, dessen sich die Fratschelweiber in meinem Beisein so energisch annahmen, war noch dazu nicht einmal ein Deutscher, sondern ein kleiner Kroate, wie sie hier in Wien überall mit Rettigen und Zwiebeln herumgehen. Auch hatte er außer einer kleinen Contusion weiter keinen Schaden genommen; denn er war nur mehr vom Wagen umgestoßen als überfahren worden. Die Weiber setzten ihm seinen breitkrämpigen kroatischen Hut wieder auf, wischten ihm seinen weiten Mantel von dicker weißer Wolle, in dem er drinsteckte wie klein Roland in eines Riesen Rüstung, sorgfältig ab und kauften von ihm zum Trost einige Rettige. Der Kleine, der von dem ganzen Wiener Fratschlerinnen-Geträtsch nichts verstand, sah sich scheu um und begann, weiter gehend, von Neuem seinen monotonen Gesang: „an guten Ratti! Ratti!" (einen guten Rettig), die einzigen deutschen Worte, deren er mächtig war. Diese Kroaten sind sehr zahlreich in Wien, und sie bilden fast einen merkbaren Bestandtheil des dortigen Pöbels. Weil sie immer nur Zwiebeln und Rettige feil bieten, so bilden sich die Fratschlerinnen ein, daß ihr Land sonst nichts producire und sehr arm sein müsse. In den Vorstädten von Wien giebt es in den Wirthshäusern niedrigster Klasse große Schlafräume für sie, welche man

„Kroatenquartiere" nennt. Zu diesem ziehen sie sich nach dem Getümmel des Tages, wenn die Raben aus den Feldern zum Stephansthurme heimkehren, zurück, um dort in denselben dicken Mänteln, in denen sie sich in der Tageshitze herumgetrieben haben, ihre Mühen zu verschlafen. „Sie leben wie das Vieh," sagte mir eines jener Fratschelfräulein vom „Hofe," „zum Schlafen haben sie nicht einmal a Bett, geschweige denn a Stroh. Sie liegen Nachts und Feiertags auf dem Bauche und sind auf gar nichts weiter abg'richt als auf's Zwiebelhandeln."

Das Genre des sprudelnden Witzes, der auf dem Wiener Hofe und auf der benachbarten „Freiung" tagtäglich über faule Eier, über zerrissene Hosen, über die Kroatenknaben und über die Herren von Nachtigall ausgegossen wird, sowie auch das ganze Corps der Fratschlerinnen selbst, ist wahrscheinlich schon so alt wie die Stadt Wien. Dergleichen Volkscharaktere sind in der Regel so unveränderlich wie die Natur, und eine Geschichte dieses Pöbels möchte wenigstens für den Psychologen interessant genug sein, auch für den Historiker vielleicht, insofern man nämlich noch jetzt in dem Wiener Pöbel einige Nachklänge aus jener Zeit entdeckt, wo die Stadt Wien als freie Reichscommune so mächtig und von einem so unabhängigen Geiste beseelt war, daß sie zuweilen ihren Kaisern, wenn sie mit ihnen grollte, die Thore verschloß.

Wie lange sich alte städtische Einrichtungen und eigenthümliche Verhältnisse im Laufe der, oft das Große weit schneller als das Kleine modelnden Zeiten erhalten, zeigen auch die Wiener Fischerstände, die man, in die Leo-

vorstadt hinausgehend, zur Rechten der Ferdinandsbrücke entdeckt. Obgleich die Stände dieser Leute, die blos aus kleinen Hütten auf Flößen bestehen, so leicht transportabel sind und so aussehen, als ob sie eben dort gelegentlich und zufällig vor Anker lägen, so haben sie doch schon seit Jahrhunderten Ansprüche auf diesen Ort, und so lange man in Wien Fische brauchte, so lange wurden sie an jener Stelle im Donaukanale aufbewahrt. Die Fischerzünfte gehören in sehr vielen deutschen Flußstädten, z. B. auch in Leipzig, zu den ältesten und privilegirtesten Corporationen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie ein Gewerbe betreiben, das sehr natürlich an dem Ufer eines Flusses zuerst in Gang kam und oft selbst Veranlassung zur Anlage einer Stadt gab. Auch in Wien thun sich die Fischer auf ihre von allen Kaisern bestätigten alten Freiheiten viel zu Gute. In neuerer Zeit ist aber kein städtisches Gewerbe, wenn man etwa das der Perrückenmacher und einige andere bedeutungslose ausnimmt, von seinem alten Glanze so herabgekommen als das der Fischer. Die lutherische Kirchenreformation und dann in katholischen Ländern die in neueren Zeiten überall laxer werdenden Ansichten von den Satzungen der Kirchenfasten haben die Privilegien, deren die Fische sonst auf den Tafeln der Christenheit genossen, nämlich zu gewissen Zeiten ausschließlich genossen zu werden, und in Folge dessen auch die Privilegien der Fischer selbst sehr reducirt. Auch in Wien hört man darüber die Klagen der letzteren sich sehr laut machen.

„Sonst kamen,“ sagte mir ein alter Fischer, den ich zuweilen besuchte, „oft 15 bis 16 Wagen, mit Fischen

beladen, in die Wiáner Stadt hereingefahren, und jetzt schreit man schon Wunder, wenn nur zwei oder drei hinter einander her kutschen. Mein Voat'r selig, der noch in den guten Zeiten lebte, brachte zuweilen 300 bis 400 Maß Gründeln auf ein Mal zu Markte, und ich, sein Sohn und Nachfolger, wenn ich jetzt 30 Maß absetze, so bin ich übervergnügt. So sehr haben sich die Zeiten auch hier verändert. Sonst, ich meine vor 40 bis 50 Jahren, hielt man noch etwas auf die Religion und die Fastentage, und ich weiß reiche Häuser, wo man an einem Freitage und Sonntage sich auch nicht eine Messerspitze Fleisch erlaubte. Ja, und die Klöster in Wien, was brauchten die an Fischen, die Carmeliter, die Augustiner, die Minoriten, die Barbariten, und wie sie alle heißen. Ich gedenke noch, daß es hier ein Kloster hatte, in welchem die Mönche das ganze Jahr hindurch fasteten und dem wir sonst die delicatesten Fische fuderweise zuführen mußten. Das hat jetzt Alles aufg'hört. Die Großen denken gar nicht mehr an's Fasten und Fischessen, und auch die Mönche sind gottloser geworden. Keiner weiß es recht mehr wie sonst zu schätzen, was ein feiner Fisch ist; denn mein Vater erzählte uns, daß zu Maria Theresia's Zeiten oft an 200 bis 300 Centner Fokasch verkauft worden seien. Jetzt, wenn ein Großer einmal Fokasch kauft, — in einem Serviettl trägt man's leicht nach Hause, und sie scheinen's sich alle zum Stichblatt genommen zu haben, daß sie nichts als Rinder- und Schweinefleisch essen wollen."

„Auch viele andere Neuerungen haben noch dazu beigetragen, uns Fischern Abbruch zu thun, z. B die Ver-

änderungen, welche im Inneren der Haushaltungen vorgegangen sind. Sonst verköstigte in den meisten großen Häusern der Hausherr seine Diener auf eigene Kosten und speiste sie dann lieber mit Fischen als mit dem theueren Fleische. Jetzt sind die dienenden Klassen unabhängig geworden; sie empfangen jetzt fast überall mehr Lohn, beköstigen sich selbst und essen dann lieber Fleisch als Fisch. Sonst, gedenke ich noch, gingen wohl die Regierungsräthinnen selber auf den Markt, um Fische einzukaufen. Jetzt überlassen sie Alles den Köchinnen, die noch vornehmere Damen geworden sind als die Hofräthinnen und lieber auf dem Wildpretmarkte ihre Einkäufe machen als bei uns. Auch sind die Leute alle unordentlicher und verschwenderischer geworden. Ehemals hinterließen selbst die Armen doch so viel, daß sich ihre Erben wenigstens ein Gericht Fische zähmen konnten. Jetzt hinterlassen sie Alle — Schulden, wovon selbst der Teufel keine Fische kauft. Früher mußten auf jeder Mahlzeit ein paar ausgesuchte Fische unter den Hauptgerichten paradiren, jetzt ist das auch nicht mehr so. Der Lichtenstein giebt selten einmal ein Diner, der Kollowrat nur einige Mal im Monat. Solche Herren aber, wie der alte Zichy, — Gott segne sein Andenken, der brauchte viel Fische, aß sie gern und wußte, was gut war, — solche Menschen giebt es goar nit mehr, in Wiän wenigstens nit, und es scheint fast, als meinten die Leute, daß der liebe Gott die Fische im Wasser für nichts und wieder nichts geschaffen habe."

Bis auf den letzten Punct mochte mein guter Wiener Meister Recht haben, denn es werden bei dem Allen noch

Fische genug in Wien verspeist und sogar entfernte Gewässer dazu in Contribution gesetzt. So liefert z. B. der Plattensee in Ungarn einen sehr häufigen Fisch, den delicaten Fokasch. Im Winter kommen sogar vom adriatischen Meere Fischer mit Meerspinnen, Austern und Seekrebsen herangereist, erstere in Eis verpackt, letztere sogar auch lebendig in durchlöcherten Kasten auf Lorbeerblättern, auf denen sie also schon ausruhen, selbst ehe sie sich auf dem Teller eines Gourmands die Lorbeern verdienten. Auch aus den böhmischen Teichen kommen viele Fische, die meisten aber natürlich aus der Donau selbst, und zwar zunächst aus dem großen Donauarme, der mitten durch die Stadt fließt.

Die Fischer, von denen man jetzt noch ebenso viel lernen kann als zu Christi Zeiten, gaben mir über diese Fische einige recht interessante Notizen. So sagten sie mir z. B., daß die Hausen nur bis etwa vier Meilen vor Wien in der Donau aufwärts steigen. Preßburg ist der höchstgelegene Punct, wo sie gefangen werden, die meisten kommen von Pesth. Vor vier Jahren brachte man von dort einen zehn Centner schweren Hausen, den größten, den man seit langer Zeit in Wien erblickte, und von dem man keine kleineren „Schnitzler" (Scheiben) schneiden konnte als zu vier Pfund.

Bis Ulm hinauf sollen die Donau und die Donaunebenflüsse keine Aale haben *). Was man daher von dieser

*) Auch die Ströme des südlichen Rußlands, sowie alle Flüsse, welche in's schwarze Meer gehen, und ihre Nebenflüsse, haben bis zu einer sehr bedeutenden Entfernung von diesem

Fischsorte in Wien braucht, kommt von Ulm herab und aus Böhmen. Auch Lachse giebt es in der Donau nicht. Man ißt Elb- und Rheinlachs und bringt Lachsforellen aus den Seen des Salzkammergutes.

„Kopen" (vielleicht von Kopf?) sind ganz kleine Fische mit dickem Kopfe. Sie sind Raubthiere und leben mit den Forellen in denselben Gewässern, in der Traun und anderen kleinen Bergflüssen. Wenn der Kope in der Küche gescheit behandelt wird, so ist er sehr gut, und in Wien garnirt man damit die Schüsseln, auf denen größere Fische aufgetragen werden, damit es „gustiös" aussehe.

Die schönsten Fische der Donau sind der Schill und der Huchen. Letzterer ist wie eine Forelle gezeichnet, wird aber wohl 50 bis 60 Pfund schwer. So wie der Kopen keine Gräten hat, so ist der Huchen ohne Schuppen oder besitzt deren doch nur ganz kleine, kaum bemerkbare, weßhalb er der vornehmste Fisch der Wiener Juden geworden ist, die keine Fische mit Schuppen essen dürfen und deßhalb auch auf den Huchen so „eingeschprengt" sind, daß sie seinen Preis sehr vertheuern.

Die kleinen trefflichen „Sterl" (eine kleine Störgattung), welche die Wiener Kellner dem Fremden oft so nachdrücklich empfehlen, kommen ebenfalls nur aus der ungarischen Donau. Sie „vermakeln" sich leicht mit ihren Schnäbeln in die Netze, und man fängt dann oft sehr viele auf ein Mal.

Meere keine Aale, wie mir ein großer Kenner dieser Stromgebiete versicherte.

Vom Fokasch werden wir noch weiter unten einige Bemerkungen beibringen.

Sehr merkwürdig war mir noch das, was einige Fischer mir von dem Einflusse des Wiener Stadtwassers sagten. Sie behaupteten, daß alles Wasser, welches aus den Straßen, Canälen und Schleusen der Stadt käme, so giftig, so pestartig sei, daß es die Fische oft in Massen im Donaucanale tödte. Bei plötzlichem heftigen Regen im Sommer, wo denn die ganze Stadt sich zuweilen auf ein Mal alles ihres Schmuzes und Giftes entlade, und wo das kothige Wasser plötzlich aus allen Schleusen in den Donauarm einströme, wäre dieß besonders bemerklich, und dann hätten sie oft den größten Schaden, indem zuweilen mehre tausend Centner Fische — die Fischer wiegen diese Thiere in Gedanken schon, selbst wenn sie noch im freien Elemente hausen — zum Canale hinaus gingen oder um's Leben kämen. Im Sommer 1833 sei die Donau äußerst niedrig gewesen, plötzlich aber habe ein heftiger Wolkenbruch das Wasser um 10 Fuß erhöht. Aus der Stadt seien Ströme schmuzigen Wassers, dicker wie Tinte, hervorgeflossen. Die Fische, die fast alle überaus reinliche Thiere seien, hätten wie Verzweifelnde, rasch an die Oberfläche kommend, die heftigsten Sprünge in die Luft gemacht und viele der gepeinigten seien schaarenweise an's Ufer gesprungen. Es wäre ein Jammer, so etwas anzusehen, um so mehr, da oft nur die barste Dummheit die Fische in's Verderben führe, denn sie könnten zuweilen das klarste Wasser ganz in der Nähe haben, aber so klug wären sie nicht, das aufzusuchen.

Das Wörtchen, welches mein Fischer über das häufige Kaufen des Wildprets hatte fallen lassen, und woraus ein ziemlich lebhafter Neid auf diesen Handelsartikel hervorblickte, brachte mich auf den Gedanken, daß, wenn ich mich einmal auf den Wiener Wildpretmarkt verfügen wollte, ich statt des eben betrachteten verfallenen Handelszweiges daselbst einen anderen sehr blühenden entdecken würde, und in der That fand ich, daß ich mich darin nicht getäuscht hatte, und gewann den Glauben, daß überhaupt Jeder seine Cigarre ebenso nützlich und angenehm in dem Laden eines der großen Wildprethändler als in den oft so menschenvollen und doch so geistesleeren Kaffeehäusern verdampfen lassen könnte. Die Meisten werden indeß doch aus einer gewissen Bequemlichkeit wahrscheinlich lieber wieder auf gewohntem Wege in ein Kaffeehaus gehen, um zu lesen, was ein Reisender über die Wildprethändler geschrieben hat, als diese selber sich anschauen.

Wenn man an den Reichthum Böhmens an genießbaren wilden Thieren denkt, wo selbst Fasanen in großen Ansiedlungen heimisch sind, an die zahlreichen Arten wilden Geflügels, die auf den ungarischen Seen leben, an die großartigen ungarischen Hirschjagden im Süden des Plattensees, die nirgends in Europa mehr ihres Gleichen finden, an die Gemsen, die in dem benachbarten Steiermark in größeren Heerden hausen als in irgend einem anderen Lande, und wenn man nun erwägt, wie Wien gerade in der Mitte aller dieser unerschöpflichen Wildpretschatzkammern liegt und aus ihnen allen hierher der vornehmste Tribut fließt, so wird man die Behauptung sehr

wahrscheinlich finden, daß Wien für diese Gattung von Waare den reichsten und besetztesten Markt von Europa darbieten möge. In der That ist kaum eine Gattung europäischen Wildprets zu nennen, die auf dem Wiener Markte nicht vorkäme; denn da die Connexionen der hiesigen Wildprethändler der Eigenthümlichkeit ihres Handels wegen sehr weit gehen, so beziehen sie, was dem reichen Oesterreich etwa noch fehlen sollte, aus dem Auslande, z. B. sogar zuweilen Elenthiere aus Polen und Haselhühner aus Rußland. Wie groß der Verbrauch in einigen Artikeln ist, zeigte sich kurz vor meiner Anwesenheit bei folgender Gelegenheit. Die Wiener Behörden hatten alles Geflügel, das vom Lande hereingebracht wurde, Hühner, Puter, Enten, mit einer Consumtionssteuer von sechs Kreuzern per Stück belegt, und die Zöllner hatten diese Abgabe auch von den kleinen wilden „Duck-“ und „Krickanteln“ erhoben, die vom Neusiedlersee und einigen anderen Donauniederungen eingebracht werden. Da diese kleinen Thierchen einen so enormen Zoll nicht zu tragen im Stande waren, so hörte der Handel damit sogleich auf. Hierdurch sahen sich die beeinträchtigten Wildprethändler veranlaßt, der Behörde eine Vorstellung zu machen, worin sie ihr die Größe des von ihnen dadurch erlittenen Schadens darthaten und nachwiesen, daß sie jährlich bisher eine halbe Million Stück von diesem Geflügel eingeführt hätten, von denen nun keines mehr komme, daß viele Menschen, die sich mit dem Fange der Duck- und Krickanteln abgegeben hätten, brotlos geworden seien, und daß man daher den Zoll auf die großen, fetten, zahmen Enten beschränken möge.

Man that dieß denn auch, besonders bewogen durch die Vorstellungen eines der größten und einflußreichsten Wiener Wildprethändler, den ich auch persönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte und bei dem ich nicht wenig Gelegenheit fand, mich über die Ausdehnung seiner Geschäftsverbindungen, über die Größe seines Handelsbetriebes und über die Manchfaltigkeit seiner Kenntnisse zu wundern. Den Jägern ein Stück wildes Fleisch abzukaufen und es den Köchen auf den Heerd zu liefern, scheint eine so einfache Sache, daß man im ersten Augenblicke nicht begreift, wie sie zu einer bedeutenden Stellung im Staate verhelfen könne. Es ist mit der Verkettung unserer bürgerlichen Geschäfte — selbst die kleinsten sind Glieder in dieser Verkettung — ebenso wie mit der Verbindung der Wissenschaften unter einander, und man kann nicht eines auf eine einigermaßen großartige Weise betreiben, ohne zugleich einen Einfluß auf viele andere zu erlangen und mit ihnen sich einigermaßen vertraut zu machen. Ja etwas Anderes wäre es, wenn der Hirsch blos Fleisch hätte. Dann ginge er blos den Koch etwas an. Nun ragt er aber mit seinem Geweihe in das Gebiet der Drechsler, die dasselbe dem Wildprethändler abkaufen, sein Fell fällt den Gerbern anheim. Die Vögel liefern ein manchfaltiges Gefieder, das verschiedenen Gewerben nutzt. Der Naturforscher findet stets bei'm Wildprethändler einige Curiositäten zu beschauen und weiß ihm für manche Gefälligkeit Dank. Die Vornehmen und Großen geben ihm viele gute Worte, um den Ertrag ihrer Jagden zu vergrößern oder für ihre Küche

eine besonders gute Lieferung von ihnen zu erlangen. Ja bis zum kaiserlichen Hofe gehen seine Connexionen hinauf, denn man weiß, daß man bei besonderen Gelegenheiten sich auf ihn verlassen kann und daß man z. B., wenn der russische Thronfolger in Wien zum Besuche ist, mit Bestimmtheit erwarten darf, einen polnischen Elensbraten und russische Haselhühner zu Ehren dieses seltenen Gastes auf der Tafel erscheinen zu sehen, die der Wildpretsspeculant von Brody und Krakau aus frisch und zur rechten Zeit ankommen läßt.

Da ich mir diese Dinge schon vorher alle so einigermaßen überlegt hatte, so war ich daher nicht im Geringsten erstaunt, bei näherer Bekanntschaft in meinem wildprethandelnden Herrn N. N. einen trefflichen, aufgeklärten, tüchtigen Mann zu finden, der von der Naturgeschichte gar Manches verstand, auch in der Anatomie und Geologie nicht unbewandert, von aller Art Jägerei und Jagdbetrieb genau unterrichtet war und die interessantesten Detailkenntnisse von dem Leben und Wesen der Thiere besaß, der Buffon's und Cuvier's Werke studirt hatte und der namentlich über Buffon's Uebertreibungen, Ausschmückungen und widernatürliche Behauptungen eine strenge Kritik übte, — der dabei auch vom Grafen X. und Fürsten Y. als von seinen guten Bekannten sprach und mir erzählte, daß die Regierung vor einiger Zeit die Absicht gehabt habe, die Verfassung des Wildprethändler-Mittels, — „Mittel" nennt man diese Corporation — zu verändern, daß dieses aber durch seinen Einfluß hintertrieben worden sei. Ebenso wenig wunderte ich mich darüber, daß ich

in seinen mit Geweihen aller Art und mit in Gyps ausgearbeiteten Köpfen von allerlei Thieren neben verschiedenen anderen Menschen auch einen Maler beschäftigt sah, der mir versicherte, daß er hier immer Arbeit finde.

Während meiner Anwesenheit kam noch ein Professor der Naturgeschichte hinzu und sagte: „Lieber Herr N. N., ich wollte nur eben a Biß'l hereinriechen und fragen, ob Sie auch etwas Neues für mich hätten." — Auch ein Cavalier kam und sagte; „Lieber Herr N. N., ich wollte nur einen Augenblick hereinriechen und Sie auf morgen zu einer Jagdpartie einladen." — Die Wildpretleute haben den eigenthümlichen Geruch des Wildes so gern, wie die Schiffer den des Tauwerkes und Theeres, und brauchen das Wort „hereinriechen" daher als einen Kunstausdruck für „Visite machen." Ich roch später auch noch oft bei Herrn N. N. vor und fand immer interessante Leute. Was mit dem Wilde, überhaupt was mit der Natur zu schaffen hat, ist beinahe Alles interessant.

So fand ich hier einmal einen steierischen Gemsjäger, der mir einen sehr merkwürdigen Vorfall erzählte, den er auf einer Gemsjagd erlebt hatte. Als er bemerkte, daß ich mir hier und da kleine Notizen machte, sagte er: „Na schreiben's glei aufi. I ka Ihne was erzähle von der Klugheit der Gamsen, was noch Niemand hat g'schaut." Die Sache war diese. Im vorigen Jahre hatte er eine trächtige „Geis" (Gemsmutter) entdeckt. Er schlich ihr 8 Tage lang nach, um zu sehen, wo sie ihre Jungen hinlegen möchte, denn auf diese, „die Kitzen," hatte er es abgesehen. Zuweilen zog er seine Schuhe

aus und kletterte ihnen wie eine Katze auf bloßen Füßen nach, ja einmal, wo er an einer steilen Wand hinaufklimmen mußte, schnitt er sich alle seine Knöpfe vom Leibe und legte sie vorsichtig bei Seite, damit sie bei'm Hinaufsteigen nicht etwa unversehens „a Biß'l anen Klatsch“ machen möchten. Endlich waren eines Tages wirklich zwei kleine Gemskitzen zur Welt gekommen, und er entdeckte sie früh Morgens an einer hohen Felsenwand in einer Nische oder in einem „Kästl“, wie die Jäger sagen. Die kleinen Kitzen spielten fröhlich um die Mutter herum, und diese blickte zu Zeiten aufmerksam thalwärts, um zu sehen, ob nicht etwas Feindliches nahe. Um nicht von ihr entdeckt zu werden, machte mein Jäger einen großen Umweg von einer Stunde und gelangte so in die Nähe des einzigen Einganges, der zum Kästl führte. Gerade vor der Nische ging es senkrecht steil in unergründliche Tiefe hinab. Im Hintergrunde war ebenfalls schroffe Felswand. Nur dem bequemen Zugange gegenüber hatten die Felsen einige Absätze und Brüche, die indeß nur von der alten Mama zur Flucht allenfalls hätten benutzt werden können, den Kitzen aber zu hoch waren. Der Jäger frohlockte also, als er diese Lage der Verhältnisse betrachtete, und drang gegen die Thiere, die ihm nicht entgehen zu können schienen, vor. Als die Alte ihn entdeckte und ihrerseits ebenfalls die verzweifelte und zur Flucht ungünstige Gestaltung der Felsen mit einem Blick ermaß, sprang sie mit dem Muthe, den Mutterliebe selbst dem schüchternsten Wesen giebt, auf den feindseligen Menschen los. Solche Angriffe der Gemsen sind weniger durch die Kraft der

Stöße, deren Nachdruck nicht groß ist, gefährlich, als dadurch, daß die Gemsen mit ihren wie Fischangeln gekrümmten Hornspitzen irgendwo die Beine des Jägers zu fassen suchen und dann, rückwärts drängend, ihm dieselben unterweg ziehen. Es ereignet sich dabei zuweilen, daß die Gemsen sich mit ihren Hörnern in die Kleider der Jäger „vermackeln“ und dann wohl mit ihnen in den Abgrund stürzen. Unser Mann war nicht in der Verfassung, auf die ihn angreifende Gems zu schießen, da er beide Hände brauchte, um sich auf seinen Standpuncte festzuhalten und auf dem schmalen Gange weiter zu kommen. Er erwehrte sich daher mit den Füßen des Angriffs so gut, als er konnte, und kam näher. Die Angst der Gemsmutter steigerte sich. Sie stürzte zu ihren Kleinen in der Felsnische zurück, rannte schreiend um sie herum, um sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, und sprang dann, indem sie ihre Kräfte zusammennahm, auf einen jener oben erwähnten Absätze hinauf, von wo der zweite, aber schwierigere Ausgang von der Grotte zu gewinnen war. Von diesem Absatz aus mäckerte sie nun zu den Kleinen hinab, als wolle sie dieselben zu sich heranrufen und sie zum Zusammennehmen aller ihrer Kräfte ermuntern. Vergebens mühten sich die kleinen Kitzen mit Sprüngen ab und stießen sich die Köpfe an den Felsen wund, die ihnen zu hoch waren, und vergebens machte ihnen die Mutter mit eleganten sicheren Sätzen das Experiment mehre Male vor. Es war dieß Alles das Werk weniger Augenblicke, während derer auch der Jäger wieder einige Schritte näher gekommen war. Soeben wollte er den letzten thun,

um in die Grotte selber zu gelangen, als sein erstauntes Auge folgendes Tableau erblickte, von dem er mir eben als von einem Wunderdinge erzählen wollte. Die alte Gems hatte sich, mit den Hinterfüßen auf dem Boden bleibend, mit den vorderen aber weit und hoch ausgreifend und die Felswand berührend, wie eine Brücke ausgestreckt, um so ihren Jungen einen neuen Absatz zu gewähren. Diese hatten die Absicht der Mutter gleich verstanden, saßen ihr rasch wie Katzen auf dem Rücken und erreichten von hier aus nun leichter den rettenden Felsenvorsprung. Leider dauerte dieß Gemälde nur so lange, als der Jäger nöthig hatte, um seinen letzten Schritt zu thun. Er that ihn, sprang hinein, haschte nach den Kitzen, in deren Besitz er sich schon so sicher glaubte, aber verschwunden war Alles wie der Wind, und ein paar Schüsse, die er den Fliehenden nachsandte, machten durch ihr Echo allen umherliegenden Felsenwänden kund, daß er sie verfehlt habe.

Die Gemsen sind jetzt in den steirischen Alpen noch häufiger als in Tirol, und hier häufiger als in der Schweiz. Die Steinböcke dagegen kommen nur noch an dem entgegengesetzten westlichen Ende der Alpenkette vor. Sie sind aus dem ganzen östlichen und mittleren Theile derselben vertrieben, und nur die höchsten und am seltensten besuchten Gipfel der savoyischen Gebirge gewähren ihnen in diesem Augenblicke noch denjenigen Grad von Wildheit und Felsenwüstenei, der ihnen zusagt. Sie stehen jetzt in Savoyen unter dem Schutze eines gegen Menschen sehr strengen Gesetzes, das jeden Unbefugten,

der einen Steinbock tödtet, zum Tode verdammt. Nichtsdestoweniger können die Leute dort doch zuweilen nicht der Versuchung widerstehen, jenem gehörnten Könige der Monte-Rosa'schen, Grajischen und Julischen Fels- und Eisregionen nach dem Leben zu trachten, und es soll noch in diesem Augenblicke mehre solcher kühner zum Tode verurtheilter und zu 20jähriger Zuchthausstrafe begnadigter Jäger in den Gefängnissen Savoyens geben. Vor zwei Jahren noch passirten durch Wien zwei lebendige Steinböcke, die der Beherrscher von Savoyen dem Kaiser von Rußland zum Geschenke machte. Dieß waren nach dem in neuerer Zeit erfolgten Aussterben der in Salzburg gehegten Steinböcke die letzten, welche den österreichischen Boden lebendig betraten. Todte mögen zu Zeiten noch nach Wien kommen. Wenigstens hörte ich, daß ein Wiener Wildprethändler vor einiger Zeit einen hohen Preis auf einen solchen ausgesetzt und daß in Folge dessen ein Savoyer einen alten Steinbock geschossen und eingeliefert habe. Der Mann wurde hinterher als der Thäter entdeckt und von den königlichen Jägern verfolgt, entzog sich ihnen aber, nach der Schweiz über die Gletscher entfliehend, auf denen ihm die Stege besser bekannt waren als den Jägern.

Ich komme auf meinen Freund N. N. zurück. Er sagte mir, es kämen ihm die seltensten Dinge zu Gesichte, da seine Bekannten in Ungarn und Böhmen ihm oft Thiere zuschickten, die selbst nicht immer in unmittelbarster Beziehung zu seinem Geschäfte ständen, und es wäre wohl kaum eine Thierspecies je durch einen österreichischen Wald

spaziert, die nicht auch einmal wenigstens in einigen Exemplaren durch seinen Laden spaziert sei. Er führte mich in seinen Eiskeller, wo ich in der That viele der verschiedensten Wesen auf dem Eise liegen sah. Er hatte diesen Keller mit ungarischen „Daken" (Matten) ausgeschlagen und ebenso das Eis selbst mit Daken belegt. Er sagte, es sei bei den Eiskellerbesitzern noch nicht gehörig bekannt, daß man so mittels der Matten das Eis weit länger erhalten könne, als wenn man es der unmittelbaren Berührung mit den Wänden und der Luft aussetze, und daß man daher auf diese Weise eine viel geringere Quantität nöthig habe. Auch hatte er eine Sammlung höchst interessanter Hirschgeweihe und besaß in Gypsabgüssen die Köpfe und Klauen mehrer seltener Thiere, z. B. eines ausgezeichnet großen Elens. Von letzterem hatte er schon mehre nachgemachte Abgüsse an österreichische Cavaliere abgegeben, die ihre Schlösser damit verzieren wollten, was in Livland und Polen, wo diese Thiere zu Hause sind, Niemandem einfällt. — Man sieht aus dem Allen, daß die Wiener Wildprethändler den Betrieb ihres Geschäfts auf eine sehr hohe Stufe der Ausbildung gebracht haben. Es wäre nur zu wünschen, daß die Cultivirten und Gelehrten ihrerseits sich zuweilen noch etwas mehr die Kenntnisse und speciellen Details, welche jene Menschen der Natur abgelauscht haben, zu Nutzen machen möchten!

Die Tabacktrafikanten.

Ich betrachtete die große Kaiserstadt Wien zu Zeiten von der Höhe des Leopolds-Berges aus. Sie kam mir dann nicht viel größer als ein großer Ameisenhaufen vor, in dessen Mitte eine hohe Stange, der Stephansthurm, aufgesteckt war. Von der Höhe des Schneeberges aus sieht sie zuletzt gar nur wie ein winziger Punct aus, wie ein von Infusorien wimmelnder Wassertropfen, der am Stephansthurme herabträufelte und mit seinem ganzen Lebensinhalte nun auf dem Boden liegt. Was sich in diesem Wassertropfen dem unbewaffneten Auge zeigt, ist schon häufig in Augenschein genommen und beschrieben worden, aber die Infusorien, die das Mikroskop nur entdeckt, ließ man gewöhnlich zur Seite liegen, obgleich sie oft ebenso interessant und noch interessanter sind. Erst in neuerer Zeit fangen die Reisenden und Naturforscher an, auch mehr mit dem Mikroskope zu arbeiten, und wie daher jetzt in den Werken der Gelehrten neuerer Zeit die Insecten, die Mollusken, die Infusorien und andere solche früher weniger betrachtete Thiere besonderer Aufmerksam-

keit gewürdigt werden, so füllen nun auch die Reisebeschreiber ihre Bücher mit Darstellungen des Lebens der unbedeutendsten und niedersten Volksklassen, mit Beschreibungen der Pariser Bettler, der Lumpensammler, der Straßenbuben und anderer menschlicher oder politischer Infusorien an, während sonst nur die Löwen und Tiger, die Vierfüßer, Vögel und Wiederkäuer, die Höfe, der Adel, die Gesellschaft und die hochberühmtesten Merkwürdigkeiten besprochen wurden.

Ich war schon früher einmal in Wien. Da besah ich mir alle die prachtvollen Sammlungen dieser Stadt der Reihe nach, vor Allem die kaiserliche Bibliothek, das Belvedere und das Ambraser Cabinet. Da sah ich die kaiserlichen Stallungen, das Innere des Schlosses, der Schloßkapelle und erblickte die Majestät selber, inmitten der italienischen, deutschen und ungarischen Nobelgarde im Innersten ihres Palastes vorüberziehend. Dießmal fühlte ich mich diesen Dingen nicht gewachsen, achtete mehr auf Kleinigkeiten und ging unbetretene Fuß- und Nebensteige, nicht weil ich die Paläste und großen Heerstraßen verachten wollte, nein, Paläste wie Hütten sind beide in ihrer Art lehrreich! Aber die letzteren zogen mich als das Unbekanntere dießmal mehr an.

Man braucht in dem Wiener Ameisenhaufen auch gar nicht lange nach solchen Dingen zu suchen. Mich führte gleich am ersten Abend meines Dortseins das Verlangen nach einer Cigarre in eine mir unbekannte Region des Wiener Lebens, in einen kaiserlich königlichen Tabackverschleißladen oder, wie es gewöhnlich heißt, „Tabacks-Trafik.“ Obgleich diese Läden überall an allen Stra-

sen liegen, so fällt es doch nur selten einmal Einem ein, länger darin zu verweilen, als nöthig ist, um seine Cigarren- oder Schnupftabackdose zu füllen. Ich that mehr, bezahlte meine Cigarren und rauchte sie mit Erlaubniß der gefälligen Verschleißerin im Laden selbst. Es war dieß eine alte originelle Frau, von der Nestroy oder Raimund ohne Weiteres, wie sie stand und ging, für ihre Local-Dramas eine Copie hätten nehmen können. Ihre Bude war so bunt wie das Zimmer eines Alchymisten ausstaffirt. Zuerst zeigten sich die verschiedenen Arten der getrockneten Blätter, die den Gegenstand des österreichischen Tabackmonopols ausmachen, in verschiedenen Päckchen bis zu den ganz kleinen herab, welche sich die Soldaten am Sonntage für einen Kreuzer kaufen, um ihre Feiertagspfeife daraus zu stopfen, — „Knaster" (der beste zu 12 Gulden das Pfund), — dann „Kaisertaback" („Kruhl" heißen sie ihn in Böhmen, was von dem tschechischen Worte „Kurul," so viel als „König," herkommt), — der „Sonne und Mond" („er ist auf Türkisch g'schnitten, Ew. Gnod'n"), — der „schwarze Dreikönig," der „rothe Dreikönig" und endlich die gemeinste Sorte, „der Limmito-Taback" („so heißen sie ihn im Schreibstyle, Ew. Gnod'n, sonst nennen wir ihn gewöhnlich den „Lausewenzel"). Die Regierung kauft davon den ganzen Centner roher Blätter zu 1 Gulden 12 Kreuzer. Die Leute, welche ihn kaufen, verlangen ihn immer nur unter dem Namen „Ordinär, zwei Päckel Ordinär, zuweilen auch 20 Päckel Ordinär" für eine ganze Schustergesellenherberge. Viele hungrige Nasen kamen und füllten sich

ihre Dosen mit einem Loth „Tiroler," oder „Gallizier" oder mit einem halben Loth „Nonpareille." Die ausländischen Rappés kann man nur gegen besondere „Bezugsbolleten" (Bezugsbillete) bekommen. Seit einiger Zeit hat nämlich die österreichische Regierung insoweit von ihrem Tabackmonopole nachgelassen, daß sie hier und da Einzelnen, die dazu mit einer besonderen Bittschrift einkommen müssen, die Erlaubniß giebt, eine gewisse Quantität ausländischer Tabacke und Cigarren einzuführen. Seit 3 Jahren hat auch ein Wiener Handelshaus die Begünstigung erhalten, gegen einen solchen hohen Zoll mit ausländischen Cigarren handeln zu dürfen. Einige meinen, daß dieß der Anfang dazu sei, allmälig das ganze Tabackmonopol zu untergraben, Andere aber, daß blos dem doch sonst nie ganz zu unterdrückenden Schmuggelhandel mit ausländischen Cigarren dadurch entgegengearbeitet werden sollte. Sonst wurden mit dem Verschleiß des kaiserlichen Tabacks in der Regel nur ausgediente Militärs begnadigt. Auch jetzt geschieht dieß noch zu Zeiten. Doch wird er jetzt in der Regel auf dem Wege der Licitation dem Meistbietenden überlassen. Die Regierung bestimmt den Preis, zu dem diese Leute die Waare dem Publicum verkaufen müssen, und rechnet ihnen etwas weniger dafür an, welches Minus dann ihren Profit ausmacht. Das Feld der Speculation ist aber doch trotz dieser scheinbar engen Gränzen groß genug. Die speculativen Trafikanten finden sich auf sehr verschiedene Weise mit den Regierungsbeamten, die ihnen den Taback überliefern ab und wissen sich, obgleich sie nicht unter und nicht über den Preis hinaus gehen dürfen, und auch

ihre Waare durchweg von derselben schlechten Qualität ist, doch ihr Publicum durch andere Künste zu locken und auf Kosten der weniger industriösen zu erweitern.

Mit dem Tabacktrafik verbinden sich dann auch immer noch andere kleine Geschäfte sehr gewöhnlich, z. B. der Verkauf der Lotto-Nummern. Hierbei ist immer die große Schwierigkeit der Wahl der glücklichen Zahlen. Meistens haben sie, um die Leute aus der Verlegenheit zu ziehen, ein Bret im Laden, auf welchem gewisse Ziffern verzeichnet sind, deren Zusammensetzung glücklich sein soll. Sie nennen dieß eine „Gabala." Meine Taback-Verschleißerin hatte z. B. auf ihrem Brete die Gabala:

$$\frac{5}{1} \quad 0 \quad \frac{7}{4}$$

Daraus setzte sich einer ihrer gewinnlustigen Kunden die 5 Zahlen 15, 51, 17, 71 und 14 zusammen. Andere, die der Gabala nicht trauen, greifen in einen Loose-Topf, der zu diesem Behufe im Laden immer bereit steht, und ziehen sich ihre Nummern. Viele aber, die ihre Glückszahlen ohne Zweifel im Traume gesehen haben, kommen hastig hereingestürzt und lesen sie von einem mitgebrachten Zettel ab.

Ein junges Mädchen, das hereintrat, hatte sich eine Nummer in den Sinn genommen, die es dann als günstig betrachten wollte, wenn ihm heute auf dem Prater ein gewisser Jemand begegnen würde. Sie hatte einen Zettel in der Hand, den sie zu einem „walschen Herrn" bringen sollte. Sie gab ihn mir zu lesen, und es stand darauf: „Dem k. k. Ratten-vertreiber — Iuzzi wird hiermit aufgegeben, das reißend überhand nehmende Ungeziefer im k. k. Bankgebäude so-

fort zu vertilgen.“ — „Der — luzzi war sonst ein Fabrikant,“ sagte sie, „er hat aber Krida g'macht, und nun hat er alle öffentlichen Gebäude, um sie vom Ungeziefer rein zu halten. Er steht sich dabei sehr gut, denn er allein darf das Gift besitzen, um die Ratten zu vertreiben.“ — „B'hüt di Gott, schönes Madel! b'hüt di Gott, schönes Madel!“ schrie auf einmal, indem sie so sprach, Jemand dazwischen. Ich schaute auf, es war ein Staar, den meine alte Traffikantin in der Ecke ihrer Bude fütterte. „Das ist mein Starel,“ sagte sie, „Sie, das ist a Vogel. Jetzt ist er nur a Bißl still, weil es schlecht Wetter ist, aber bei'm Sonnenschein, da plauscht er den ganzen Tag. — Pussi, Pussi *), mein Peppi!“ (Küßchen, Küßchen, mein Peppi!) Dreimal hab' ich ihm die Zunge lösen lassen. Sonst fütterte ich ihn mit gehackten Rinderherzen. Aber ich hatte ein faules Dienstmadel, die nicht Lust hatte, das Fleisch jedesmal frisch zu hacken. Sie gab ihm faules Futter. Da war's g'fehlt, und mein Peppi wurde krank. Jetzt gebe ich ihm nun nichts als Ameiseneier. Pussi, Pussi, mein Peppi! I lehr ihm jetzt auch noch anen andern Schnack: „Trum, trum! der Kaiser kummt!“ Bald kann er's schon. Peppi: Trum, trum! der Kaiser kummt.“ — Wüßte man nur, welche Redensarten in allen Ländern die Staare und Papageien lernen, es würde dieß ein Beitrag mehr zu ihrer Kenntniß sein.

---

*) „Pussi“ oder „Busserl“ heißt im Oesterreichischen ein Kuß, sonderbarer Weise beinahe buchstäblich so wie im Arabischen.

Wiener Moden.

Der erste Mai ist bekanntlich der Tag, wo die Frühlingssaison in Wien mit der großen Promenade im Prater eröffnet wird. Bis zu diesem Tage haben sich alle Wiener Schönen mit ihrer Sommertoilette bereits versehen, und es ist die Epoche, wo sich die Wiener Sommermoden ziemlich unwandelbar festgestellt haben. Wie streng dieß zu nehmen sei, erfuhr ich einmal bei einem Wiener Strohhutfabrikanten, der mich in die Details der Mysterien seines Geschäfts einweihte. Er sagte mir, er beschäftige zwanzig Mädchen in seiner Fabrik, die den Strohgeflechten der Venetianer, Florentiner und Schweizer diejenige Façon gäben, welche den Wienerinnen wohlgefiele. Er könne sie indeß nur im Winter und Frühlinge beschäftigen. Vom Januar an läßt er sie arbeiten, weil schon im Februar hier und da Strohhüte verlangt werden. Zuerst wird nun noch die Façon des vorigen Jahres gemacht. Einige Damen wünschen indeß ihre Hüte hier und da ein wenig geändert und lassen es auf die Gefahr hin thun, daß die Variation, die sie sich ausdachten, nicht allgemein angenommen werde. Bis zum

ersten Mai steigern sich dann die Nachfragen nach Strohhüten immer mehr. Die Einfälle der Damen sind sehr verschieden, und die Moden schwanken hin und her, bis endlich von einigen Façons der Verkäufer sagen kann: „diese Art geht sehr stark,“ „auch diese Façon wird sehr viel verlangt.“ Das sind denn, so zu sagen, die Candidaten, welche auf der Liste stehen und über die der große Wahl- und Gerichtstag der Praterpromenade entscheidet. Nach diesem steht dann Alles über Form und Größe des Hutschutzes, der Krämpe, der Blumen und der Bänder unwandelbar fest, und es werden nun vom Mai bis Juli von der beliebten und herrschenden Façon unzählige Exemplare verfertigt. Anfangs Juli hört die Arbeit auf, weil nun der Vorrath für die immer geringer werdenden Anfragen ausreicht. Was im Reste des Jahres nicht in Wien abgesetzt wird, das wird im Februar und März des folgenden Jahres an die Juden aus Lemberg verkauft, die ganze große Quantitäten alter Wiener Modeartikel mit nach Lemberg und Polen nehmen. In der ganzen österreichischen Monarchie herrschen und gebieten die Wiener Moden. In Pesth und Ofen sind sie jetzt zur selben Zeit wie in Wien, in Lemberg, wie wir sahen, ein Jahr später. Es giebt aber auch Gegenden der Monarchie, wo selbst unter den fashionablen Leuten die Wiener Moden erst nach zwei Jahren durchdringen.

Mein Fabrikant klagte sehr. Sonst sei er der einzige Strohhutverfertiger in seinem Stadtquartiere gewesen, jetzt seien aber noch fünf andere da. Auch würden die Moden immer complicirter und daher die Arbeiten schwieriger. So

sei z. B. sonst der hintere Theil des Hutes, der sogenannte Hutkasten, nie mit in den Strudel der Modelaunen gezogen worden, vielmehr habe seine Façon ein für alle Mal felsenfest gestanden; man habe daher einen großen Vorrath solcher Hutkasten im Herbste und Winter anfertigen lassen können und im Frühlinge nur den Rand oder die Krämpe anzusetzen gebraucht. In neuerer Zeit sei aber auch er wandelbar geworden, bäume sich bald in die Höhe, bald drücke er sich hinab, bald ziehe er sich zusammen, bald rage er lang hinten hinaus. Die Herbstarbeit müsse daher wegfallen, und man müsse nun den Launen der Mode von ihren ersten Regungen im Februar an auf Schritt und Tritt folgen. Mitunter sei dieß recht schwierig, denn wenn auch in der Regel freilich das einmal Gekrümmte sich nur allmählig wieder strecke, und das einmal Niedergedrückte nur im Laufe der Jahre sich wieder emporrichte, so würden doch auch zuweilen wunderliche Sätze und Sprünge gemacht, und aus Kurz entstände mitunter auf einmal Lang, aus Gerade plötzlich Krumm, und das Hohe würde zuweilen augenblicklich niedrig. Ich fragte ihn, ob er nicht glaube, daß die Menschheit doch endlich einmal zu einem Ideal von Strohhut kommen und bei diesem dann stehen bleiben würde. „Nein," sagte er, „dieß glaube ich nicht; es scheint mir vielmehr in der Geschichte des Strohhutes durchaus keine allmählige Annäherung an irgend ein Höchstes nachweisbar; vielmehr wie es in den Köpfen der Menschen selbst hin- und herwogt, und sie weder zu dem besten Staate, noch zu der Feststellung des höchsten Gutes gelangt sind, so wogt es auch über ihren Häuptern in ihren

Saiten stets wandelbar hin und her, und her und hin, und es wird hier noch bis an's Ende der Welt beständig Variationen über ein gewisses Thema geben, ohne daß dieses gewisse Thema selbst in einigen klaren, bestimmten Accorden festgestellt würde.“

Sommernachtsträume und Blumenfeste.

In der Wirthschaft Sanssouci bei Mödling findet man auf einer Wiese neun Zelte aus rothen und weißen, geschmackvoll drapirten Tüchern errichtet. Jedes dieser Zelte ist einer der neun Musen gewidmet, deren Namen, auf flatternde Fahnen gestickt, darüber hinwehen: Kalliope — Klio — Euterpe u. s. w. In der Mitte steht ein zehntes Zelt, in welchem irgend ein Wiener Musikbandenanführer, wie ein Apollo bewundert, den Musen Straußische Tänze vorspielt. Diese Musen selbst sind junge Mädchen und alte Frauen, von Herren und Kindern begleitet, die in den nomadisch-lustigen Musentempeln Kaffee trinken.

Auf diese poetische Weise Kaffee einzunehmen, ist recht in dem Geschmacke der Wiener, deren orientalische Phantasie immer das Erhabenste mit dem Alltäglichsten mischt, und die gern für die unbedeutendsten Dinge die hochtrabendsten Aufschriften wählen. Bei dem Wiener Humor weiß man immer nicht recht, wie man daran ist, ob er das Gemeine mit einem poetischeren Farbenglanze umgeben, oder ob er das Erhabene und Hohe, der Prosa des Lebens gegenüber, ungläubig persifliren will. Die Mai-

mund'schen Stücke: „der Diamant des Geisterkönigs," „das Mädchen aus der Feenwelt" u. s. w. sind in dieser Hinsicht sehr interessante Gegenstände des Studiums, die über die Lebens- und Denkweise der Wiener viel Aufschluß geben können.

Die Musen, Apollo, der Tod, der Teufel, Oberon, ja alle Götter und Geister spielen in diesen Stücken eine ebenso bedeutende Rolle, wie der Tanzmeister Pauxrl, die Wiener Tandler, Kellnerinnen und Schneidergesellen, mit welchen prosaischen und alltäglichen Gestalten die Sibyllen, Furien und alle Mächte der Ober- und Unterwelt wie mit Bekannten und ihres Gleichen umgehen. Man möchte sich zuweilen mit Verachtung abwenden von diesem abscheulichen Gemisch des Heiligsten mit dem Gemeinsten. Und doch ist, wenigstens in den Raimund'schen Stücken dieser Art, so viel tiefe Wahrheit, so viel philosophischer Humor, daß man wieder den Geist bewundern muß, der selbst die geringfügigsten Ereignisse mit dem Walten der Schicksalsmächte in Verbindung setzte, und der hundert Mal den einen Schritt, den es, dem französischen Sprüchworte gemäß, vom Sublimen zum Lächerlichen giebt, machte, ohne dabei zu straucheln, — indem er, wie eben die Wiener es wollen, sublim und komisch, Philosoph und Narr zu gleicher Zeit war. Die Wiener sind wie die hohen Potentaten. Sie wollen, daß ihnen die Weisheit nur in der Narrenkleidung erscheine. Aber sie sind auch nachdenklich genug, um die Schicksalsmächte zu ahnen, die überall, selbst in den unbedeutendsten Ereignissen und Angelegenheiten des Lebens, die Hand mit im Spiele haben. Daher wollen sie ihren

Kaffee in Musentempeln trinken und den bitteren Trank der Wahrheit mit dem Confect der Heiterkeit zugleich verschlingen. Daher alle die sonderbaren Figuren von Raimund'scher Erfindung, die Sibyllen als alte Mamsellen, — die Genien als Kegelbuben, — die Zauberer und Magier aus Warasdin und Donaueschingen, die in schwäbischem und ungarischem Deutsch unermüdlich läppische Witze und scherzhafte Weisheit hervorbringen. Daher die Briefboten des Geisterreichs, — die Kammerdiener des Hasses, — die Leibhusaren des Todes, — die Furien als Tonkünstler — und die mächtigen Feen der Widerwärtigkeit und des Unglücks aus der Militärgränze.

Die Titel der Raimund'schen Stücke und der in ihnen herrschende Styl sind fast alle bei uns bekannt geworden, weniger aber der ebenso eigenthümlich damit verwandte Styl, der in den Ankündigungen zu finden ist, mit denen die Wiener Wirthe und Concertmeister das Publicum zu ihren zauberischen Volksfesten locken. Auch ich hatte früher den mit solchen Publicationen aller Art beklebten Thoren und Straßenecken wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Aber eines Abends spät, um 11 Uhr, zu welcher Zeit in Wien schon Alles mäuschenstill ist, fand ich einen Menschen in der Straße, der unter der Last einer ungeheueren Masse von bedruckten Papierbogen keuchte und damit beschäftigt war, die alten Publicationen des verflossenen Tages abzureißen und neue anzukleben. Ich bat ihn, mich einige von seinen Zetteln sehen zu lassen, und er warf mir einen ganzen Ballast von der gewünschten Lectüre zu. Herr Lanner ließ für morgen ein „großes Gartenfest mit außerordent-

licher Decorirung und Beleuchtung" unter der Bezeichnung: „Ein Sommernachtstraum" ankündigen. Herr Strauß hatte für ein anderes Fest, welches er im Sperle veranstalten wollte, einen noch reizenderen Titel erfunden. Er nannte es, wie ich bei'm Schimmer der Laternen las: „Phantasie und Harmonie im Rosengewande der Freude, ein ländliches Blumenfest mit Ball." Auf einem dritten Zettel kündigte der berühmte Daum eine große „Festsoiree nebst Conversation in seinem Elysium" an. „Es werden dabei," hieß es, „sich vier charakteristische Musiken in den verschiedenen Localitäten produciren. Ferner werden die mit vielem Beifall aufgenommenen, für diese Saison neu arrangirten originellen Darstellungen, wie folgt, stattfinden."

„In Asien (einer Partie des Gartens)"

„zeigt sich durch drei Salons eine brillante orientalische Illumination, eine Palmenallee zur Promenade, geschmückt mit den neuerfundenen transparenten Irisblumenguirlanden, und am Schlusse ein imposanter Hauptprospect, Asien allegorisch darstellend, an dessen Ende verborgen die Instrumentalmusik ertönt."

„Im eleganten Europa (einer anderen Partie des Gartens)"

„ist ein römischer Triumphbogen errichtet, der sich im passenden Momente in eine amphitheatralische Kämpferloge verwandelt, worin die olympischen Spiele in charakteristischen Kostümen producirt werden."

„In Amerika (einem Grasplatze)"

„findet die so beliebte Eisenbahnfahrt nach Australien, ge-

leitet von den geschmackvoll gekleideten Herren und Damen Apollo, Pluto, Diana und Minerva, statt."

„In Afrika (einer anderen Localität des Elysiums)"

„wird, nebst den beliebtesten Darstellungen auf der Schautribune, Herr Stärsch, Escamoteur aus Berlin, mehre neue interessante Productionen zu zeigen die Ehre haben. In dem festlich decorirten Harem findet ein afrikanisches Sommerfest statt."

„Als Souvenir für diese Conversation erhält jede Dame auf eine festliche Weise zwei Abbildungen aus dem Elysium, sammt einer Erklärung."

„Zur größeren Annehmlichkeit der geehrten Besucher wird sich die atmosphärische Luft mit dem neu erfundenen Schönbrunner Blumenflor-Parfum vermengen und überall verbreiten."

Ich glaube, daß selbst in Indien nicht solche Volksfeste auf eine pompösere Weise erdacht und angekündigt werden könnten. Ich habe mir später noch viele solcher Wiener Festtitel angemerkt, z. B.: „Eine Nacht im Paradiese," „der Tanz der Elfen," u. s. w. Der eine übertrifft immer den anderen an brillant erfundenen Anspielungen. Ein Hauptlockungsmittel für die Wiener ist bei allen diesen Festen Tanz und gute Musik, und die Festgeber sorgen dafür, daß die Musik wo möglich von einem der beliebten Componisten, Lanner, Strauß oder Fahrbach, eigens für den Abend neu componirt sei. Auch diese neue Musik wird den Leuten unter ausgesucht pikanten Titeln angepriesen. Ein neu componirter Walzer von Strauß z. B.

bekam den Namen: „der elektrische Funken,“ ein anderer hieß „die Abendsterne,“ ein dritter „die Freudenthränen,“ ein vierter „St. Jean d'Acre“, ein fünfter „Rokoko.“ „Musikalische Soireen,“ „musikalische Ständchen“ und „Tongemälde“ aller Art sind fast mit jedem dieser Feste verbunden, und wie weit die Wiener Componisten mit ihrer Tonmalerei gehen, mag nur folgende Specificirung eines solchen Gemäldes andeuten, welches man gerade damals, wo der erzherzogliche Eroberer von Saida in Wien der Held des Tages war, überall zu sehen und zu hören bekam.

„Bestürmung von Saida (neues Tongemälde).“

„Erste Abtheilung. Ankunft der englischen Flotte.“
„Zweite Abtheilung. Ankunft der österreichischen Flotte.“
„Dritte Abtheilung. Charakteristik der Verbündeten und des Feindes.“
„Vierte Abtheilung. Aufforderung zur Uebergabe, — verneinende Antwort, — Ausschiffung, — Angriff, — Kanonade, — Bombardement, — Brand und Sturm.“
„Fünfte Abtheilung. Freudige Bewegung unter den Siegern und Dankgebet.“
„Sechste Abtheilung. Siegesfeier und Triumphmarsch.“

Außer den „Wohnparteien“ giebt es in Wien keine anderen Parteiungen mehr als die musikalischen, die von der vornehmsten Gesellschaft bis tief in die untersten Volksklassen hinab ihre Ramificationen haben. Die Concertmeister Strauß (der berühmteste), Lanner (der originellste) und Fahrbach (der rühmlich bekannte) sind

die Anführer und Abgötter dieser Parteien, so zu sagen, die Wiener Volkstribunen. Wie die römischen Volkstribunen bieten sie alles Mögliche auf, um ihre Partei an sich zu fesseln und zu vergrößern. Wenn sie im Volksgarten oder im Sperle unter kleinen, zierlichen Tempeln in einem künstlich arrangirten Gebüsch von Orangen, Rododendren und anderen Topfpflanzen ihre Violine streichen und ihre neuesten und effectvollsten Compositionen mit ihrer unglaublich perfect einexercirten Bande (Strauß enrolirt blos Böhmen) vortragen, scheinen sie gewissermaßen wie die Koryphäen und Lenker des Gartenpublicums dazustehen. Vor ihnen sammelt sich ein lauschender Kreis von Horchern, mit dem sie fortwährend coquettiren, indem sie ihren Freunden mitten in der Arbeit des Spielens zuwinken und bei Executirung schwieriger Passagen freundlich zulächeln. Jeden ausgezeichneten Vortrag belohnt ein lauter Beifall, und jede neue oder beliebte Composition ein stürmisches Da capo. Selbst bei'm Tanze auf den Volksbällen ist die Musik so wenig Nebensache, daß auch hier die Tänze oft mit lärmendem Beifallsgeklatsche für die Musiker und Componisten unterbrochen werden. Sogar auch bei den Festen der Schwarzenberge und Lichtensteine soll sich ein gewisser vertraulicher Verkehr mit den beliebten Musikern bemerklich machen, der nur bei einem weniger für Tanzmusik enthusiasmirten Publicum unstatthaft gehalten werden würde.

Strauß und Consorten sind immer darauf bedacht, außerordentliche Erfindungen auf dem Felde der Musik zu machen. Sie haben fast in jeder Saison irgend etwas

Neues auf's Tapet gebracht, irgend ein neues Rutsch-, Klatsch-, Klapp- und Klanginstrument, oder irgend ein ungewöhnliches Manöver auf den alten, schon erfundenen Instrumenten. So z. B. ließ hier Strauß vorigen Sommer in einem Potpourri plötzlich alle seine Violinisten, Violoncellisten und Contrabassisten den Mund aufthun und das Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben," singen, was besonders bei den Bassisten einen höchst komischen Effect machte. Und Herr Lanner lockte sein Publicum mit einem jungen Manne, der wirklich auf eine meisterhafte Weise Duette zwischen einer Dame und einem Herrn vortrug, wobei er die Höhe und Feinheit der Frauenstimme ebenso vollkommen erreichte, wie die Tiefe und Stärke der Männerstimme. Auch gaben sie keine musikalische Soiree, ohne dieselbe mit dem Knalleffecte eines Feuerwerkes zu enden, wo sich dann die Töne mit dem Knallen der Raketen und mit dem Sprühen der Funkengarben vermischen und mit ihnen dahin sterben. Am anderen Tage liest man dann in den Wiener Journalen, die, wie man sagt, auch ihren Antheil an den Concerten haben, einen langen Artikel, der so anfängt: „Wiederum hat unser viel und mit Recht gepriesener, unser unerschöpflicher Strauß (oder Lanner, oder Fahrbach) uns den gestrigen Abend mit einem neuen brillanten Werke seines bewunderungswürdigen Genies verherrlicht. Alle, die das Glück hatten, bei seiner Vorstellung zugegen zu sein, ꝛc. ꝛc."

Es giebt eine eigene Druckerei in Wien, die blos für die typographischen Bedürfnisse solcher Festgeber, Theaterdirectoren, Concertmeister und Tanzwirthe eingerichtet ist,

und die außerdem weiter nichts in Druck nimmt als Publicationen und Anschläge aller Art, Komödienzettel, Speisekarten u. s. w. Der Besitzer dieses Etablissements, Herr Hirschfeld, hat viele Leute im Dienste, die sich auf eine geschmackvolle typographische Anordnung solcher Zettel, welche dem Straßenpublicum die richtigen Stichworte: „Bal brillant," „zauberische Illumination," „Rosengewand der Freude," „Sommernachtsträume" u. s. w., mit großen und hübschen Lettern sogleich in die Augen springen lassen, aus dem Grunde verstehen. Ich besuchte diese interessante Druckerei, wo von den dort angestellten Correctoren die Schreibereien der Kellner und Marqueure corrigirt und druckgerecht gemacht wurden. Die großen Riesentypen sind alle von Holz, und man speculirt beständig, wie man mit schwarzen Lettern auf das Auge und die Phantasie des Menschen einwirken könne, und die großen xylographischen Buntdrucke der Ankündigungen von Güterausspielungen, bei denen alle Buchstaben mit Schloß- und Landschaftsansichten durchwebt sind, und wo sich jede Million mit den zierlichen frischen Blumengewinden der Hoffnung umschlungen darstellt, sind in psychologischer wie in xylographischer Hinsicht wahre Meisterwerke. Die ungewöhnlichen und nicht häufig wiederkehrenden Worte werden gelegentlich aus einzelnen Lettern zusammengesetzt. Die berühmten Wiener Volksnamen aber, z. B.: „Strauß" — „Lanner" — „im Sperl" — „Elysium" — „Prater" — „goldene Birne u. s. w., sind bei Hirschfeld schon ein für alle Male auf ganzen Holzstücken ausgearbeitet, in mehren Exemplaren vorräthig, ebenso wie jene Wiener Stich-

worte und Zauberformeln: „Illumination" — „Decoration" — „Tanz" — „Festsoiree" ꝛc.. Wer bei Hirschfeld einmal stereotyp geworden ist, der kann sich auch mit Fug und Recht für einen innerhalb der Mauern Wiens berühmten Mann ausgeben.

Merkwürdig, obgleich natürlich, ist es, daß auch selbst alle diese Ankündigungen und Speisezettel, auf denen doch die unschuldigsten Dinge, als z. B. „Aspick" — „grüne Fisolen" — „Zuckererbsen" und „faschirte Schweinsköpfe" zur Publicität gelangen, der Censur unterworfen werden, und zwar einer doppelten, erstlich der obersten Censurbehörde, die das „Imprimatur" ertheilt, und dann der unteren Polizeibehörde, welche, auf die näheren Umstände und Localitäten Rücksicht nehmend, die etwa nöthigen Einwendungen macht.

„Sie drehen ihnen aber doch zuweilen eine Nase," meinte jener Anschläger, den ich in der Nacht traf, „neulich haben sie im Sperl einen Ball 'geben, wo sie bis 6 Uhr Morgens tanzt hob'n, obgleich sie auf ihrem Zettel, der's Imprimatur hatte, angekündigt hatten, der Ball sollte nach Mitternacht aus sein. Als die Polizei sie darüber zur Rede stellte, meinten sie, 6 Uhr Morgens wäre auch nach Mitternacht." Ein Herr von X. hat in Wien das Privilegium des öffentlichen Anschlags von der Stadtbehörde für jährlich 5000 Gulden gepachtet, und er hat dafür das Recht, an den Thoren und öffentlichen Gebäuden große hölzerne Rahmen aufzuhängen, in welchen die Zettel angeklebt werden. Findet er noch sonst anderweitige für den Anschlag passende Stellen aus, so giebt ihm die Stadt-

behörde die Erlaubniß, auch sie zu benutzen. Durch Weihnachtsgeschenke an die Haushofmeister u. s. w. weiß er sich dann auch von den Hausbesitzern die Erlaubniß, ihre Wände zu benutzen, zu verschaffen. Viele Ausrufer und Anschläger sind Tag und Nacht in seinem Dienste; „Rahmenexpedient" ist der Titel, den sich die ersteren beilegen. Ihrem ärmlichen Aeußeren nach würde ihnen aber das Wiener Volk nur solche Titel beilegen, wie „Würstelpeter," „Fisolenseppel," „Kreuzerwastel," „Zwetschkenhänsel," mit denen es viele Angestellte der allerniedrigsten Grade zu beehren pflegt.

„Na, b'hüt' Ihne Gott, Ew. Gnoden!" sagte endlich, seine papierene Last wieder über sich nehmend, mein Rahmenexpedient, „ich muß mich sputen, daß ich noch bis zum Sunnenschein alle die Blumenfeste und Sommernachtsträume da an die Wände bringe. B'hüt' Ihne Gott!"

Das projectirte Stadtviertel.

Eines der interessantesten Dinge, die man während meiner Anwesenheit in Wien sehen konnte, war die in Holz zierlich ausgeführte Darstellung des beabsichtigten Aus- und Anbaues des inneren Kerns der Stadt, zu dessen Berathung und eventueller Ausführung fünf der ersten Banquierhäuser Wiens, Sina, Pouthon, Eskeles, Maier und Corth zusammengetreten sind. Der Plan dieses Anbaues ist — in Europa wenigstens — so außerordentlich und dabei so großartig und nützlich zugleich, daß man ihm durchaus einen guten Fortgang wünschen muß und noch gern ein wenig bei der Betrachtung der Unternehmung verweilt, die den Zweck hat, jenen engen inneren Stadtkern um ein Namhaftes zu erweitern.

Es herrscht vielleicht bei keiner Stadt Deutschlands ein so eigenthümliches Verhältniß zwischen der eigentlichen Stadt und ihren Vorstädten als bei Wien, und namentlich ist auch in dieser Beziehung der Contrast mit dem zunächst zum Vergleiche sich darbietenden Prag groß. In Prag ist fast das Ganze Stadt, und nur höchst un-

bedeutende Stadttheilchen liegen außerhalb der Stadtmauern. In Wien dagegen steckt ungefähr $\frac{4}{5}$ der Bevölkerung in den Vorstädten. Die Ursache davon ist die, daß Wien trotz seines vielleicht älteren Ursprungs (Fabianum — Vindobona) doch erst später als Prag zu der Bedeutsamkeit einer Königs- und Kaiserresidenz gelangte. Noch im zwölften Jahrhunderte nahm Wien nur den fünften Theil des Terrains des jetzigen Stadtkerns und nur den vierzigsten Theil des ganzen Stadtbodens ein, zur selben Zeit, in welcher Prag schon beinahe $\frac{2}{3}$ seines jetzigen Umfanges hatte. Und erst seit etwa 200 Jahren, seit Kaiser Rudolph II., der noch für gewöhnlich in Prag wohnte, residiren die Kaiser beständig in Wien. Daher denn auch dieser rasche Anflug großer, mächtiger Vorstädte an den Stadtkern, daher dieser außerordentliche Contrast zwischen der planmäßigen und gemächlichen Bauart der Vorstädte und dem ungeheueren Gebäudewirrwarr innerhalb der Stadtmauern. Die Straßen sind hier eng, die Häuser bis zu sechs, sieben und acht Stock in die Höhe getrieben, und Gebäude, die ihrer Großartigkeit nach einen großen öffentlichen Platz zur Umgebung verlangen könnten, sind von einem schmalen Sackgäßchen umschlichen und im Häuserwalde versteckt. In manchen Straßen der Stadt ist ein lebensgefährliches Gewirre, das um so schlimmer wird, da es bisher noch unmöglich war, bei der geringen Breite der Straßen auch nur eine halbe Elle breit Trottoire für die Fußgänger zu gewinnen. Die Wagen fahren nothgedrungen oft scharf bei den Fenstern und Mauern der Häuser hin, und es ist daher ein sehr gewöhnliches Ma-

növer der Wiener Fußgänger, in den Wagentritt hineinzuspringen, um sich vor der Zerquetschung an der Mauer zu retten. Zuweilen sieht man Wagen, an die sich Fußgänger hinten und vorn anklammern, und recht oft hat man Gelegenheit, dem Himmel zu danken, daß man eine offene Hausthüre fand, in die man zu seiner Rettung hineinschlüpfen konnte. Eine nicht geringe Hülfe gewähren dem Fußgänger indeß die zahlreichen Nebengänge durch Privathäuser und Gehöfte, an denen das Publicum ein Servitutsrecht ausübt. Man nennt diese Gänge in Wien, wie in Dresden, „Durchhäuser.“ Die ganze Wiener Stadt ist mit diesen Durchhäusern, so zu sagen, durchlöchert wie ein Ameisenhaufen, und wer in diesem Labyrinthe recht Bescheid weiß, der kann ganze Strecken weit immer unter Dach fortlaufen und alles Wagengetümmel vermeiden. In keiner anderen Stadt Deutschlands fluthet ein so großer und ununterbrochener Strom von Karossen und Wagen auf und ab. Die Eckhäuser des inneren Stadttheils sind daher auch gegen diese gefährliche Fluth besonders geschützt und gewappnet. An allen Eckhäusern findet man große, schräg ablaufende Ecksteine errichtet, die mit breiten, fingerdicken Eisenringen und mit einer ebenso dicken eisernen Kapsel gepanzert sind. Die glatte Politur, welche dieser Panzer gewöhnlich hat, zeigt deutlich genug, wie oft die Wagenstöße, welche den Häusern zugedacht waren, daran abglitten. Die armen Fußgänger können sich leider nicht mit solchen Panzern versehen, und es fragt sich, ob in Bengalen oder in Wien mehr Leute ihre Glieder unter Wagenrädern zerbrechen.

Alle diese angedeuteten und noch viele andere nicht von uns berührte Uebelstände sind nun in neuerer und neuester Zeit mit dem Wachsthume der Vorstädte noch fühlbarer geworden. Alle Vorstädte haben natürlich in dem Centrum der Stadt ihr vornehmstes Rendezvous. Nicht nur die Vornehmen, die im Sommer in den Gärten außerhalb der Linien wohnen, besitzen hier in der Nähe der Burg ihre Winterpaläste, sondern auch die Fabrikanten und Kaufleute, wenn sie auch in der Vorstadt wohnen, haben doch hier ihre Niederlagen, Boutiken und Geschäftslocale, und fast jeder Einwohner sucht irgend ein kleines pied à terre im inneren Kerne der Stadt zu gewinnen, weil fast jeder mit den wichtigsten Elementen des städtischen Lebens, die derselbe umfaßt, in näherer oder entfernterer Beziehung steht. In den engen, mittelalterlichen Panzer seiner Bastionen, Wälle und Gräben eingeschlossen, hat nun aber dieser Kern sich nicht in demselben Verhältnisse ausdehnen können wie die Vorstädte, die immer mehr und mehr bequemlich in's flache Land hinauswuchsen und ein Dorf nach dem anderen mit in die städtischen Häuserlawinen verschmolzen.

Freilich ist in neuerer Zeit schon Manches geschehen, um dem immer stärker in die Thore der Altstadt einströmenden Verkehre Vorschub zu leisten und ihm den so sehnlich begehrten Raum zu gewähren. Wie in allen Städten Deutschlands, hat man auch in Wien überall an den alten, schiefen und krummen Straßen geflickt, polirt und rectificirt. Man hat, wo es nur möglich war, die Durchhäuser vermehrt, die Stadt hat zu hohen Preisen hier und

da mehre alte und besonders hinderliche Gebäude angekauft und, um Platz zu schaffen, niederreißen lassen. Alte Aus- und Vorbauten sind überall weggeschliffen worden, bei jedem Neubau wird mit Strenge darüber gewacht, daß keine Behinderung des Verkehrs daraus entstehe, und das Pflaster, welches man in den Straßen hergestellt hat, ist das vortrefflichste, das man wünschen kann. Allein eine solche alte Stadt, in der die Häuser wie Felsen stehen und die Straßen wie tiefe Thaleinschnitte und Schluchten laufen, dehnt und weitet sich so leicht nicht, und Alles, was man that, blieb im Verhältniß weit hinter dem steigenden Bedürfniß der vergrößerten Bevölkerung zurück.

Die Hauptschwierigkeit der Erweiterung sind die Festungswerke der inneren Stadt. Ihretwegen muß man sie durch einen 300 bis 400 Klaftern breiten freien Raum (das Glacis) von ihren Vorstädten getrennt erhalten. Könnte man die Festungswerke ganz fallen lassen und dann auch das Glacis bebauen, so würde der Stadt dadurch ein Raum zuwachsen, der beinahe dreimal so groß ist als der Platz, den sie jetzt einnimmt, und sie würde dann mit ihren Vorstädten zu einem schönen, bequemen Ganzen verschmelzen können. Die Vortheile würden für die Stadt außerordentlich sein; denn eine leicht anzustellende Berechnung läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß die Existenz und die Erhaltung der Festungswerke den Wiener Bewohnern jährlich auf directen und indirecten Wegen unzählige Millionen kosten müssen. Man würde unendlich billiger in Wien wohnen und an Wagen und anderen Dingen große Summen ersparen. Auch schöner würde man wohnen,

und aus allen diesen Gründen Verkehr und Bevölkerung sich noch mehren.

Aus politischen Gründen aber hat sich die Regierung noch nicht entschließen können, die Befestigung Wiens aufzugeben, obgleich wir doch offene Residenzen in Menge haben, und obgleich viele der Meinung sind, daß im Falle eines Krieges die jetzigen Bastionen der Stadt wenig oder keine Dienste leisten könnten. In der ganzen Gegend zwischen dem Schotten-Thor und dem Donau-Canale ist das Glacis besonders breit. Und auf diesen Umstand hat nun die Gesellschaft jener Banquiers einen großartigen Plan zur Erweiterung der inneren Stadt gebaut. Sie haben den Vorschlag gemacht, hier die alten Befestigungen abzureißen, sie weiter hinein zu verlegen und dadurch für die Anlage neuer Gebäude einen leeren Raum von circa 80,000 Quadrat-Klaftern zu gewinnen.

Sie haben sich erboten, diese Verlegung der Festungswerke unter Aufsicht der Regierung auf eigene Kosten zu bewerkstelligen, und von dem Architekten Förster einen Plan entwerfen lassen, nach welchem der neue Stadttheil aufgeführt und mit den alten Stadttheilen auf's Zweckmäßigste in Verbindung gesetzt werden könnte. Die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Brunnen, Theater, Monumente, Stadtthore &c., welche in diesem neuen Quartiere nöthig würden, wollen jene Herren ebenfalls auf ihre eigenen Kosten bauen, sowie natürlich eine Entschädigung für das verloren gehende Glacis-Terrain gewähren, unter der Bedingung jedoch, daß ihnen dann gestattet würde, die Plätze für Privathäuser auf ihre eigene Rech-

nung zu verkaufen. Sie haben, wie gesagt, das ganze zu errichtende Gebäude-Ensemble mit allen Details in Holz zierlich ausführen lassen und es den Augen der Behörden und des Publicums dargestellt. Das alte dunkle und verwachsene Wien, in dessen Finsterniß so manche schöne Perle so gut wie verloren ist, würde darnach mit einem magnifiken, hellen, regelmäßigen Appendix von Stadttheil versehen werden, der seines Gleichen suchte.

Ein großer freier Platz mit Monumenten des Kaisers Franz und der ersten Staatsmänner aus seiner Zeit (Metternich's rc.) und daneben eine in gothischem Style gebaute Kirche nimmt den Mittelpunct dieses neuen Stadttheils ein. Eine schöne Reihe gleich prachtvoller und doch, um Einförmigkeit zu vermeiden, in verschiedenem Geschmack gebauter Privathäuser bildet an dem ganzen Donauarm hin einen herrlichen Quai, an dem Wien bis jetzt noch einen vollkommenen Mangel hat, und gerade diejenigen öffentlichen Gebäude, die in Wien bisher noch in besonders schlechtem Zustande sich befinden, die Börse, das Postamt, ein Theater mit 2 Seitengebäuden für Kunstanstalten und ein weitläufiger Bazar, zeigen sich hier auf dem neugewonnenen Terrain in einer besonders großartigen Umgestaltung. Am Flusse selbst sind Bassins mit Waarenhallen in Antrag gebracht, und 4 neue Brücken, die mit bereits existirenden Straßen correspondiren, setzen das Neue mit dem Alten in Verbindung, sowie auch die neuprojectirten Straßen alle nur in der Verlängerung der alten fortlaufen und doch dabei auch untereinander möglichst regelmäßigen Zusammenhang haben.

Auch in der Burg ist dieß Bild bereits vom Kaiser und von den Erzherzögen bewundert worden, und man hoffte damals auf die allerhöchste Bestätigung des Planes. Das Hauptbedenken, das man noch dabei hat, sind, glaube ich, wiederum die Befestigungswerke, durch deren Verlegung man die Festigkeit des Ganzen zu gefährden fürchtet. Sollte die Sache aber noch durchgehen, so würde dann das alte Wien einen neuen Flecken aufgesetzt erhalten, der das Ganze bedeutend verschönern müßte. Da ohne Zweifel viele Bewohner der Altstadt in den neuen Stadttheil sich übersiedeln würden, so würde dann auch allmählig dort mehr Luft und Licht geschaffen werden können. Ob nicht vielleicht noch einmal die Erfindung des Erzherzogs Maximilian, die der Linzer Thürme, hier aus der Verlegenheit helfen wird? Mit ihnen könnte man ja dann leicht die ganze Wiener Stadt mit sammt ihren Vorstädten umgeben und so Alles in den Kreis der Befestigung ziehen. An dem Glacis selbst wäre, sowie es jetzt ist, voll einförmiger, kränkelnder Baum-Alleen, wüster, zum Theil staubiger Plätze und sumpfiger Gräben, wenig verloren. Es ist zu groß, um es wie die Promenaden anderer Städte als einen Garten zu bebauen. Man könnte aber dabei immer einen kleinen, bescheiden schmalen Kranz von freien Plätzen zurücklassen, die dann in genießbare und liebliche Gärten verwandelt werden würden.

Das Quartier der Cavaliere und das der Fabrikanten.

Die belebtesten Theile von Wien liegen um den Stephans-Platz, den Graben und den hohen Markt herum. Hier ist es voll von Boutiken, Kramläden und Verkaufsplätzen aller Art. Die ruhigste Partie dagegen ist seitwärts von der Burg am Minoriten-Platze, in der Herrengasse, der Teinfaltstraße, der hinteren und vorderen Schenkengasse rc. „Hier wohnen unsere großen Cavaliere," sagte mir ein Wiener, „und da ist es ganz still, still, ganz mäuschen-still!" Man sieht in jener ganzen Stadtgegend durchaus keine Läden, kein geschäftiges und handelndes Getümmel. Wenn es in den anderen Straßen Stöße und Püffe regnet und man seine liebe Noth hat, daß man die Kniee von den Rädern und die Füße unter den Pferdehufen wegbringt, und wenn es dort von Kroaten, Slowaken, Serben, Deutschen und weiß Gott noch von welchen anderen Nationen wimmelt, so sieht man hier in der Regel Niemanden als stumme Paläste, vor deren Thüren die gallonirten Haushofmeister oder Portiers sich spreizen, als

wären sie die Herren nicht nur vom Hause, sondern auch von der Straße. In diesem stillen Viertel von Wien, es heißt das Tein-Viertel, befinden sich die Paläste der Lichtensteins, der Stahremberge, der Harrachs, der Festetics, der Colloredos, der Esterhazys, der Trautmannsdorfs und Schönborns. Hier prangen uralte Wappenbilder vor den Häusern, die noch unter der Regierung Rudolph's von Habsburg, Karl's des Großen und zu anderen unvordenklichen Zeiten zusammengestellt wurden, und goldene Vließe schimmern von den Dächern. Wenn die kleinen Söhne dieser Großen auch so auf den Dächern herumklettern, wie die Knaben in anderen Städten, so mögen sie hier zwischen den Schornsteinen des Tein-Viertels allerlei aristokratische Erinnerungen einsammeln. Dann finden sich hier die imponirenden Gebäude der ungarischen und der siebenbürgischen Hofkanzlei, das Ständehaus, die Hof- und Staats-Kanzlei, die Bank und mehre oberste Gerichtshöfe. Der ganze Raum, der alle diese für ein ganzes Kaiserreich so wichtigen Gebäude trägt, ist zwischen der Freiung, der Burg und der Bastei nicht über 200 Klaftern lang und breit, von welcher Größe es in Petersburg mehr als einen öffentlichen Platz giebt. Und wahrscheinlich kann man behaupten, daß der hohe Adel keines anderen europäischen Reichs sich in einem so engen Winkel behilft, wie der österreichische. Freilich hat er in diesem Winkel dann auch Gebäude zusammengestellt, die stattlich genug sind, um damit, wenn sie nur gehörig vertheilt würden, eine ganze Residenz zu zieren.

Nicht gar weit von dem Quartiere der Cavaliere in der Nähe des Judenplatzes ist wieder eine andere Gegend der Stadt, in welcher sich vorzugsweise die Masse der Fabrikanten etablirt hat. Wie in jenem Theile die Wappen, so erblickt man hier fast über jedem Hause die Firma irgend eines Baumwollengarn- oder Seidengeschäfts und die Niederlagen von Tüchern, Shawls, von Kundschnüren und Wollenbörteln, von „Fischamenter Baumwollenspunnst," von allen Gattungen weißer und gefärbter Strickbaumwolle, von Seidentüchern und Borten. Es sind indeß nur die Niederlagen dieser Dinge, aus denen sie en gros an die Kaufleute verkauft werden. Die Krambuden, in denen man sie en détail verkauft, liegen wieder anderswo beisammen, und die Fabriken, aus denen sie hervorgehen, muß man in den Vorstädten suchen. Dort findet man wieder, besonders in den westlichen Vorstädten, ganze Quartiere, wo eine Fabrik neben der anderen liegt. Es ist dieß Alles neuer und neuester Anbau. Denn wenn in frühesten Zeiten Wien nur ein römischer Lagerplatz, dann eine kleine Residenz österreichischer Herzöge und unter hundert anderen eine deutsche Reichsstadt war, und wenn es darauf später die unvergleichliche Kaiserstadt und der erste Handelsplatz des österreichischen Reiches wurde, so ist es nun in neuester Zeit auch noch der vornehmste Fabrikort dieser Monarchie geworden, der seine geschmackvollen Artikel in alle österreichische und auch in einen großen Theil der nicht österreichischen Welt versendet.

Gumpendorf, Laimgrube und Mariahilf heißen die Vorstädte, in denen fast Alles Fabrikant ist, ebenso wie in

den noch außerhalb der die eigentliche Stadt umschließenden Linien liegenden Dörfern Fünfhaus, Sechshaus u. a. Hier sind die einfachen und einförmigen Häuser der Weber und Spinner zu Hunderten aufgeschossen, und man glaubt hier, wenn man an das Tein-Viertel zurückdenkt, in einer anderen Welt zu sein. Die rohe Baumwolle kommt von zwei Seiten hierher, über Triest aus Aegypten und über Hamburg aus Amerika und Westindien. Spinner, Garnhändler, Weber und Drucker wohnen hier alle nahe bei einander, und die Waare wandert nun von Nachbar zu Nachbar oder von Stadtquartier zu Stadtquartier, um fertig in die Hand des ebenfalls benachbarten Kaufmanns und Consumenten zu gelangen. Es giebt hier viele Fabrikanten, die sowohl hier in den Wiener Vorstädten, als auch in Böhmen, wo das Lohn billiger ist, ihre Etablissements haben. Mehre von ihnen sollen auch an der sächsischen Gränze solche Etablissements blos „auf Pasch" gegründet haben, d. h. sie haben dort eine kleine Spinnerei, die eigentlich nur dem Namen nach existirt, weil sie wenig arbeitet, aber viel englisches Garn über die Gränze hereinschmuggelt. Die Engländer können ihr Garn den Wienern noch billiger stellen als die Spinnereien in den Vorstädten. Diese genießen daher einen Schutzzoll von 15 Procent, der ihnen aber dann durch jenes Schmuggelgeschäft gekürzt wird.

Eben dieses Schutzzolls wegen liegen die Wiener Vorstadt-Weber, die ihn natürlich nicht wünschen, weil sie ohne ihn das englische Garn billiger beziehen könnten, immer

mit den Spinnern, ihren Nachbarn, in Streit. Beide haben ihre Versammlungen und Verbindungen zur Wahrung ihrer Interessen unter sich und suchen bei den obersten Behörden gegen einander zu operiren. Bei einem dieser Versuche zu Machinationen gegen den Schutzzoll haben die Weber noch kürzlich wieder unterlegen. Die Spinner fürchten aber, daß der Zoll doch bald fallen wird. Dann werden sie es nicht mit den Engländern aufnehmen können. Denn selbst wenn sie auch noch so fleißig sein wollen und auch ihre Maschinen noch so gut und zweckmäßig einrichten, so haben doch die englischen Spinner von Manchester, die an der Quelle des Welthandels sitzen, zu außerordentliche Vortheile, als daß es ihnen mit dem beßten Willen in Wien Jemand gleich thun könnte. So haben, um nur Eins anzuführen, die Manchester Spinner ihre Eisenbahn nach Liverpool, durch die es ihnen möglich wird, den Vorrath ihrer Wolle in kleinen Quantitäten ganz nach ihren Bedürfnissen zu kaufen. Sie können heute bis auf den letzten Faden abspinnen, fahren dann morgen nach Liverpool und holen sich neuen Vorrath herüber. Sie können also allen Bewegungen des Preises mit Leichtigkeit folgen und nur kleine Quantitäten kaufen, so lange die Waare theuer ist, und größere, wenn sie billiger wird, während der Wiener Spinner oft, wollend oder nicht, zu theueren Preisen große Quantitäten nehmen muß, aus Furcht, seine Arbeit könnte in Stocken gerathen. Alsdann fehlt es in Wien ganz an den großen Speculanten, die England hat. Diese Speculanten kaufen fortwährend Garn ein, weil ihnen

die Wege in alle Welt offen stehen und weil sie immer sicher sind, irgendwo einen Markt für ihre Waare zu erspähen. Hier dagegen wird fast nur für die österreichische Monarchie gesponnen. Der Weber steht selbst ohne Mittelglied neben dem Spinner und kauft ihm nichts ab, wenn er nichts nöthig hat und wenn seine eigenen Waaren keinen Abgang fanden Es treten daher in der großen Maschinerie des Verkehrs hier weit häufiger allerlei kleine Stockungen ein als in England, und der Spinner fühlt sich mit seiner Waare, die ihm die Procente und vielleicht auch noch die Mäuse fressen, auf den Sand gesetzt.

Aehnliche Vortheile, wie sie die englischen Fabrikanten vor den Wienern und überhaupt vor denen der ganzen Welt voraus haben, haben wiederum ihrer Seits die Wiener vor den übrigen Fabrikanten der österreichischen Monarchie voraus. Hier in Wien hat man, im Ganzen genommen, die beste Uebersicht und Kenntniß von Allem, was den Slavoniern, Kroaten, Aelplern, Polen, Siebenbürgern nöthig ist, und hier verfertigt man daher viele Artikel, welche nach dem Geschmack dieser Nationen sind. Wir sahen schon bei Linz, daß sogar die altmodigen Goldstoffe für die oberösterreichischen Hauben in Wien fabricirt werden. Ebenso verhält es sich mit den silbernen Knöpfen, mit denen sich die Leute durch ganz Ungarn schmücken, sowie auch mit den schwarzseidenen rothgekanteten Tüchern, welche die magyarischen Hirten um den Hals winden, und ebenso ist es mit hundert anderen Artikeln. Zu gleicher Zeit aber sitzt man auch an der Quelle der

mit den Spinnern, ihren Nachbarn, in Streit. Beide haben ihre Versammlungen und Verbindungen zur Wahrung ihrer Interessen unter sich und suchen bei den obersten Behörden gegen einander zu operiren. Bei einem dieser Versuche zu Machinationen gegen den Schutzzoll haben die Weber noch kürzlich wieder unterlegen. Die Spinner fürchten aber, daß der Zoll doch bald fallen wird. Dann werden sie es nicht mit den Engländern aufnehmen können. Denn selbst wenn sie auch noch so fleißig sein wollen und auch ihre Maschinen noch so gut und zweckmäßig einrichten, so haben doch die englischen Spinner von Manchester, die an der Quelle des Welthandels sitzen, zu außerordentliche Vortheile, als daß es ihnen mit dem besten Willen in Wien Jemand gleich thun könnte. So haben, um nur Eins anzuführen, die Manchester Spinner ihre Eisenbahn nach Liverpool, durch die es ihnen möglich wird, den Vorrath ihrer Wolle in kleinen Quantitäten ganz nach ihren Bedürfnissen zu kaufen. Sie können heute bis auf den letzten Faden abspinnen, fahren dann morgen nach Liverpool und holen sich neuen Vorrath herüber. Sie können also allen Bewegungen des Preises mit Leichtigkeit folgen und nur kleine Quantitäten kaufen, so lange die Waare theuer ist und größere, wenn sie billiger wird, während der Wiener Spinner oft, wollend [illegible] nicht, [illegible]eren Preis große Quantitäten n[illegible] seine Arbeit könnte in S[illegible] fehlt es Wien [illegible]
D[illegible] ugsam[illegible]

Ebenso werden ganz feine Shawls zu 10 bis 12 Gulden gemacht, bei deren Anblick man über Preis und Güte auf entgegengesetzte Weise in Verwunderung geräth.

Die Shawlfabrikation ist eine der bedeutendsten und bedeutender als sonst noch irgendwo im mittleren und östlichen Europa. Ihrer außerordentlichen Billigkeit wegen gehen die Wiener Shawls stark in die Türkei. Ein Shawlfabrikant, dem ich nicht zu mißtrauen Ursache hatte, meinte, es möchten mit diesem Artikel jetzt allein wohl 4000 Menschen in Wien sich beschäftigen, was um so merkwürdiger ist, da das Emporblühen der Wiener Shawlfabrikation sich erst seit dem Jahre 1812 datirt. Denn nur einige wenige Etablissements stammen aus einer früheren Zeit.

Es ereignet sich, glaube ich, nur selten, daß gewöhnliche Reisende zu dem Anblick einer Shawlfabrik gelangen. Und auch ich verdanke denselben nur einem Freunde, der mich seinem Freunde, einem Baumwollenspinner, empfahl, welcher dann seiner Seits uns bei seinem Freunde, einem Shawlfabrikanten, introducirte. Denn es ist hier eine Hand gegen die andere. Jeder hat seine kleinen Handgriffe und Geheimnisse, die er nicht ausgeplaudert wünscht, und macht seine Erfindungen, mit denen er sich zu fördern denkt. Bei allen diesen Shawlarbeitern ist auch jetzt der Jaquart'sche Webestuhl in Gebrauch, der von einem Herrn Jaquart in Lyon erfunden worden ist. In der ganzen webenden Welt ist diese künstliche Maschine mit Recht berühmt. Die Nichtweber wissen gewöhnlich nichts davon, obgleich dergleichen Producte des

menschlichen Verstandes ja ebenso bewunderns- und kennenswerth sind, wie alle anderen. Eine Beschreibung dieses merkwürdigen Instruments hält freilich ohne Zeichnung sehr schwer. Doch will ich versuchen, den deutschen Damen und den türkischen Herren, die gern wissen möchten, auf welche Weise die Blumen, die sich als Turban um ihren kahlen Kopf oder als Shawl um ihre schlanken Schultern winden, entstehen, wenigstens einen oberflächlichen Begriff von dieser interessanten Maschinerie, deren man sich jetzt in ganz Europa bei allen Musterwebereien bedient, zu geben. Die unzähligen Fäden der Kette (bei sehr breiten Shawls sind ihrer oft mehre tausend) werden zunächst alle auf dem Webestuhle aufgespannt, und zwar in der Reihenfolge, in welcher nach der Vorschrift des Musters bald diese, bald jene Farbe nöthig ist. Bei'm Einschießen des Einschlags kommt es zunächst darauf an, daß diejenigen Fädenfarben, welche oben erscheinen sollen, nach oben gezogen werden, und die, welche der Einschlag verdecken soll, unten bleiben. Jeder Faden der Kette hängt daher in einem glatten Glasringe an einer Schnure, die unten mit einem kleinen Gewichte versehen ist und dann nach oben in die Krone des Webstuhles hinaufgeht. Hier oben nun hängen alle diese unzähligen Schnuren mit einer Art von Claviatur zusammen, an der äußerlich viele Stifte erscheinen und die so eingerichtet ist, daß, wenn der eine oder der andere dieser Stifte berührt wird, auch der eine oder der andere der damit verbundenen Schnuren und mittels der gläsernen Ringlein dann ebenso der Faden der Kette in die Höhe geht. Diese Claviatur

nun bei jedem Einschlage mit dem Finger zu spielen, wäre natürlich eine Unmöglichkeit. Herr Jaquart hat daher auf andere Mittel gedacht. Er läßt die Sache durch Cartons verrichten, welche die ganze Claviatur der Stifte verdecken. In diesen Cartons befinden sich hier und da kleine Löcher, welche die Größe der Stifte haben, so daß, wenn der Carton auf die Stifte gedrückt wird, einige derselben durch diese Löcher durchpassiren, andere aber, wo sich keine Löcher befinden, vom Carton berührt und eingedrückt werden. Nur die Fäden der berührten und gedrückten Stifte gehen in die Höhe. Da bei jedem Einschlage das Muster sich ein wenig verändert, so muß bei jedem ein anderer Carton, bei dem die Löcher etwas anders gestellt sind, angewendet werden, und es müssen natürlich so viele verschiedene Cartons sein, als Einschläge nöthig sind, um das ganze vorgeschriebene Muster einmal zu vollenden. Fängt dasselbe Muster dann wieder von Neuem an, so kann man auch wieder dieselben Cartons der Reihe nach gebrauchen. Um das Andrücken der Cartons zu bewerkstelligen, sind diese alle lose an einander genäht und über eine vierseitige prismatische Walze gelegt, welche sich jedesmal mit dem nöthigen Carton der Claviatur der Stifte nähert und bei jedem Tritte des Webers sich einmal dreht und dann den folgenden Carton vorschiebt.

Da natürlich in die Quere für den Einschlag ebenso viele Farben nöthig sind wie in die Länge für die Kette, so hat der Weber immer mehre (oft 7 bis 8) Schiffchen, die alle verschiedene Farben tragen, und von denen zuweilen das eine mit Seide, das andere mit Baumwolle,

das dritte mit Wolle (denn alle diese Stoffe kommen bei den Shawls in Anwendung) beladen ist, als Steuermann zu dirigiren. Weil indeß die Shawls oft so breit sind, daß der Weber allein die Leitung der Schiffe nicht besorgen kann, so steht ihm immer ein kleines Mädchen zur Seite, das auf dem anderen Ende der Bank sitzt und jedesmal mit flinken Fingern die Rückfahrt der kleinen Schiffe besorgt.

So viele tausend Shawlweber es in Wien giebt, so viele tausend Brustleidende giebt es auch, denn bei diesen breiten Geweben ist ein so heftiges Anschlagen der Lade nöthig, daß die dadurch hervorgebrachte Erschütterung in der Regel Brustübel, Blutspeien und Lungenschwindsucht bei den Webern hervorruft. Ein paar Manipulationen, die noch später mit den fertigen Shawls vorgenommen werden, sind folgende. Zuerst werden diese zarten, verbrennlichen Gegenstände noch durch Feuer geläutert, indem man sie entweder langsam über ein glühendes Eisen, oder über eine Spiritusflamme weggehen läßt, um die Rauhigkeit der Fäden wegzubrennen, und dann werden sie mit frisch gebackenem Roggenbrote abgerieben, das sie vollkommen reinigt und läutert, indem es alle die verschieden gefärbten kleinen Fadentheilchen, welche sich störend anderen Farben etwa beigemischt haben, wegnimmt. Die wenigsten Damen haben gewiß eine Ahnung davon, daß ihre schönen Tücher sich solchen wunderlichen Processen unterwerfen mußten, doch könnten sie mit feiner Nase beide herausriechen, denn sowohl der Geruch des Roggenbrotes, als auch der der Feuertortur stecken immer beide unverwüstlich in den Wiener Shawls.

Die Boutiquen in Wien.

Zu den interessantesten Spaziergängen, die ein Philosoph in der unvergleichlichen Donau-Kaiserstadt machen kann, gehören vor Allem auch die auf dem Kohlmarkte, am Graben hin, über den Stephansplatz, zu der Bischofsstraße und in mehre diesen Straßen benachbarte Nebengassen; denn es ist dieß ein Weg, der täglich von Tausenden von Nichtphilosophen und Weltkindern, von schönen und nichtschönen Damen und Herren bewandert wird, und auf welchem sich in den glänzenden Läden und Kaufgewölben alle Gegenstände in großer Fülle und in den geschmackvollsten Formen darbieten, die dem Wiener Menschen als nothwendige Lebensbedürfnisse erscheinen, und die dann der Wiener wieder dem slawonischen, dem ungarischen, dem walachischen und vielen anderen Menschen als höchst schätzenswerthe und durchaus nothwendige Dinge anpreist und aufdringt. „Ich habe mir diese Tafeluhr am Kohlmarkte und jenes Silberservice am Graben in Wien gekauft,“ hört man noch an der türkischen Gränze die Leute oft versichern, und die Bazare des Kohlmarktes und des

Grabens sind zum mindesten auf den 11,000 Quadratmeilen der österreichischen Monarchie bei Jedermann bekannt und beliebt.

Es ist in Wien eine Mode der Kaufleute, so viel Waaren als nur irgend möglich am Fenster auszustellen; sie nennen dieß die „Auslage.“ Zuweilen geht diese Mode, man kann sagen, diese Sucht, so weit, daß fast ebenso viele Waaren in der Auslage stecken, als im Laden selber zu finden sind. Die Waarenausstellung in den bezeichneten Gegenden der Stadt gehört daher zu den brillantesten, die sich in irgend einer Hauptstadt Europas darbieten, und man betrachtet sie bei dem guten Pflaster, der großen Reinlichkeit und der guten Gesellschaft in den bezeichneten Straßen auf sehr angenehme Weise.

Es wäre mir nicht möglich, selbst von dem, was ich hier sah, eine umständliche Rechenschaft abzulegen, geschweige denn von dem ganzen Wiener Boutiquenwesen eine vollständige Uebersicht zu geben. Doch aber will ich den Leser bitten, mir wenigstens in einige der Läden zu folgen, in denen so zahlreiche Quellen für die Kenntniß der Wiener Zustände fließen, und in denen es noch mehr Wiener Spiegelbilder giebt als in der allgemeinen Zeitung.

Von den Modewaarenhandlungen blüht in diesem Augenblicke keine schöner als „der Lorbeerkranz,“ und es ist wohl der Mühe werth, sich einmal seine reiche Auswahl von modigen Stoffen anzusehen, die er den Wiener Dandys, Elegants und Modedamen anbietet. Vor dem „Lorbeerkranze“ war es „der Amor“ (bekanntlich hat jeder Wiener Laden sein Zeichen, unter dem er mehr bekannt

ist als unter dem Namen seines Besitzers), der den Preis überall davon trug. Der Amor hat sich nun als reicher Mann aus dem Kohlmarktsgewühle zurückgezogen und sich schöne Gärten und Villen in den Wiener Vorstädten gebaut. Der Lorbeerkranz wird auch noch einmal auf seinen Lorbeeren ausruhen, denn in Wien bekleidet keiner eine Zeit lang die Stelle eines obersten Modisten, der nicht bald Gelegenheit fände, in die Klasse der müßigen Rentiers überzutreten und seine Boutique mit einem Palaste zu vertauschen.

Sonst war bekanntlich Augsburg diejenige deutsche Stadt, die in ciselirten Silberarbeiten excellirte. Jetzt kennt man, in Oesterreich wenigstens, nur „Wiener Bunsenarbeit." Die größte Silberwaarenfabrik ist die von Mayerhofer und Klinkosch, die gleich an der Ecke des Kohlmarktes ihre prachtvolle Auslage haben. Ihre große Fabrik liegt in der Vorstadt selbst und verdiente eine eigene Beschreibung. Der größte Theil des österreichischen Adels läßt das Silberzeug, das in seinen Familien forterbt, in dieser Fabrik machen. Man findet hier daher auch in einem besonderen Schranke, auf einer lange Reihe von Stempeln die Wappen der meisten österreichischen Familien, mit denen jedes Stück der bestellten Service versehen werden muß, aufgestellt. Auch für Mehemed Ali hatten sie kürzlich eine Bestellung auf ein großes Service gehabt.

Bei dem vielen hohen Adel, der in Wien residirt, ist es kein Wunder, daß es hier viele Medailleurs und Graveurs giebt, und daß die Kunst, Wappen zu stechen und zu componiren, hier besonders eifrig betrieben wird.

„Nur hier in Wien," sagte mir ein solcher Graveur, „ist der ächte, wahre Geist der Wappenkunst zu Hause. Wir erkennen hier sogleich jedes anderswo gestochene Wappen als nicht ganz ächt." Es werden hier nicht nur beständig viele neue Wappen nach alten Regeln gebacken, für die vielen Edelleute, die noch täglich als Ahnherren adeliger Familien aus den österreichischen Hofkanzleien und Ordensämtern hervorgehen, sondern auch viele der ältesten und ächtesten Wappen beständig wieder in Stahl, Gold, Silber und Edelsteine von Neuem producirt. Man findet daher überall, wo man sich umblickt, Hände mit der Darstellung dieser heraldischen Hieroglyphen beschäftigt, hier und da sogar auch zierliche Frauenhände.

Wenn man erwägt, daß die Holländer manchen Krieg um nichts als einige Pfefferkörner führten, daß noch jetzt der ganze englisch-chinesische Zwist sich um einige Kisten Opium dreht, und daß an Talg, Theer und Thran nicht die unwichtigsten Interessen Rußlands, die oft ein Gegenstand der Aufmerksamkeit hoher und höchster Politik werden, geknüpft sind, so wird man mir nicht vorwerfen, daß ich mich mit Lappalien beschäftigte, wenn ich auf dem Wiener Kohlmarkte auch in einen Stearinlichterladen trat, dessen künstliche und geschmackvolle Auslage mich anzog. Aus der weißen, delicaten Stearinmasse hatten sie einen Berg und darin eine Eis- oder Stalaktitenhöhle zusammengeträufelt, in welcher ein Stearin-Eisbär wohnte. Dann waren im Laden selbst die Lichterbündel so geschmackvoll arrangirt, wie die Pistolen- und Gewehrläufe in einem Arsenale, und hier und da waren Säulen daraus gebildet,

auf deren Knäufen Blumentöpfe standen. Ueberhaupt war der ganze Laden mit Blumen verziert. Durch die Erfindung der Stearinlichter ist das Talg gewissermaßen in den Adelstand erhoben worden, und in diesem Zustande ist es nun in den vornehmsten Salons zulässig. In Wien hat es jetzt auch bei Hofe Eingang gefunden. Auch verfertigt man hier jetzt dicke Kirchenkerzen aus diesem geadelten Talge; übrigens ist es ein Gegenstand der Discussion der höchsten geistlichen Behörden geworden, ob es statt des Wachses auch in den Gotteshäusern zuzulassen sei. Wenn ich mich recht erinnere, so haben die Bischöfe in einigen Diöcesen es verpönt. In der griechischen Kirche wird es sicher nie angenommen werden, und in ihnen der fleißigen Bienen uralte edle Arbeit immer in Ehren bleiben.

Es ist unmöglich, allen den Wandlungen in der Welt der Wiener Bazare zu folgen. Es verändert sich hier täglich etwas, es versiegt heute die eine oder die andere Gewerbsquelle, und es etabliren sich morgen wieder neue. Einer der zuletzt hier etablirten Läden war der Bronceladen des Engländers Morton, der jetzt auch bereits in Mailand, Pesth, Prag und anderen Hauptstädten der Monarchie seine Filialetablissements hat. Das Reizendste, was ich hier sah, war ein bronceenes Vogelgebauer, das aus vergoldeten Stäbchen bestand und von reizenden, emaillirten Blumengewinden umschlungen war. Das erste Vogelgefängniß dieser Art war für die Kaiserin Mutter aus Paris gekommen; seitdem hatte man siebenzehn davon verkauft, von denen allein zehn nach Konstantinopel bestimmt gewesen waren.

Als ich aus diesem Bronceladen trat, wurde ich Augen-

zeuge eines kleinen Vorfalls, der für Menschen und Thiere, die dabei die Hauptrolle spielten, gleich ehrenvoll und rührend war. Ein paar kleine Sperlinge waren bei ihrem ersten Ausfluge, den sie mit ihren Alten über die Dächer der Residenz machten, ermattet und in der Straße von einem Burschen gefangen worden, in dessen Hand sie jämmerlich piepten und schrieen. Die Alten flatterten ängstlich an den Wänden der Häuser herum, setzten sich auf die Schilder der Läden, auf die Laternenpfähle und verfolgten den Jungen mit ihrem Geschrei, indem sie zuweilen bis mitten in das Straßengetümmel hinabflatterten. Ich bat den Jungen, er möchte die Thierchen loslassen, und da auch sein Mitleiden schon durch das Jammern der Alten erregt war, so ließ er sie beide los; aber täppisch flogen sie gegen die Mauern und fielen auf die Straße matt zurück, wo sie wieder von den Leuten gehascht wurden. „Gieb sie mir für meinen Kleinen!“ „gieb sie mir für meine Kinder!“ schrieen einige Weiber. Aber die kleinen gefiederten Aeltern zirpten so mitleidsvoll dagegen, daß am Ende alle indeß versammelten Leute, lauter Wiener Plebs, laut riefen: „Nein, nein! laßt sie frei! gebt sie frei!“ Es waren auch Juden darunter, die besonders laut schrieen. Mehre Male wurden die Vögel in die Luft geworfen, fielen aber immer wieder auf die Straße zurück, was denn jedesmal ein Jammergeschrei aller Anwesenden, sowie auch der flatternden Alten zur Folge hatte. Endlich brachten sie eine lange Leiter geschleppt. Alle griffen zu, setzten sie an den Vorbau eines kleinen Hauses, und während die Anderen schrieen und sich bei'm Festhalten bemühten,

stieg einer hinauf und setzte die jungen Thierchen auf das Dach. Die Alten kamen zu ihnen herab, und die ganze kleine Familie flog dann zum allgemeinen Jubel der für die Freiheit enthusiasmirten Fisolenseppel und Würstelpeter davon. Sogar ein paar „Glacéfränzel" (petits-maîtres) blieben stehen und belorgnettirten lächelnd die Scene von Weitem.

Zu den Artikeln, die in Wien für Ungarn, Polen und andere Länder in großen Quantitäten gemacht werden, gehören unter anderen auch alle die bei Theatern nöthigen Gegenstände, mit denen sich alle stehenden und herumziehenden Theatergesellschaften der österreichischen Staaten von Wien aus versorgen. Man findet hier Buden, die mit lauter solchen Gegenständen, Garderoben, Flittern und Federputz aller Art, versehen sind, und insbesondere mit Diademen, Diamantgürteln und Brillantschmucken für die Bretterköniginnen und die Bühnenprinzessinnen. Diese falschen Diademe werden von den Wiener Goldschmieden in großen Quantitäten angefertigt. Sie nehmen dazu eine eigene Composition von Blei, Zinn und Wismuth, welche „Theatercompositionsmasse" genannt wird. Diese Masse macht so viel Effect, daß das Feuer der echten Steine für eine gewisse Entfernung wirklich höchst täuschend dadurch nachgeahmt wird. Die kleinen polirten Facetten des Metalls werden dabei nicht erhaben, sondern vertieft zusammengesetzt, und das Licht spielt ebenso aus ihnen zurück, als wären es lauter erhabene Steine.

Es giebt viele Artikel, die man in Wien vorzüglich gut arbeitet; dahin gehören auch z. B. Korallen und Perlmutter. Man findet mehre Korallenläden, die das Zier-

lichste enthalten, was man sehen kann. Vielleicht ist diese Arbeit von Neapel, wo man bekanntlich das Schönste in Korallen ausführt, hier herübergepflanzt worden.

Uebrigens ist bei allen diesen Sachen, den Bijouterie-waaren und der Quincaillerie, die so außerordentlich billig und gut in Wien gemacht werden, der Uebelstand, daß man sie hier nicht in so großen Quantitäten beisammen findet, daß sie von einer bedeutenden Wichtigkeit für den Welthandel werden könnten. Ich traf einen Amerikaner in Wien, der mir sagte, daß er die Wiener Producte der genannten Art zum Theil so ausgezeichnet billig und verhältnißmäßig schön finde, daß er überzeugt wäre, man könne in England 20 Procent und in Amerika gar 80 Procent oder noch mehr damit verdienen. Indessen habe er nicht weniger als acht Monate Zeit gebraucht, um für seine mitgebrachten 150,000 Gulden Waaren genug zusammenzubringen, so sehr sei Alles in kleinen Magazinen zerstreut, und er glaube daher nicht, daß er seine Speculation wiederholen werde. Wien ist in allen Stücken nur noch auf die mit kleinen Quantitäten zu befriedigenden Bedürfnisse seiner Provinzen eingerichtet, für den Welthandel aber ist der Platz unbedeutend.

Es ist merkwürdig, daß man etwa erst seit fünfzehn Jahren in Hamburg ein Handelsbuch einzubinden versteht. Bis zu dieser Zeit verschrieben die meisten großen Handelshäuser ihre großen Folio-Schreibebücher aus England. Erst seit fünfzehn Jahren geschieht dieß nicht mehr, und man kann nun auch in Hamburg solche Bücher machen, die sich mit einer elastischen Feder öffnen, und deren Blätter sich, man

mag sie aufschlagen, wo man will, überall ganz schlicht in eine vollkommene Ebene ausbreiten. Die Wiener verstehen diese scheinbar so einfache Kunst noch nicht, denn der größte Wiener Buchbinder, Girardet, der mit 36 Gesellen arbeitet, hat darunter für alle soliden und besonders schwierigen Arbeiten drei Engländer und für die, besonders feine Behandlung und ausgezeichneten Geschmack erfordernden neun Franzosen in Dienst. Diese Leute verstehen ihr Geschäft aus dem Grunde, und was sie unter Händen hatten, ist tüchtig und schön geworden. Sie arbeiten ganz gesondert von den deutschen Gesellen, damit die Geheimnisse ihrer Kunst nicht verrathen werden. Es giebt viele feine Lederarten, die man in Deutschland noch gar nicht bekommen kann, und sie, der Stoff, sowie die Werkzeuge und Werkleute, sind aus England und Frankreich verschrieben. Die Zierlichkeit, Eleganz und Solidität der Arbeit erreicht das Höchste, was man sich denken kann, und die Manchfaltigkeit der Erfindung ist ebenso bewunderns- werth. Alle acht Wochen räumt Herr Girardet und ist alle acht Wochen mit ganz nagelneuen Erfindungen und Formen versehen.

Nachdem ich eine Revue der ganzen Magazinen- und Budenstadt gehalten und dabei auch die Karlsbader Spenadeln, die Voralberger Spitzen, die Wiener Parfumfabrik nach orientalischer Art, die leonischen Arbeiten, verschiedene fleißige Frauen, welche Goldhauben „flickerten," besucht hatte, kam ich am Ende der Bischofsstraße und der Rothen-Thurmgasse, bei'm „Salzgries" zu einem Laden, der den Schluß machte, und zwar mit einer in Wien sonst

ziemlich seltenen Handelswaare, mit Affen, die unter allen Vierfüßern am meisten Aehnlichkeit mit den Menschen haben, und mit Papagaien, die unter allen Vögeln am meisten den Affen ähnlich sind. Der Besitzer dieses Kaufladens erzählte mir, daß die Witterung dieses Jahres für seine Waare besonders nachtheilig gewesen sei; er habe für mehr als 1700 Gulden Affen eingebüßt, die alle einen Husten bekommen hätten und gestorben wären. Einer der Affen hustete noch, und ich war erstaunt über die Aehnlichkeit seines Hustens mit dem der Menschen. Ich fand hier mehre verschlossene dunkle Käfige, welche die Studirzimmer der Papagaien-vorstellten. Abends und Nachts verschließt sie ihr Lehrer in diese Gefängnisse und bringt ihnen dann das Sprechen bei. Wenn er die Käfige nicht verdecken würde, so würde sich ihre Neugierde immer mit anderen Gegenständen beschäftigen, und wenn sie sich gar unter einander sehen könnten, so würden sie sich nur in ihrer amerikanischen Wildensprache unterhalten wollen. Es dauert sehr lange, bis ein Papagai eine neue Redensart gelernt hat. Viele hat der Schulmeister in Kost und Lehre bei alten Weibern, die ihnen dann wieder ihre Wiener Schnaken beibringen. Die mehrsten von ihnen schrieen die Redensart:

„Vivat Ferdinandus Primus!“

Ausflüge.

Man hat es schon oft beklagt, daß die Stadt Wien sich mit den großen zu ihr hineilenden Eisen- und Wasserbahnen nicht in eine innigere Verbindung gesetzt hat. Die Dampfschiffreisenden verwünschen diesen Umstand, wenn sie nicht lange nach Mitternacht das Bett verlassen müssen, um wenigstens um fünf Uhr Morgens mit dem Pyroskaph abgehen zu können, und die Eisenbahn-Passagiere schelten darauf, wenn sie erst eine Reise durch die ganze Stadt, die Vorstädte und Vordörfer machen müssen, bis sie sich den raschen Locomotiven in die energischen Arme werfen können. Die verschiedenen Bahnhöfe und Dampfschifffahrtsstationen liegen alle zwei bis 3 Stunden von einander entfernt und zum Theil ebenso weit von dem Mittelpuncte der Stadt. Eine unglaubliche Menge von Fiackern, Stellwagen und Postkutschen beschäftigt sich mit der weitläufigen Personenzufuhr zu diesen Stationen.

Auch der prachtvolle Bahnhof der sogenannten Wien-Raaber Eisenbahn, dem ich eines schönen Sonntags zueilte, liegt vor den äußersten Linien der Stadt. Seine Po-

stition ist so hoch, daß es ein Leichtes gewesen wäre, die Bahn über alle, selbst die höchsten Dächer der Stadt bis in das Centrum hinein wegzuführen, ohne auch nur den Rauch irgend eines Schornsteines zu behindern. Auf dem Stephansplatze wäre man dann mit dem Ende der Bahn ungefähr in der Mitte der Höhe des Stephansthurmes angelangt; denn um so viel niedriger liegt diese Gegend der Stadt, und das hätte freilich noch viel unbequemere Transportmittel nöthig gemacht, als die Stellwagen es sind.

Vor der Einrichtung der Eisenbahnen waren einem großen Theile der Wiener Bürger manche Partieen der schönen Umgegend der Stadt ein verbotenes Paradies. Denn die, welche keine andere Locomotive in Bewegung setzen konnten als die, für welche ihr Schuster das Lederwerk besorgte, kamen in Jahr und Tag oder auch in ihrem ganzen Leben nicht nach Baden, Stockerau oder sonst einem solchen entfernten Puncte. In den letzten Jahren wurde nun durch die Eisenbahnen jedem Wiener ein Schlüssel zu diesen Paradiesen gegeben, und alle Augenblicke bei der Eröffnung eines neuen Eisenbahnstückes oder einer neuen Bahnbranche kündigten die Wiener Blätter dieses Ereigniß in einer Weise an, wie man sonst vielleicht Cook's Länderentdeckungen ankündigte, und es wurde jedes Mal eine besondere reizende Schilderung des neuen Landes Stockerau, der Briel, des Helenenthales u. s. w. entworfen, um die Leute damit zu Tausenden auf die Bahn hinauszulocken.

Durch diese Eisenbahnen wird die ganze Umgegend von Wien umgewandelt, und das ganze System von Ver-

gnügungsanstalten, wie es bis jetzt bestand, über den Haufen gestoßen werden. Der Prater und der Augarten sind verloren und stehen jetzt, wo Alles auf drei bis vier und fünf Meilen Entfernung hinausrollt, im Vergleich mit früher leer.

Der Prater hatte heute die wundervollsten Versprechungen gemacht. Er hatte ein großes Bacchusfest angekündigt, das mit einer naturgetreuen Darstellung der Eruption von drei Vulkanen auf Fernando-Po endigen sollte. Die drei Vulkane sollten sich im Flammenschleudern überbieten, und es sollte Rauch genug aus ihren Schlünden dringen, um den Himmel zu verfinstern. Auch wäre die Veranstaltung getroffen worden, daß viele kleine und große (aus Pappe verfertigte) Felsblöcke dabei in die Luft geschleudert würden. Nichtsdestoweniger aber sprach Alles, der Prater würde doch leer bleiben, und stürzte den Bahnhöfen zu. Und in der That klangen auch die Einladungen und Ankündigungen für die entfernteren Orte nicht minder lieblich. In Mödling wollte Herr Strauß seine neu componirten Tänze: „die Landlust," „die Eisenbahngaloppade," „die Najaden" und „die Annenfestklänge" spielen, und Herr Lanner in Liesing seine „musikalischen Plaudereien," seine „Sonderlinge" und seine „Reflexe aus dem Gebiete der Tonkunst" vortragen. In Baden sollten Volksfeste allerlei Art stattfinden: ein Wetttanz, der „Tanz um den Hut," wobei nach „Mailändischer Sitte die Damen durch eine Pforte tanzen, und diejenige, deren Durchgang mit einem gewissen gegebenen Signale zusammentrifft, einen zierlichen Hut gewinnt." In den

verschiedenen Arenas (Gartentheatern) waren „die böhmischen Mädchen in Uniform,“ „die Entführung vom Maskenball,“ „die Jungfrau aus der Feenwelt“ und noch andere das Wiener Publicum anziehende Stücke angesagt.

Selbst um den letzten Stellwagen, der noch zur Wien-Raaber Eisenbahn abfuhr, drängten und kämpften die Leute. „Meine Herren lassen Sie doch die Damen zuerst hinein!“ riefen einige in dem Gedränge. „Ja die Damen zuerst, die Damen zuerst, sakt a Jedes, und do bin i halt schon wieder z'ruckgepufft,“ schrie eine aus dem Wagentritt wieder Zurückgeschleuderte. Sie schien eben im Begriff, sich einer höchst beredten Verzweiflung zu überlassen, da luden wir sie ein, mit uns im Fiacker hinzufahren, und wir erkannten in ihr trotz ihrer Glacéhandschuhe eine Wiener Köchin. Die Wiener Köchinnen haben gewöhnlich kurze Aermel, zwischen welchen und den langen Handschuhen in der Mitte ein etwas bräunlicher und angebrannter Ring ihres Armes entblößt bleibt, an dem man sie erkennt.

Die Wien-Raaber Eisenbahn — nachdem ihre Direction auf Ungarn aufgegeben ist und sie nun nach dem adriatischen Meere gehen soll, wird sie wohl die Wien-Triester genannt werden — ist wohl die in allen Stücken eleganteste Eisenbahn, welche bis jetzt existirt. Die Bahnhöfe und alle Stationsgebäude sind von einer Größe und Pracht, die luxuriös zu nennen ist. Die Vor- und Entrée-Zimmer der ersten und zweiten Klasse sind wahre Salons, die Treppen breit und schön. Ueberall ist man sehr vorsichtig zu Werke gegangen, und in dem

Bahnhofe selbst findet sich z. B. ein großer Damm von Grand aufgeschüttet, um die Stöße der etwa zu heftig heranrollenden Wagen aufzufangen. Der Damm ist aber wieder auf so elegante Weise eingefaßt und so mit elastischen Lederkissen auf den Seiten gepolstert, daß er irgend einem großen Riesenmöbel eher ähnlich sieht als einem Erdwall. Der Wasser-Einlaß in die Locomotiven geschieht mittels großer, eiserner Röhrenarme, die sich auf eisernen Gußsäulen drehen und zu dem Wasserbehälter der Locomotive wie Hähne zum Fasse hinangedreht werden. Die Arme wie die Säulen haben irgend eine elegante antike Form erhalten.

Der Wagen giebt es hier, wie auch anderswo, drei Klassen. Sie sind alle außerordentlich groß, und jeder ist auf nicht weniger als 56 Personen eingerichtet. Außer diesen drei Klassen aber giebt es noch sogenannte „Salon-Wagen," die inwendig mit Spiegeln, Divans, Tischen u. s. w. möblirt sind wie die Salons der Paläste, und welche für die reichsten und vornehmsten Leute bestimmt sind. Die Bahn führt bis jetzt nur noch vorzugsweise zu den beliebten Vergnügungsplätzen der Wiener, und die Locomotiven haben daher alle Namen von ihnen und heißen: „Mödling," „Baden," „Neustadt." Späterhin werden hier wohl andere bedeutungsvollere Namen erscheinen, wie etwa z. B.: „Adria" — „Venedig" — „der Orient" — „die Levante."

Sina ist bei der Wien-Raaber Bahn der Haupt-Entrepreneur, wie Rothschild bei der Wien-Brünner.

Anfangs waren als Wagenführer hier lauter Engländer angestellt. Jetzt aber hat man sie durch Deutsche ersetzt. „Denn," sagte mir ein Wiener, „sie haben nicht das Phlegma des Deutschen, sie waren rasch, unvorsichtig und haben mehre Unglücksfälle herbeigeführt." Die vorschriftsmäßige Vorsichtigkeit bei den österreichischen Eisenbahnen ist übrigens so groß, daß sie beinahe dem Zwecke dieser Bahnen, schnell vom Flecke zu bringen, schadet. Unzählige Male wird vorher gepfiffen, ehe man abgeht. Langsam und sehr allmählig setzt sich der Zug in Bewegung und behält auch durchweg ein sehr mäßiges Tempo des Fortschritts bei. Lange vorher wird schon wieder gehemmt, ehe man anhalten will, und in einem erstaunlich lang und langsam schleifenden Schlendrian kommt man auf dem Bahnhof an. Freilich, wenn man von der Ansicht ausgeht, daß man mit jeder neuen Vorsichtsmaßregel jährlich einige Menschenleben mehr rette, so kann man deren wohl nicht genug anempfehlen. Allein es fragt sich, ob dem wirklich so sei. Es könnte ja sein, daß mit der größeren, von oben herab anempfohlenen Vorsicht auch in demselben Verhältnisse von unten herauf die Nachlässigkeit sich mehrte. Je sicherer das Publicum ist, daß von oben herab alle Maßregeln genommen sind, desto weniger Maßregeln nimmt es selber. Je mehr aber der Locomotive eingeheizt wird, in desto höherer Spannung befindet sich auch die Aufmerksamkeit, die Furcht, die Energie und Raschheit des Publicums und der Angestellten. Man müßte hierüber einen Professor der Psychologie um ein Gutachten ersuchen, oder, wenn man die Wahrheit lieber a posteriori finden

wollte, die Unglücksresultate zweier Bahnen, einer langsamen und einer raschen, neben einander halten.

Wir hatten nicht weniger als 15 mit vergnügungssüchtigen Wienern gefüllte Wagen in unserem Train, also über 700 Personen. Aehnliche Trains begegneten uns zu wiederholten Malen, und ich glaube, daß man die Anzahl der Personen, die an diesem Sonntage an der Eisenbahn-Galoppade Theil nahmen, wenigstens auf 12,000 anschlagen konnte. Der Tanz ging immer in der Ebene am Fuße des Wiener Waldes hin. Dieß Gebirge ist von mehren Thälern durchschnitten, an deren Mündung die schon mehre Mal genannten reizenden Dörfer Liesing, Mödling, Baden u. s. w. liegen. Hunderte von Männern, Weibern und Kindern werfen die Conducteure der Trains bei jeder Thalmündung aus, und hundert neue packen sie wieder ein. Sonst brauchte der Fremde fast eine ganze Woche, um alle diese gepriesenen Orte der Reihe nach zu besuchen. Jetzt gewinnt er in einem raschen Sturmschritt von wenigen Stunden einen genügenden Ueberblick.

Wir ließen uns zum ersten Male bei Mödling zum Wagen hinauscomplimentiren, um die gepriesene Gegend „in der Briel" in Augenschein zu nehmen. Bei dem Kaffeehause daselbst fanden wir ein Dutzend gesattelter und gezäumter Esel am Geländer stehen. Der eine hieß „Karl Wizing," der andere „Nánerl" und deren Tochterlein „Sófi" (Sophie), wie uns die kleinen Knaben, ihre Führer, erzählten. Da wir unserer drei waren, so bestiegen wir diese drei und trabten damit in die Berge.

Die Mödlinger Briel gleicht in vielen Stücken dem

Plauen'schen Grunde bei Dresden. Jedoch ist das Thal etwas weniger eng. Der Vater des jetzigen Fürsten Lichtenstein hat die Gegend in Aufnahme gebracht. Er ließ mehre nackte Bergabhänge mit Bäumen besetzen, überall Wege bahnen und verschiedene hübsche Anlagen machen, versah mehre Berggipfel mit Pavillons und Lusthäusern, baute sich selber ein neues prächtiges Schloß in der Nähe und gab das alte als malerische Ruine den neugierigen Besuchen des Publicums preis. Es sind in diesem Augenblick wieder mehre anjetzt noch wildere Wald- und Felsthäler in der Umgegend Wiens in einer ähnlichen Umwandlung begriffen. Die Nymphen und Waldgötter werden durch die städtische Kaffeehaus-Cultur daraus vertrieben. In den Höhlen der Faunen und Najaden nisten sich Bier- und Weinschenken ein, und wo sonst ein einsamer Naturfreund sich mühsam durchdrängte, traben nun die Populationen ganzer Stadtquartiere in fröhlicher Gesellschaft.

Die Ruinen der alten Burg Lichtenstein, zu denen Karl Wizing, Nänerl und Söfi uns hinauftrugen, sind ächte Ruinen, was wichtig zu bemerken ist, da die Berge rund umher eine Menge unächter, nachgeahmter Burgen als bloße Decoration zur Schau tragen. Es ist eins der ältesten Besitzthümer der erlauchten Familie, die von ihm den Namen trägt, kam aber später in fremde Hände und wurde erst in neuerer Zeit wieder mit den dazu gehörigen Weingärten und Aeckern von den Lichtensteins um 600,000 Gulden angekauft. Es ist ein recht altes, felsiges Ritternest. Das Verließ der Gefangenen liegt hier gerade vor der engen Eingangsthür, und das Erste,

was die alten gestrengen Herren, über ihre Hausschwelle schreitend, thaten, mußte eine abschlägige Antwort sein, wenn die Gefangenen, um Freiheit bittend, zu ihnen heraufwimmerten.

Der Saal, in welchem die Ahnenbilder aufgehängt sind, hat zum Theil den nackten Felsen, zum Theil große Feld- und Quadersteine als Wand, ebenso bildet der nackte und noch dazu unebene Fels das Parket des Fußbodens. Der älteste unter den hier portraitirten Herren ist Johann von Lichtenstein, der 1395 starb, und die Reihe geht dann herab bis auf den Großvater des jetzigen Lichtenstein. Die Frauen hängen in einem besonderen Felsengemache daneben. Es muß ein Vergnügen sein, von diesem schönen, kerngesunden Geschlechte abzustammen. Es sind lauter hohe, schlank gewachsene, schöne Figuren, und die zierlichen Halskrausen, die bauschigen Wämser, die knappen Beinkleider, die sammtenen Barets, die goldenen Ketten und die reichen Fürstenmäntel, an denen es ihnen in keinem Jahrhunderte fehlte, stehen ihnen gar stattlich. Der schönste von ihnen ist der „Herr Joh. Sept. v. Lichtenstein, Herr auf Hanau und Ramsburg, Herrn Jörg Hartmann's v. Lichtenstein auf Felsberg Suhn, seines Alters bei 35 Jahr.“ Einer von ihnen hat einen Tiger, den er caressirt, zur Seite. Nun, die jetzigen Lichtensteins werden ebenso wenig wieder einen Tiger zum Schooßhund, als dieß alte Felsennest zu ihrem Wohnhause nehmen. Ebenso wie diese Stammburg der Lichtensteins bei Mödling, ebenso war auch im Laufe der Jahrhunderte ihre zweite Stammburg Lichtenstein bei Murau ihnen abhanden gekommen.

Aber auch sie ist jetzt wieder vom alten Fürsten Johann der Familie zurückerworben worden.

Wie der Lichtenstein der verehrte Schutzherr und Patron des Brieler Thales hinter Mödling ist, so ist der Erzherzog Karl der Patron des reizenden Thales hinter Baden. Wir gelangten dahin auf folgende Weise: erst im Schritte bergab auf unseren Eseln — darauf im Trabe mit dem Stellwagen bis zur Eisenbahn — dann im Galopp bis auf die Station von Baden — wiederum in einem Stellwagen nach Baden selbst — und endlich auf Eseln in den Hintergrund des Thals. Nie in meinem Leben habe ich höflichere Verbote gesehen als in den Anlagen, die der Erzherzog Karl dem Publicum geöffnet hat, denn es war bei jedem auch der Grund des Verbotes angegeben, z. B. so: „Man bittet das geehrte Publicum, sich in diesen Anlagen der gebahnten Wege zu bedienen, um den jungen Holzanwuchs zu schonen." Ohne Zweifel würde es viel zur besseren Befolgung aller Verbote beitragen, wenn man sie immer auf eine solche Weise motiviren wollte.

Das schöne Schloß, das der Erzherzog sich gerade im Thore des schönen Thales gebaut hat, heißt Weilburg. Obgleich wir das reizende Bild dieses Schlosses beständig vor uns hatten, mußten wir doch, da wir auf Nebenpfade gerathen waren, zweimal nach dem Wege fragen und zweimal österreichische Antwort darauf in Empfang nehmen. Der erste Antworter sagte: „Ich bin diesen Weg ganz unkündig," und der zweite: „Das ist der rechte, jener Weg ist blos für die „Eigenen" (Besitzer).

Schloß Weilburg ist berühmt durch seinen reichen Rosenflor. Der Gärtner versicherte uns, sie besäßen hier nicht weniger als 800 Rosen-Species; jetzt aber in der blüthelosen Zeit glichen sie einander alle wie Todtengerippe. Zur Entschädigung sahen wir dagegen eine Blüthe, die man nur selten in deutschen Gewächshäusern erblickt, die rosenrothe, mit dunkelrothen Flecken punctirte Lilie (Lilium speciosum punctatum). Die Situation des Gartens und Schlosses gehört wohl zu den reizendsten, die man für ein Schloß erdenken kann. Er liegt am Rande eines Gebirgslandes, in der Oeffnung eines Thales, im Angesicht einer reich bebauten Ebene. Zu beiden Seiten steigt man zu waldigen Höhen hinan, und hinten geht es in enge Thalschluchten hinauf. So findet die Seele hier Alles vereinigt, das nahe warme Bild eines lieblichen Thales, die erhebende Aussicht in ein fernes, lebens- und hoffnungsreiches Land und den Rückzug in eine freundliche Waldeinsamkeit. Ich suchte vor Allem diese und fand am Ende des Thales eine hübsche Wiese mitten im Gebüsch am Rande des Flusses sich hin erstreckend. Diese Wiese heißt die „Hauswiese.“ Während in Baden Alles gefüllt mit Menschen war, verloren sich hierher nur Wenige. Ein kleiner Knabe producirte sich auf der Violine und empfing für sein meisterhaftes Spiel mit warmen Dank die großen Kupferstücke seiner wenigen hier spazierenden Mäcene.

Nach Baden zurückgekehrt, erfrischten wir uns mit einer Tasse Kaffee und mit einigen trefflichen Kipfeln, die hier besser gebacken werden als selbst in Wien. Sie machen hier Kipfel von allen Größen, von einem halben

Kreuzer bis zu 5 Gulden das Stück. Auch haben die aristokratischen Bäcker aus Kipfelteig gebackene Kronen oder Wappen vor ihren Fenstern hängen. Man macht sich so viel aus eben gebackenen Kipfeln, daß die Bäcker nicht, wie die unsrigen, das Gebäck nur einmal am Tage frisch geben, denn manche haben an ihren Läden angeschlagen: „Hier ist dreimal täglich frisches Brot zu haben.“ Von Baden aus haben sich die Kipfel neuerdings auch nach Paris verbreitet. Der Baron Rothschild ließ einen Badener Bäcker dorthin kommen, dessen Gebäck soviel Beifall fand, daß er in kurzer Zeit reich wurde.

Das Leben in Baden hat sich in neuerer Zeit außerordentlich verändert. Sonst wohnte der Kaiser Franz hier im Sommer und sammelte hier, wie der König Friedrich Wilhelm in Teplitz, viele vornehme Welt um seine Person. Beide Orte haben durch den Tod dieser beiden Herren in gewisser Hinsicht viel verloren, und jetzt, da die Eisenbahn tagtäglich Tausende von allerlei Menschen herführt und die Gegend mit Rauchern, Trinkern und Köchinnen überschwemmt, werden die Freuden der Arena unendlich viel bedeutender als die des Salons. Die Bäder werden jedenfalls dabei gewinnen. Denn ihre Benutzung ist nun vielen Menschen erlaubt, die früher nicht daran Theil nehmen konnten; so kommen z. B. jetzt früh mit dem ersten Wagenzuge viele kranke Beamten an, baden sich und kehren noch vor Eröffnung ihrer Bureaus wieder nach der Hauptstadt zurück.

Der Fürst Pückler-Muskau machte die Bemerkung, daß man in der deutschen Stadt Wien wohl ein

„Lamprell" und ein „Paraplule", aber keinen „Regenschirm" kenne. Auch ich hatte Gelegenheit genug, zu bemerken, wie gern Leute aus den ungebildeten Ständen sich mit ein paar französischen Redensarten etwas zu Gute thun. Als ich am Abend zur Eisenbahn zurückkehrte und in dem Vorzimmer der zweiten Klasse mit einigen hundert Menschen die Ankunft des Trains abwartete, kam ich neben einer dicken, starkgeputzten Dame zu sitzen, die mit einem vor ihr stehenden Herrn französisch sprach. „Comment vous portez-vous?" fragte sie ihn. „Oh! oui, bien!" antwortete er. „Prenez place ici. Voulez-vous?" — „Non!" — „Pourquoi-donc?" — „Non! je — je.... Ah, wie soll i sog'n, i kann nit sog'n: Ich stehe lieber!" Dabei lachte er laut auf. — „Il fait très-chaud ici!" fuhr sie fort. „Sie manen, es sei heiß hier. Jo 'sisch a Hitz, das existirt nit!" „Oui, c'est trop!" nahm die Dicke wieder das Wort, „'sisch schon zu arg. Wenn sie die Hitze hier alle auffingen und in die Locomotive ließen, da könnten sie die Feurung sparen." — Ich verließ meinen Platz, um am Fenster frische Luft zu schöpfen. „Schaunse!" hörte ich den Herrn hinter mir sagen, „nun setz' ich mich nieder, denn wo Einer aufsteht, da kann der Andere Platz nehmen, hat der Kaiser Joseph g'soagt."

Die Rückfahrt um 11 Uhr Nachts war wirklich brillant und die vorsichtige Beleuchtung der Bahn beinahe überflüssig. Rothe und grüne Lampen illuminirten die Stationsplätze. An dem ganzen Wege hin waren Fackeln und Laternen aufgestellt, und außerdem noch leuchtete der Mond

am Himmel. Selbst in so später Nacht begegneten wir noch mehren hin- und herkreuzenden Trains, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, die Locomotiven piepten und pfiffen so zahlreich auf der Bahn wie die Mäuse auf einem Kornboden. Meine Nachbarn im Wagen waren ein paar italienische Herren, die in ihrer Muttersprache sich mit einander unterhielten. Zu meinem Leidwesen bemerkte ich, daß sie dann und wann aus meiner Muttersprache einige Worte beimischten, die nicht eben die lieblichste Bedeutung hatten. Mehre Male gebrauchten sie die deutschen Worte: „Zuchthaus, Zuchthaus-Verwalter" und ähnliche. Diese Worte mögen in Italien so berühmt und gefürchtet sein wie in Deutschland die „Knute und Sibirien."

Schönborn'sche Gemäldegalerie.

Von allen den mit Oel und Pinsel auf Leinwand gebrachten Phantasie- und Lebensbildern, die sich in den Palästen der Stadt Wien befinden, konnte ich dieses Mal leider nur die besuchen, welche vom Grafen Schönborn gesammelt sind. Es ist eine kleine, aber ausgesuchte Sammlung, die man seltener erwähnt als die Lichtenstein'sche und Esterhazy'sche.

Der Besitzer derselben gehört nicht zu Denen, welche nicht begreifen, wie man durch richtige Darstellung eines Butterbrotes, eines halb ausgetrunkenen Bierglases, einer Blume oder eines angebissenen Apfels Bewunderung erregen und sich einen berühmten Namen verschaffen könne. Denn es finden sich hier viele schöne Blumen- und Fruchtstücke, Rosensträuße und Obstkränze von Mignon, Heem, Yken und Anderen. Es giebt Leute, die auf Bildergalerieen dergleichen als verächtlich ganz übergehen und meinen, man müsse diese Dinge gar nicht mit in das Gebiet der erhabenen Kunst ziehen. Allein Göthe sagt irgendwo bei'm Anblicke eines Korbes mit Obst, „er wäre vom Reichthum, von der Fülle, von der Manch-

19*

faltigkeit des himmlischen Schauspiels entzückt gewesen. Gewiß dieser Genuß des Auges und des inneren Sinnes ist höher, ist des Menschen würdiger. Er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaumen habe sich die Natur in Wundern erschöpft." Gewiß noch viel inniger als Göthe bei'm bloßen Anblick eines solchen Obstkorbes haben die Frucht- und Blumenmaler das, was er ausspricht, bei'm Malen selbst empfunden. Es gehört freilich eine ganz eigene Phantasie dazu, um ihnen nachzufühlen, und ich glaube, viel Wenigeren ist diese Fähigkeit gegeben, als die, einem Historien- oder Genremaler nachzufühlen. In diese duftigen, rosigen Blumenkelche sich mit dem Geiste zu vertiefen, das Licht gebrochen schauen durch ihre halbdurchsichtigen Wände, die Lichtreflexe von den glatten Oberflächen der Kirschen aufzufangen und den Blicken und Strahlen des Helios zu folgen, wie sie sich in die saftigen, transparenten Schläuche der Trauben vertiefen, die Schönheit und Zierlichkeit in diesen kleinen Formen und Gestalten zu entdecken, die Heiterkeit der Farben zu empfinden und die Fülle, den Ueberfluß, die Dürftigkeit, die Kindlichkeit und tausend andere Ideen und Dinge in den Blumen und Früchten verkörpert zu sehen, dazu gehört die seltenere Phantasie der kleinen Elfen und Gnomen. Dazu gehört die Behendigkeit eines Schmetterlings, das Köpfchen einer Fliege und die nichts verschmähende Aemsigkeit einer Biene. Die Maler selbst zeigen ja auch den Beschauern den Weg, indem sie ihre Blumen und Früchte immer von Vögeln, Schmetterlingen und Insecten umflattert darstellen. Die

wenigsten Geister verstehen es aber, sich diesen Thierchen auf den Rücken zu schwingen und mit ihnen ihre kleinen Reisen zwischen den Blumen und Früchten hindurch zu machen, um alle die verschiedenen aus ihnen herausblickenden Physiognomieen sich zu betrachten.

Den Amor sah ich nie so dargestellt wie hier auf einem Van-Dyk'schen Bilde. Er war ein wilder Knabe im rothen Gewande, der über die Fluren dahin brauste wie ein Sturm. Der Himmel war dabei von Wolken getrübt. Ich begreife nicht, daß die Maler von dem alten, als kleinen heiteren Knaben tradirten mythologischen Amor nicht öfter abgewichen sind. Oft könnte man ihn geradezu als einen ausgemachten wilden Teufel darstellen.

Eins der ergreifendsten Bilder ist hier ein Rembrandt: Simson und Delila. Der starke Simson liegt am Boden. Die Augen werden ihm ausgebrannt. Vor Schmerz ist die ganze riesige Gestalt verzerrt. Die Fußzehen krümmen sich krampfhaft. Die Knechte fesseln die gewaltigen ringenden Arme, und die Verrätherin entflieht mit den geraubten Haaren, indem sie sich rückwärts nach ihrem Opfer umschaut. Die Figur des Simson erinnert fast in allen Stücken an die Figur des Petrus auf dem berühmten Ruben'schen Bilde in Cöln, wie denn überhaupt gewiß trotz aller Verschiedenheit doch auch Verwandtschaft zwischen den Geistern der beiden berühmten Maler existirt. Wären die Umstände ihrer Geburt und ihres Lebens nicht so verschieden gewesen, so wären sie sich vielleicht noch ähnlicher geworden.

Ein zweiter berühmter Rembrandt in der Schön-

born'schen Sammlung ist der Christus, der die Kinder segnet. Der Gegenstand ist ächt Rembrandtisch aufgefaßt, d. h. vollkommen naturgetreu und wie aus dem Leben gegriffen. Das eine kleine Kind z. B., welches Christus bei'm Arm nimmt, blickt ganz verlegen vor dem fremden Manne nieder und beißt sich dabei ganz kindlich-dämmerlich auf den Zeigefinger, den es im Munde herumdreht, ein unerklärliches, aber sehr gewöhnliches Experiment der Kinder, wenn man ihnen etwas sagt, was sie nicht verstehen. In der anderen Hand hält das Kind einen Apfel, den es eben angebissen. Ich sah bei'm Anblick dieses Rembrandt'schen Kindes im Gedanken die verständig und liebevoll aufschauenden Kindlein mit begeistertem Blick, wie sie hier wohl andere Maler gezeichnet haben würden, und wie man sie wohl oft in den Schauspielen auf der Bühne, selten aber im Leben sieht. Das bäuerische Glück der Kinder, wie es Rembrandt darzustellen verstand, und derentwegen sein Christus sie selig pries, ist etwas solliderer Natur als das des „kleinen artigen Wilhelms und „der klugen und verständigen Marie."

Sonntagsspaziergänge.

Es war Sonntag Nachmittag, und ich ging auf die Gasse hinaus, um mir die Wiener Stadt auch einmal zu dieser Wochen- und Tageszeit anzusehen. Das Alltags- und Morgen-Straßengetümmel war ganz verschwunden, das beständige „Ho! ho!" der Fiaker und das „Auf!" der Karrenschieber und Fuhrleute verstummt, denn 20,000 Wiener rollten auf der neu eröffneten Eisenbahn in das neu erfundene Paradies bei Stockerau, und 25,000 flogen auf der Raaber Eisenbahn nach Mödling, Baden und in die anderen Thäler des Wiener Waldes; 50,000 Wiener befinden sich schon ohnedieß den ganzen Sommer über auf dem Lande, und andere 50,000 waren ihnen auf Fiakern und eigenen Fuhrwerken bereits am Sonntag Morgen nachgerutscht, um die Mühen der Woche bei ihnen zu vergessen. Eine andere nicht minder respectable Summe von Bürgern und Bürgerinnen hatte sich in die Gärten der Vorstädte, in den Prater und die Au vertheilt, und so blieb ich mit einem kleinen Reste von Hausmeistern, Kammerzofen, Bettlern und Kranken allein im Besitze der

inneren Stadt, die, wenn die Türken diesen Moment abgewartet hätten, ohne Zweifel, wie Rom bei'm Einfalle der Gallier, rettungslos verloren gewesen wäre. Die Hausmeister standen vor den Thüren und unterhielten sich mit ihren Vis-à-vis-Hausmeistern. Die Kellnerinnen und Kammermädchen schwatzten mit ihren Nachbarinnen im Inneren der Gehöfte. Nur das Kaffeehaus der Orientalen, die wohl schwerlich unsere Art, den Sonntag zu feiern, billigen werden, war mit Menschen gefüllt. In der Stephans-Kathedrale saßen ein paar Dutzend alte Weiber beisammen, die nach dem Rosenkranze ein Gebet nach dem anderen, laut schreiend, durch die Kirche sangen; eine kreischende Stimme unter ihnen schrie vor Allem laut das am Ende jedes Verses wiederholte „Heilig! heilig! heilig!"

In einem der Gehöfte, in welches ich, weiter wandernd, blickte, fand ich einen kleinen Knaben, der aus einem Buche laute Gebete vorlas. Er sagte mir, er sei 8 Jahre alt und thue dieß alle Sonntage. Ich nahm sein Buch und sah, daß er das Evangelium Lucas, Vers 9 bis 14 las. Er sagte mir, dieß wäre das Evangelium für diesen Tag, und es gäbe viele solche Knaben, die am Sonntage das Evangelium in den Häusern Wien's läsen. Als er fertig war, ließ sich ein milder Regen von Kreuzern, die in Papier gewickelt waren, aus den oberen Stockwerken auf ihn herab.

In dem gewöhnlichen alltäglichen Gewimmel des Stadtlebens hatte ich viele kleine Elemente der Wiener Bevölkerung nicht bemerkt, die ich nun erst erkannte und gewissermaßen entdeckte, wie man die Bewohner des Meeres leichter

nach abgelaufener Fluth am Strande findet. Daher fiel mir hier zum ersten Male der Wiener Käsehändler auf, der mit italienischem und ungarischem Käse in der Straße umherzieht. Gewöhnlich sind es Leute aus der Gegend von Udine, die außerdem noch italienische Salami ausbieten. Die meisten sprechen so viel Deutsch, als sie auf den Wiener Straßen nöthig haben. Es giebt im Ganzen nicht weniger als 30,000 Italiener in Wien, und man wird sogar nicht selten von Bettlern in italienischer Sprache angeredet, z. B. mit den Worten: „poveretta! signor mio! la carita!“ Die Bettlerinnen sollten aus Politik immer diese fremde Sprache beibehalten, denn sie erregt mehr Mitleiden als die Sprache des eigenen Landes.

Weiter schreitend fand ich vor einem Bäckerladen einen Mann, der ein kleines Dienstmädchen ausschalt. Ich ließ mich mit ihm darüber in ein Gespräch ein. Er sagte, sie heiße Bawy, Babi, Babette oder Barbara, was Alles Eins sei, und sei eine Böhmin. „Das muß ein sehr armes Land sein, das Böhmen,“ sagte er, „denn es kommen hier jährlich Tausende solcher armen böhmischen Mädchen, Knaben, Männer und Frauen nach Wien. Sie lernen hier nothdürftig Deutsch, suchen sich irgend einen Dienst, sind sehr mäßig in ihren Anforderungen, nehmen mit einer Schlafstelle im Stalle oder auf dem Boden fürlieb und kehren dann, wenn sie sich ein paar Gulden verdient haben, wieder in ihr Vaterland zurück.“ In der That, wenn man die Leute in Wien nach ihrer Landsmannschaft fragt, so ist die Antwort, die man unter hundert zwanzig Mal erhält: „Ich bin ein Behm'.“ Man kann die Anzahl aller

Slaven in Wien, wie man sagt, wenigstens auf 60,000 annehmen und die aller Nichtdeutschen gewiß auf 100,000. Von den obersten Regionen der Gesellschaft bis zu den allertiefsten mischen sich überall nichtdeutsche Elemente bei. Die Anzahl der Ungarn in Wien berechnet man auf 15,000, es frägt sich aber, ob darunter lauter Magyaren zu verstehen sind.

Man konnte damals in Wien mit einem Menschen nicht drei Worte sprechen, ohne auf den Geymüller'schen Concurs zu kommen. Mein Bäcker, den ich bat, mir den Weg zum Glacis zu zeigen, sagte mir unterwegs, es sei das älteste Banquierhaus gewesen, das über 60 Jahre florirt habe. Der letzte Baron Geymüller sei eigentlich kein Geymüller, sondern nur ein angenommener Sohn des vorigen; auch sei dieser Baron eigentlich kein Baron, sie hätten ihn aber dazu gemacht, er habe jährlich 150,000 Gulden verpufft, viele Reiche und Arme seien durch ihn unglücklich geworden, und nun hätten sie doch diesen Unheilstifter zum Thore hinaus geleitet, und er lebe jetzt in Paris mit seiner Frau von den nicht geringen Resten ihres Reichthums. „Lauter Politik! lauter Politik!" setzte er hinzu, „der Teufel finde sich da heraus!"

Unter diesen Gesprächen kamen wir zum Saiher Hof, wo unsere Wege sich trennten. „Schaun Sie diesen Hof, da haben früher auch Nonnen drin gewohnt. Als aber Kaiser Joseph die Pfaffen verjagt, da wurde er auch leer. Dafür haben die Pfaffen aber dem Kaiser Aquatoffana eingeben, und er mußte sterben. Der Popsten, der des Kaisers Freund war und der ihm dabei geholfen,

hat's ihm gleich g'sagt: „Du lebst nicht lange und ich auch nicht." Und dem Popsten haben sie auch Aquatoffana eingeben."

Dieses ist die offene Meinung und Ansicht eines Wiener Bürgers, eines „regulären Mannes," der mir diese Sache ganz einfach erzählte, über jene Angelegenheit, und Folgendes ist die Declination des Wortes Papst nach der österreichischen Grammatik: Nom. „der Popsten," Gen. „des Popsten," Dat. „dem Popsten," Acc. „den Popsten."

So kam ich endlich zur Stadt hinaus auf das Glacis. Hier schien Alles zurückgeblieben zu sein, was zu kurze Beine hatte, um durch die langen Vorstädte Wien's hin das freie Land zu gewinnen. Viele kleine Kinder mit ihren Wärterinnen lagen und spielten in den Wiesen des Glacis herum. Es war in der Nähe des sogenannten „Wasserglacis," wo es alle Nachmittage eine heitere Musik giebt. Ganze Schulen unter Anführung ihrer Lehrer waren hinaus gewandert und im Grase gelagert. Einige von ihnen hatten sich in der Mitte einer breiten Glacis-Wiese ein Zelt gebaut, in dessen Nähe sie campirten und spielten. Es giebt keine zweite Stadt in Europa, die so mitten in ihrem innersten Kerne den Kindern solche Spielplätze darbieten könnte. Die Bänke des Wasserglacis waren übrigens von anderen Besuchern alle leer; nur auf einer saß mitten zwischen den Kindern ein vereinsamter Türke. Er trank seinen Kaffee, und die Kipfel, die man ihm dazu gegeben hatte, vertheilte er unter die Sperlinge, die stets in Schaaren auf den Wiener Glacis herumfliegen. Ich setzte mich einen Augenblick zu ihm und half ihm Kaffee trinken und die

Vögel füttern und bemerkte bei dieser Gelegenheit etwas bei den Sperlingen, was ich früher noch nie an ihnen beobachtet hatte. Einige unter ihnen waren so gierig, daß sie sich flatternd in der Luft erhielten, oder auch vom Boden aufflogen und unsere Brotkrümchen in der Luft wegfingen, noch ehe sie den Boden erreicht hatten, wo viele andere ämsig pickten.

Vom Glacis aus hat sich die Stadt Wien mit ihren Vorstädten und Vorstadtdörfern auf sehr unregelmäßige Weise in die umliegende Gegend hinaus verbreitet, je nachdem natürliche Hindernisse ihrem Wachsthume in den Weg traten. Gegen Nordosten setzten die Donauarme und Donauauen der Verbreitung solche natürliche Gränzen, sowie gegen Süden das kahle Plateau des Wiener Berges. Gegen Westen und Nordwesten aber spannen sich die meisten Verzweigungen der Stadt in die fruchtbare Ebene hinüber, und die größte Häusermasse wurde im Thale der Wien hinaus- und hinaufgeschoben. Hier liegen selbst noch außer den Linien, welche die Vorstädte umgeben, viele Dörfer (Döbling, Wäring, Lerchenfeld, Weidling, Hietzing, Penzing, Rein, Hernals u. a.), von denen es nicht mehr zweifelhaft ist, daß sie durchaus keine Dörfer (Ansiedelungen von landbauenden Colonisten), sondern vielmehr Theile der Stadt, d. h. Colonieen voll städtischer Elemente, bewohnt von Bürgern und städtischen Gewerbsleuten, sind.

Wie wenn man einen Polypen umwendet, sich dann das innere Leben nach außen und die äußere todte Haut nach innen kehren, so kehrt sich am Sonntage das Leben der Stadt Wien so um, daß man nur eben das Gewimmel von Menschen,

welches man alltags geschäftig und marktschreierisch auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der inneren Stadt sah, jetzt singend, musicirend und tanzend, trinkend, essend und conversirend in den Vorstädten und ihren Wirthshäusern findet. Zu meinem Sonntagsspaziergange, zu meiner poveretta, zu dem einsamen Orientalen, zu dem Gebete lesenden Johann, zu den „heilig! heilig!" singenden Weibern in der Stephans-Kathedrale paßte dieß Gedudel und Gesumme indeß wenig, und ich flüchtete mich zu einigen mitten in diesem Lärme liegenden Oasen, von denen ich gewiß wußte, daß ich sie heute mehr als an anderen Tagen für mich allein haben würde, zu den Kirchhöfen und den Blumengärten, die auch, wie die Tanzplätze und die Weinhäuser, in diesen Stadtrayon fallen.

Auf dem Währinger Kirchhofe fand ich Beethoven's Grabmal. Sein einfacher Familienname steht in goldenen Buchstaben auf dem Steine. Seit Kurzem ist aber ein Busch davor gewachsen und verdeckt den Namen beinahe völlig. Der Todtengräber, den ich fragte, warum sie den Busch nicht weghackten, damit man den Namen deutlich sehen könne, sagte mir, die Freundschaft wolle es nicht.

Auf jedem Kirchhofe der Welt giebt es gewisse Redensarten, die man immer wiederkehren sieht. So steht hier gewiß auf der Hälfte der Leichensteine das Wort: „Unvergeßlich!" welches mir ebenso wenig zu sagen scheint, als es kurz ist. Auf mehren Gräbern brannten kleine Lichter in Laternen, die man zwischen die Blumen gestellt hatte. Es ist eine Wiener Sitte, dieß an dem Sterbetage der Beerdigten zu thun. Der Währinger Kirchhof ist einer

der vornehmsten in Wien, und Viele haben auf den Gräbern ihrer Verstorbenen kostbare Blumen, für die es ein eigenes Gewächshaus auf dem Kirchhofe giebt. Des Nachts, sagte mir der Todtengräber, würden zwei Hunde losgelassen, welche die geringe Habe der Todten gegen Diebe bewachten.

Nichts schließt sich besser an die Todten an als die Blumen, und zum Schluß meiner Sonntagspromenade besah ich mir daher noch einige Blumengärten des Herrn NN., des Baron XX. und gerieth dann endlich in den großen Ruprecht'schen Handelsgarten, der für Ungarn und überhaupt für alle die Länder, die durch Wien mit dem Samen der Cultur versehen werden, keine unbedeutende Rolle spielt. Sie behaupten, hier nicht weniger als 2000 Varietäten Wein und 400 Arten Kartoffeln zu haben, welche letzteren besonders für die besagten, noch immer mit Kartoffeln schlecht versehenen Länder von Wichtigkeit sind. Auch für die Cultur der Georginen, dieser jetzt auf eine so merkwürdige und so unerhörte Weise durch alle Gärten Europa's wuchernden Blumen, ist der Ruprecht'sche Garten von Bedeutung, und er hat neben den Hamburger und Erfurter Gärten bei den Georginenliebhabern den größten Ruf. Der Besitzer behauptet, mit nicht weniger als 900 Varietäten getaufter und mit Namen versehener Georginen aufwarten zu können. Wie man gewisse Blumen stets von gewissen Schmetterlingen oder Insecten umflogen findet, so trifft man auch bei den Georginen des Ruprecht'schen Gartens fast beständig einige verliebte Georginenfreunde, die aus irgend einem Theile der Monarchie hierher gekommen sind, um ihre Collection verschiedentlich

gefärbter Blumen zu vervollständigen. Wie in England, wie in Hamburg, in Erfurt und an anderen Plätzen, geht man auch hier auf Erzielung und Taufung neuer Georginen aus. Die „Fürstin Kinsky“ (weiß mit zartem Lillaanfluge) ist ein solches Wiener Erzeugniß. Auch die „Baronesse Herderfeld“ (helllilla mit dunkelvioletter Verbrämung) und der „Graf Fünfkirchen“ tragen die Namen österreichischer Großen. Das Allerneueste von Georginen, die letzten Erzeugnisse aus England und Deutschland kommen hier zunächst in diesem Ruprecht'schen Garten an. So blühte hier jetzt gerade zum ersten Male in der österreichischen Monarchie der „Karl XII.,“ ein schönes weiches Sammetviolett im Kelche, das sich allmählig zu einem zarten Lilla verwäscht und am Rande der Blätter rein weiß ist. Der letzte Transport brachte allein 84 neue Arten, die aber erst im nächsten Jahre zum Blühen kommen sollen. Es ist merkwürdig, wie großartig die englischen Gärtner jetzt diesen Georginenzwiebelhandel betreiben. Bei jedem Namen der Zwiebeln ist auch der Erzeuger der Varietät genannt, und dann ist in der Regel noch eine schöne Abbildung hinzugefügt, um zu zeigen, wie sich die Blume in der Blüthe ausnehmen wird.

Gegen Abend kam ich auf das Glacis zurück, und ich erlebte hier eine Scene, die ich nie vergessen werde. Eine plötzlich zum Ausbruch kommende Gewitterwolke, die ganz unerwartet mit Donner und Blitz losbrach und Regen oder Hagel nachzuschicken drohte, hatte alle die in dem Rasen des Glacis nomadisirende Jugend plötzlich aufgeschreckt, und sie befand sich eben, als ich ankam, auf

der Wanderung im Sturmschritt. Alles eilte dem nahen Franzenthore zu und stürzte über die schmale Zugbrücke und durch die enge Pforte. Die Ammen hielten ihre Säuglinge auf dem Arme und verbargen sie vor dem verfinsterten Himmel in ihre Tücher. Von den Kinderwärterinnen hatte eine jede zwei, drei, vier kleine Wesen am Schlepptaue, und einige Lehrer trieben ihre kleine Schaar vor sich her. Es gab ein Laufen, Drängen und Eilen, als wären die Türken wieder in der Vorstadt. „Wilhelm! Du dummer Junge, so buchstabire doch den Franciscus Primus nicht" (vor dem besagten Thore steht der Name dieses Kaisers in goldenen Buchstaben), „zu Hause sollst Du genug buchstabiren, spute Dich doch, Junge! Hörst Du nicht, wie es donnert!" „Babette! na ich bitte Dich, so laß doch die Brückenkette los! Jetzt ist keine Zeit, die Glieder zu zählen! Du hältst uns ja schrecklich auf!" „Ach mein Gott, wo steckt denn nur der Seppi?" „He! Seppi, Seppi, spute Dich! der Regen wird Dir sonst Dein ganzes Schemisettl verderben!" So schrieen die Mütter und Wärterinnen durch einander, und alle schleppten die Kinder in Hast davon, als drohe der Bethlehemitische Kindermord noch ein Mal. Ich bin überzeugt, daß diese Scene sich vielen dieser Hunderte von kleinen Kinderköpfen unvergeßlich eingeprägt hat, und war froh, daß ich Zeuge gewesen war von der Weise, wie auf dem Glacis, der Kettenbrücke und den Thorwegen der Festungswerke dieser Stadt sich die Jugenderinnerungen der Wiener gestalten. Am Ende dieses neunzehnten Jahrhunderts wird vielleicht noch ein Siebzigjähriger sprechen: „Meine erste Lebenserinnerung, die ich habe, steigt

bis zu einem Gewitter auf, dessen Blitze ich noch jetzt deutlich vor mir sehe. Es war im längst entschwundenen Jahre **1841**, wir waren auf dem Glacis gewesen und wurden vom bösen Wetter hineingetrieben." „Ach ja," fällt dann vielleicht ein anderer alter Mann ein, „ich erinnere mich wohl, ich war ja auch dabei, Du warst noch ganz klein und wurdest von Deiner Wärterin getragen. Ich war drei Jahre älter und bekam von meiner Wärterin eine Ohrfeige, weil ich durchaus erst den Franciscus Primus buchstabiren wollte. Ein fremder Mann, Gott weiß, wo der jetzt sein mag, traf darauf zu mir heran, trocknete meine Thränen ab und nahm mich bei der Hand, indem er mich hinter der Wärterin herführte."

Klosterneuburg.

Eines Tages stieg ich auf dem Stephansplatze abermals mit einer kleinen Gesellschaft von Wienern und Wienerinnen in einen Stellwagen — dieß Mal, um einen Ausflug zu dem benachbarten berühmten Klosterneuburg zu machen. Als der Wagen voll war, fuhr der Kutscher zu, und es fand sich, daß unsere Reisegesellschaft aus folgenden Elementen bestand, aus einem kleinen hübschen Mädchen mit ihrer alten Mutter, einer jungen, etwas blassen Frau, die ich anfangs für eine Genossin der Zunft der Nähterinnen hielt, einem ältlichen Männchen und noch einigen stummen Passagieren auf dem Rücksitze, die nicht weiter in Betracht kamen. Das kleine Mädchen trug einen Korb mit Wäsche auf dem Schooße. Sie hielt ihn nachlässig und ließ ihn gleich bei einem der ersten Hopser, die unser Wagen auf dem Pflaster machte, zur Thür hinausfallen, zum großen Entsetzen der Mutter, das sich durch einen lauten Schrei kund gab. Der Kutscher hielt an, ich war rasch hinter dem Korbe her, der glücklich genug, ohne seinen delicaten Inhalt zu verschütten, sich herabgelassen hatte, holte ihn zu-

rück und sagte, daß ich ihn fernerhin selber schon festhalten und bewahren wolle. Ich gewann mit dieser kleinen Gefälligkeit gleich das Vertrauen der Leute, ein Gespräch war angeknüpft, und wir brachen damit nicht eher wieder ab, als bis wir uns in Klosterneuburg trennten. An Stoff fehlte es uns nicht; denn in einer Stadt wie Wien brütet jede Nacht irgend ein Ereigniß aus, welches die redelustigen Zungen des folgenden Tages in Bewegung setzt. Wir sprachen daher von Geymüller's Bankerott, der damals allen Wiener Sprechmaschinen Wasser genug für zwei Monate auf die Mühle lieferte, und womit jeden Morgen, wie mit einem regelmäßigen Morgengebete, jede Conversation eröffnet wurde. Es wurde behauptet, der Sina habe eigentlich den Geymüller gestürzt. Der Buchhalter von Geymüller habe es dem Sina verrathen, wie schlecht es mit seinem Principal stehe, und jener sei darauf zunächst, um seine bedeutenden Guthaben zu sichern, mit seinen Ansprüchen hervorgetreten. Die Commis von Geymüller hätten darüber den verrätherischen Buchhalter zur Rede gesetzt und ihn um's Leben bringen wollen. Aber Geymüller selbst sei dazwischen getreten und habe gesagt: „Laßt ihn leben! denn diesen Menschen, den ich aus der Niedrigkeit hervorgezogen habe, und der mich zur Vergeltung verrathen hat, wird Gott richten!" Dann kamen die beiden letzten Feuersbrünste an die Reihe, und am Ende erzählte gar noch Einer, daß man in der vorigen Nacht in der Leopoldstadt einen jungen Menschen um's Leben gebracht und ausgeplündert habe.

„Na schaunse, das geht hier in der Wiäner Schtadt ja

jetzt ganz galizisch her!“ sagte plötzlich die blasse, magere, junge Frau, die ich anfangs für eine Modistin gehalten, die sich aber nachher als die Gemahlin eines Tabacksregie-Verwalters zu erkennen gab. „Zwei Mal in einer Woche Brand, — ein Mensch ermordet, — Geymüller Krida g'macht! das ist ja ganz galizisch, auf Ehre!“

„Waren Sie, wenn ich fragen darf, in Galizien?“ sagte ich zu ihr gewandt.

„Ach ja!“ sagte sie, „Gott sei es geklagt, zwei ganzer Jahre,“ setzte sie mit einem Seufzer, den sie tief aus der Brust holte, hinzu.

Hierdurch gewann unser Gespräch eine andere Richtung, denn auch ich war in Galizien gewesen und interessirte mich für dieses Land und für die Ansichten, welche andere Menschen darüber hegen könnten.

Wien, dieß warme, lebensfrohe Herz der österreichischen Monarchie, dieser helle, weitleuchtende Glanzpunct, diese heitere Residenz alles Vornehmsten, Sorgenlosesten, Schönsten, Geld- und Geistreichsten des ganzen großen Kaiserstaates, — man kann sich denken, wie sehnsüchtig und neidisch zu ihm hin von allen Seiten her die Blicke der Provinzleute gerichtet sind, und wie hoch in lauter Pracht und Herrlichkeit diese Kaiserstadt in der Phantasie derjenigen Provinzialen thront, welche des Glückes nicht theilhaftig werden konnten, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Umgekehrt aber wird man sich ebenso leicht vorstellen können, wie trostlos einem Wiener oder einer Wienerin die Aussicht erscheinen muß, welche sich von diesem Gipfel der Freude, von diesem Tempel des Ruhmes und von die-

ser Quelle alles Genusses in die vergleichsweise freudleeren Provinzen darbietet. In der That habe ich die Wiener, besonders aber die Wienerinnen nie beredter gefunden, als wenn auf die Böhmen, Mähren oder gar auf die Polen, Ungarn, Kroaten und andere entlegene Völker der Monarchie die Rede kam. Als Gemahlin eines Offiziers, oder eines sonstigen Beamten muß manches hübsche österreichische Kind in die Länder dieser barbarischen Nationen wandern. Wer Gelegenheit gehabt hat, in der Bukowina oder in Siebenbürgen oder in der Militärgränze ihre Klagen zu hören, wird gestehen müssen, daß die Jeremiaden der chinesischen, an mongolische Prinzen verheiratheten Prinzessinnen, wie sie uns Rückert in seinem Schi-king mitgetheilt hat, nicht tiefer empfunden, nicht bitterer und poetischer sind, sowie auch die Freude, welche diese Prinzessinnen fühlen, wenn sie in die Residenz des Sohnes der Sonne, in die Hauptstadt des Reiches der Mitte zurückkehren, nicht größer ist als die Gefühle des Entzückens, denen sich eine Wienerin überläßt, wenn sie nach einer mehrjährigen Residenz in Galizien oder Ungarn zuerst des Stephansthurmes wieder ansichtig wird. Wünscht man zu wissen, welche Bilder sie von den verlassenen Gegenden den Ihrigen entwerfen, so höre man meiner Tabaksregie-Verwalterin einige Augenblicke zu, wie sie uns Galizien schilderte.

Wie gesagt, „das ist ja ganz galizisch!“ sprach sie bei Gelegenheit der erwähnten Unglücksfälle und Missethaten. „Na nun werden wir hier in der Wiäner Schtadt auch wohl bald solche Schauspiele haben, wie man sie in

Lemberg alle Tage schaut. Da wurden während meiner Anwesenheit, binnen sechs Wochen, neun Menschen gehangen. Einmal wurden vier Spitzbuben an einem und demselben Tage gehenkt. Sie hingen sie abwechselnd auf, einen Christen und einen Juden, dann wieder einen Christen und einen Juden. Hier, Gott sei gedankt, ist doch die Todesstrafe so ziemlich ganz abgekommen. Nur das Militair, glaube ich, das köpfen oder erschießen sie noch. Ueberhaupt das ganze Galizien, na das ist ein Land! daß Gott erbarm! Ich bin schon viel gereist und bin auch in Böhmen und Mähren gewesen; dort schon, glaubte ich, daß die Armuth und das Elend der Leute über alle Begriffe ging, und scandalisirte mich darüber. Aber Jesus Maria, nachher habe ich's noch besser gelernt, als ich erst nach Galizien ging, da sah ich erst, was ein Land heißen wollte, in dem die Cultivirung noch so weit z'ruck ist. Ne! solche Bagasche und Füttikerls, wie dort die Leute sind, das habe ich mir nie denkt. Sie rauben und stehlen, glaube ich, alle und begehen Excessen jeder möglichen Art. Anfangs ging's noch so immer mit den Diligencen auf der großen Landstraß'n. Aber später hatten wir unseren eigenen Extramiethwagen. Selbst auf der großen Landstraß'n muß man immer Prügel geben, wenn man etwas haben will. Abseits der Landstraß'n bekommt man aber auch mit Schelten und Prügeln nicht mal etwas. Der Jude, der uns fuhr, rief einmal eines Abends: „Schaut's die Sterne, schaut's die Sterne, der Schabbes fängt an!" und wollte unter freiem Himmel die Pferde ausspannen und uns zum Uebernachten zwingen.

Mein Onkel, der mit mir reiste, gab ihm Prügel, da fuhr er wieder a Bißl weiter. Und so mußte ihn mein Onkel sechs Mal prügeln, bis wir an Ort und Stelle kamen." Ich blickte hierbei unsere Rednerin, die mich übrigens gar nicht darum gefragt hatte, ob ich nicht auch etwa selber schon in Lemberg gewesen sei, mit einem forschenden Blick an. Allein ich fand, daß sie ganz treuherzig und bona fide dabei aussah und uns eben einen solchen treuherzigen Glauben zutraute. „Lemberg nennen sie ihre Hauptstadt. Das Gott erbarm, welche Hauptstadt! Hier in der Wiäner Schtadt, wenn du einen Gulden in die Hand nimmst, kannst doch etwas damit machen, du kannst dir einen Spaß machen, kannst dafür satt werden. Aber dort nehmt's zwei in die Hand, und ihr könnt noch nicht einmal etwas dafür haben; nichts, gar nichts! Die Kafferhäuser sind schlecht, schmuzig und garstig. Eine Tasse Kaffee kostet 24 Kreuzer Münze!" „Münze?" fragte ich. „Ja vier und zwanzig Kreuzer Münze! und doch ist er noch nichts werth. Ein Beamter in Lemberg, der 900 Gulden Münze jährlich hat, kann noch nicht einmal sagen, daß er's eigne Leben hat, geschweige denn Brot für die Kinder. Mein Onkel ist dort, wie wir ankamen, zwei Monate lang von einem Kaffeehause in's andere gegangen, bis er seine Partie Whist finden konnte." Wir kamen hier bei Nußdorf vorbei, wo viele Fiaker hielten, um die Passagiere des Linzer Dampfbootes zu empfangen. „Ja in ganz Lemberg, einer Stadt von 80,000 Einwohnern, — na wenn man die Leute überhaupt einmal Einwohner nennen kann — in ganz Lem-

berg sind nicht halb so viel Fiacker, wie hier an dem einen Platze stehen. Ich versichere, es sind dort nicht mehr als 12 Fiacker, nicht mehr! — Und die Deutschen nennen sie dort Schwob'n, haha! das talkete Volk nennt uns Schwob'n. Ich wohnte bei meinem Onkel. Und als der Winter kam, wollten wir auch auf die Redout'n gehn. Mein Onkel hatte sich auf's Beßte herausgeputzt, und auch ich hatte mich ausgeputzt, ich war ganz bloß, mein Nacken mein' ich — und hätt' mich natürlich ordentlich frisiren lassen, wie sich's gehört, und so wie wir hier in Wien auf die Redout'n gehen. Wir fuhren auch erst um halb eilf Uhr hin, das war noch früh; denn wer fährt denn hier in Wien wohl vor 11 Uhr auf die Redout'n? Da fanden wir sie denn schon alle versammelt, und zwar — o ich vergeß es mein Lebtage nicht — die meisten in Pelzen, einige auch in Schafspelzen und in Stiefeln und Sporen, sowie sie auf der Straß'n gehen. Und als mein Onkel und ich zu unserem Platze gingen, da riefen sie sich einander zu: „Schaut's die Schwob'n! Schaut's die Schwob'n!“ — Mein Onkel, der polnisch verstand, übersetzte mir Alles, was sie unter einander von uns sprachen, die bockbeinigten Kerle! Juden und Zigeuner giebt's dort in Massa, Zigeuner, o 'sisch a Schand', in ganzen Horden! Sie leben in einem Elende, das sich nicht beschreiben läßt, und wenn die Bagasche noch etwas dazu thäte, sein Loos zu verbessern. Aber in dem Lande schiebt's Einer dem Andern in die Schuh. Der Edelmann sagt, der Bauer ist faul, und der Bauer schreit, daß der Edelmann ihn peitscht. Nun die Juden müssen's zuweilen aus-

haben! Die Juden, ach! ich versichere, dieses Volk" — (Die österreichischen Deutschen haben die Dialekt-Eigenheit, daß sie nie sagen: „ich versichere Ihnen" oder „ich versichere Sie," sondern blos: „ich versichere," z. B. ich versichere, Sie sehen ganz blaß aus, oder eigentlich: „i verßiechere.")

Unsere beredte Dame, deren Rede zuletzt in der durch den Beifall einiger Anwesenden noch gesteigerten Wärme der jedem Wiener inwohnenden enthusiastischen Antipathie gegen Ungarn und Gallizien zuletzt so flüssig wie geschmolzenes Wachs geworden war, wurde bei jenem österreichischen Provinzialismus zu unserem Leidwesen unterbrochen, und zwar durch einen anderen österreichischen Provinzialismus; denn „horschamer Diäner" (gehorsamer Diener), rief uns der Hausknecht des Klosterneuburg'schen Wirthshauses zu, öffnete die Wagenthür und fragte: „Belieben Ew. Gnoden auszusteigen?" — Wir thaten es und eilten in's Kloster.

Die alte Sage von der Stiftung dieses Klosters, daß Leopold der Heilige es an diesem Platze gegründet, weil er hier auf einem Hollunderbusche (auf einer Holerstaude, sagen die Oesterreicher) den verlorenen Schleier seiner Gemahlin, der schönen Markgräfin Agnes, wiedergefunden, mußten auch wir uns, wie alle die Tausende von Reisenden, welche hier alljährlich an die Pforte dieses Klosters anpochen, wieder vorerzählen lassen. Auch mußten wir im Reliquienschatze dieses Klosters ein Stück von jenem Hollunderbusche, ein Endchen jenes Schleiers und einen Theil der Hirnschale, unter deren schützendem Dache der Gedanke der Klosterstiftung ausgebrütet ward, bewundern.

Die Legenden der katholischen Kirche sind wirklich manchmal recht unbegreiflich insipide. Was hat man nicht für Umstände um jenen markgräflichen Schleier gemacht, dessen Verlust doch so sehr unbedeutend und höchst irdischer Natur war. Auf einem Gemälde bemüht sich sogar eine Schaar kleiner Engel, den wiedergefundenen Schleier der Gräfin zurückzubringen. Und deswegen ein Kloster zu stiften? Man begreift es nicht. Ja wenn der Schleier bei unseren christlichen Frauen noch die Bedeutung wie bei den mohamedanischen hätte, die sich beständig vom Kopf bis zu den Füßen darein hüllen, und die bei seinem Verluste ihre halbe Weiblichkeit verloren zu haben glauben können.

Solche Gedanken vergällten uns den Aufenthalt in der Reliquienkammer, und wir verlangten bald, in die prächtige Bibliothek des Klosters geführt zu werden, um doch etwas Vernünftiges zu sehen. Allein leider kamen wir vom Regen in die Traufe. Denn das erste Buch, welches uns hier in die Hände fiel, waren die Chronica Austriae, abgefaßt von Johann Rasch, und die erste Bemerkung, auf die wir bei'm Aufschlagen dieses Buches verfielen, war diese, daß Noah auch einmal Erzherzog von Oesterreich gewesen wäre. Als nämlich die Länder aus den Wogen der Sündfluth wieder hervorgetaucht wären, und er Besitz davon ergriffen hätte, sei er Alleinherr und einziger Regent der ganzen Welt und somit auch Oesterreichs gewesen. Bei näherer Betrachtung dieses merkwürdigen Buches fand ich, daß außerdem auch noch viele andere vor- und nachsündfluthige Ereignisse in Oesterreich darin erzählt waren, von denen andere Geschichtschreiber

nichts berichten. Auch fand sich folgendes Verzeichniß österreichischer Regenten nach Noah darin:

Fürstennamen.	Stand.	Landesname.	Regierte Jahre.	Begräbniß.	Weiber.
Abraham	Heide, Markgraf	zu Aratin	33	Stockerau	Susanne.
Athaim	Heide, Markgraf	zu Aratin	unbekannt	Tuln	Mannaim.
Seman	Jud, Herzog	z. Mitenas	8 Jahr	unbekannt	Salin.

Auf diese Weise waren nicht weniger als 40 heidnische Fürsten aufgeführt, dann mehre jüdische. Darauf hieß es: „Nun folgen wieder heidnische Fürsten in Oesterreich und zwar sieben." Dann kamen die christlichen: Rolantin, Raptan, Amanus 2c., im Ganzen 100 Häupter, welche alle der verrückte Geschichtschreiber in seiner Phantasie taufte, krönte und mit den einem Fürsten gebührenden Ehrenbezeigungen begrub, — bis auf die Babenberger herab, deren 11, und die Habsburger, deren 15 aufgezählt werden.

Der Verfasser dieses, wenn auch nicht in historischer, doch gewiß in psychologischer Hinsicht sehr merkwürdigen Buches war Lehrer zu den Schotten in Wien, und das Interessanteste ist dabei, daß es keinesweges etwa in einem komischen Tone abgefaßt, sondern vollkommen ernstlich gemeint ist. Es ist fleißig durchgeführt und mit der alten, festen, sorgfältigen und gewissenhaften Handschrift der vorigen Jahrhunderte geschrieben. Bei den erzählten Ereignissen sind immer die Jahreszahlen ganz genau beigeschrieben, sowohl wie lange nach Erbauung der Welt, als auch wie lange nach der Sündfluth und in welchem Jahre vor Christi Geburt sich die Sache zugetragen hat; z. B. so:

„Im Jahre 1807 nach Erbauung der Welt, im

151sten Jahre nach der Sündfluth und 2156sten vor Christi Geburt brachte Tuisco aus Armenien ein groß Volk mit sich, Teutsche und Wenden, darunter 25 Grafen und etliche 30 Fürsten."

Auch werden bei einigen der Fürstennamen sorgfältig viele Variationen dieser Namen angeführt, z. B.:

„Im Jahre 2390 nach Erbauung der Welt, 734 nach der Sündfluth lebte der deutsche Hercules, Hercules Alemannicus, auch Hercule, Aergle, Argle, Exele oder Arglen genannt, der „Held mit dem bösen Löwen," den er an einem Ketten mit sich herumgeführt, auch zum Zeichen im Schilde geführet."

Das Ganze ist auch mit Bildern illustrirt und bei jedem Fürsten sein Wappen beigemalt. So führt Abraham z. B. einen goldenen Adler im schräggestellten schwarzen Schilde.

Es frägt sich, ob man noch irgendwo den uns allen inwohnenden Hang, an die Ausgeburten unserer Phantasie steif und fest, wie an Wirklichkeiten, zu glauben, auf eine so eclatante Weise documentirt findet. Gar manche Historiographen haben auf ähnliche Weise an der Verherrlichung des Glanzes und des Alters des alten Hauses Oesterreich gearbeitet, aber keiner ist so weit gegangen wie jener Johannes Rasch. Sollte es wohl möglich sein, daß man zu seiner Zeit (er lebte zu Anfange des 17ten Jahrhunderts) dermaßen von Eitelkeit und Selbsthochachtung umnebelt und umwölkt war, daß sein Buch bei den Zeitgenossen doch einigen Anklang fand?

Uebrigens lehrte uns ein weiteres Umschauen in den

prächtigen Bibliotheksälen dieses Klosters, daß hier noch manches anderweitige interessante Buch zu finden war. Hanfstängel's Lithographien nach den Gemälden aus der Dresdener Bildergalerie, Salt's View of India, Denon's Reise nach Aegypten und viele diesen ähnliche Prachtwerke fehlten nicht.

Die Incunabeln und Manuscripte der Bibliothek waren kürzlich alle in Juchtenleder, das gegen die Würmer gut Stand hält, neu eingebunden worden. Unter ihnen sahen wir schöne alte Missales (Meßbücher) und Breviarien (Auszüge aus der Bibel), eine Prachtausgabe des Plinius, wie sie unsere Zeit mit so unverwüstlichem Papier, mit so geschmackvollem präcisen Drucke, mit einem so bombenfesten schweinsledernen Einbande nicht mehr zu Stande bringt. Die Incunabeln mußten sehr alt sein, denn die Papierzahlen und die Ueberschriften waren noch mit der Feder geschrieben. Plinius, der alte heidnische Weise, saß vorn in buntfarbigem Portrait darin, von einem Heiligenschein das Haupt umgeben, und sein Evangelium wie Johannes schreibend, Beweis genug, wie hoch selbst im Mittelalter die Mönche die classischen Werke der Alten zu schätzen wußten.

Auch manche Manuscripte alter deutscher Dichtungen und Legenden sind noch hier. Ich zog eins davon hervor und fand es von einer Maus angenagt. „Ei, ei, sieh," sagte einer der mich herumführenden Patres, „irgend ein boshaftes Thier hat uns das Buch benagt. Ach! es ist doch undeutlich geschrieben. Ich kann diese alten Lettern nicht lesen und mag's nicht lesen, ich lese lieber Geläufiges, Schöngedrucktes." Dann an's Fenster tretend, tril-

kerte er die Melodie nach, die eben unten auf der Straße von einem Orgeldreher gespielt wurde, und sagte: „Das ist ein hübsches Lied. Es ist aus den Puritanern.“

Ich kramte indeß in dem Mäusefutter weiter und fand noch ein altes bestäubtes Buch. Es hieß: „Vom deutschen Kriege von Hortleder.“ So wird hier in Oesterreich der Krieg Karl's des Fünften gegen die Evangelischen genannt. Es ist genug, den Titel dieses Buches gelesen zu haben, um auch von seinem Inhalte schon einen hinreichenden Geschmack zu bekommen. Er ist zugleich charakteristisch für die Art und Weise der Führung jenes Krieges selbst, sowie für den damaligen Zeitgeist, der diese Kriege wie diese Bücher dictirte. Er lautet: „Vom deutschen Kriege, nebst den Sendbriefen, Berichten, Unterricht, Klage und Supplication, schriftlichen Befehl, Forladungen, Rathschlägen, Bedenken, Entschuldigungen, Protestationen und Recusationen, Repliken, Ablehnungen, Ausführungen, Bündnissen und Gegenbündnissen, Bundsordnungen und Abschieden, Hülfs-, Zu- und Absagebriefen, Fehde- und Verwahrungsbriefen, An- und Friedständen, Schlachten, Bataillen, Gefechten und Scharmützeln, — mit einem Worte von den Ursachen des deutschen Krieges.“ Wird's einem bei diesem Titel nicht schon ganz heilligen-deutsch-römischen-reichsmäßig zu Muthe?

Klosterneuburg, sowie es jetzt dasteht, ist eines der Riesen-Prachtgebäude, die auf Veranlassung des größten Baumeisters, den Oesterreich je auf seinem Throne gesehen, Karl's des Sechsten, gebaut wurde. Es ist in eben dem großartigen Style angelegt, in welchem der Plan zu allen

architektonischen Werken dieses Monarchen entworfen wurde, und, leider oder glücklicherweise? auch wie viele dieser Werke nicht vollendet. Mangel an Geld, der plötzliche Tod Karl's des Sechsten und die ihm nachfolgenden Kriegszeiten unter Maria Theresia verhinderten diese Vollendung, die man später noch oft, ohne zum Ziele zu kommen, versuchte, weil die Gelder nie mehr so reichlich fließen wollten, wie unter der Regierung jenes Herrn. In neuester Zeit ist indeß doch wieder Manches geschehen, — die Bibliothek ist neu, — eine prachtvolle, manches Tausend von Gulden kostende Treppe wurde zu Stande gebracht, — die Ausbauung des großen Marmorsaales ist beendet. Die Aufräumung des Riesensaales, der einstweilen noch so dazuliegen scheint, wie die Arbeiter ihn vor hundert Jahren verlassen, hofft man bald beginnen zu können, wenn nur erst die neue Kirche, die das Kloster einer seiner Gemeinden in der Vorstadt Hitzing bauen muß, fertig ist. Ihre Kosten sind auf 100,000 Gulden angeschlagen, sie wird aber wohl 150,000 Gulden kosten. Das Kloster übt das Patronat über nicht weniger als 25 solcher Kirchen. Die Gemeinden leisten ihm bei'm Bau und bei der Reparatur dieser Kirchen Hand- und Zugrobot. Die Architekten aber, die Maurer, die Zimmerleute und das Material bezahlt das Kloster. „Wie viel Geld kostet uns das nicht Alles! So können wir an den Ausbau unseres eigenen Hauses gar nicht denken," seufzten meine Patres mir vor. Ich sagte: „Ach ja!" und dachte: „Wie viel bringt euch das aber auch nicht ein, ihr Lieben!"

Besonders reich ist Klosterneuburg an Weinbergen,

und sein Wein rinnt aus den Tonnen der Wirthshäuser weit und breit umher. Daher hat es auch unter dem Volke den Beinamen: „zum rinnenden Zapfen," sowie Göttweih wegen des vielen baaren Geldes, das es einnimmt, „zum klingenden Pfennig" genannt wird, und wie die Geistlichen von Mölk die Herren „vom reißenden Metzen" heißen, weil sie so viele gesegnete Getreidefelder besitzen. Das Getreide „reißt gut," heißt nämlich „es giebt gut aus," d. h. „es füllt das Maß." „Zum reißenden Metzen" bedeutet also auf Norddeutsch ungefähr so viel, als „zum vollen Scheffel."

Kaiser Karl der Sechste wollte in Klosterneuburg seine gewöhnliche Sommerwohnung aufschlagen und erbaute das Kloster für sich als ein kaiserliches Lustschloß. Daher findet sich auch wieder neben den Zellen der Stiftsherren eine ganze Reihe brillanter sogenannter „Kaiserzimmer" darin, die nun den Mönchen weiter zu gar keinem Nutzen sind, deren Unterhaltung vielmehr nur eine Last für sie ist. Und eben daher krönte auch wohl jener Kaiser die Spitze der einen Hauptkuppel des Klosters mit einer deutschen Kaiserkrone und die andere mit dem Erzherzogshute. Jene deutsche Kaiserkrone liegt auf der östlichen Kuppel. Sie, sowie auch das gigantische Kissen, auf dem sie ruht, ist aus Eisen und eine treue Nachbildung der ächten deutschen Kaiserkrone in Wien. Sie ist inwendig so geräumig, daß 20 Menschen darin Platz finden, und es sind Balken darin ausgespannt, um dem Ganzen mehr Halt zu geben. Die Edelsteine darin sind große, blau und roth angestrichene Buckeln aus Eisenblech,

in denen sich kleine Fenster oder Thüren befinden, aus denen man die Aussicht genießen kann. Diese Krone ist vielleicht die größte, die je von Schmieden geschmiedet wurde, und sollten die deutschen Völker sich dereinst einmal daran machen, ihren deutschen Kaiserreif zusammenzusetzen, so würde er auch an Größe und Macht alle anderen überragen, und der Mann, der ihn trüge, müßte ein Riese sein, wie dieß Klosterneuburg'sche Gewölbe, das jenen Eisenreif trägt.

Der Erzherzogshut auf dem anderen Gewölbe hat hier einstweilen noch mehr zu bedeuten als die Krone. Denn das Klosterneuburg ist das eigentliche erzherzoglich österreichische Hauptkloster und bewahrt das Original jenes Hutes selber auf oder nennt denselben vielmehr sein eigen. Der Erzherzogshut gehört nämlich, so behaupten die Mönche, nicht dem kaiserlichen Hause, sondern dem Stifte, und wenn die Kaiser sich als Erzherzöge huldigen lassen wollen, so müssen sie das Kloster um Verleihung des Hutes bitten. Denn der Erzherzog Maximilian widmete diesen Hut „ex devotione“ dem heiligen Leopold, dem Schutzheiligen und überirdischen Eigenthümer des Klosters, und legte ihn in der Kirche nieder. Bei einer solchen Verleihung des Hutes zum Zwecke der Erbhuldigung eines neuen Kaisers oder Erzherzogs geht es nach einem altherkömmlichen Ceremoniel so zu:

Zwei kaiserliche Commissarien, gewöhnlich ein Paar große Herren von altem erzherzoglich österreichischen Adel, Grafen Hardeggs, Auerspergs, Schönborns, Trautmannsdorfs oder solche, kommen an einem be-

stimmten Tage in Begleitung eines Cavaleriedetachements in einer sechsspännigen Hofequipage vorgefahren und werden vor der Thüre des Klosters vom ganzen Capitel, den „regierenden Prälaten" an der Spitze, empfangen. Auf dem Hofe des Klosters paradirt dabei die bewaffnete und uniformirte Bürgerschaft der Stadt Klosterneuburg. Nach freundlicher Bewillkommnung der vornehmen Gäste begiebt sich die ganze vereinigte Gesellschaft in die Leopolds-Kapelle, wohnt einem Gottesdienste bei und singt ein Te Deum, wornach sich der regierende Prälat, angethan mit seinem prächtigen Ornate und seinen schönen, goldenen, mit Edelsteinen besetzten Krummstab, den der Reisende in der Schatzkammer bewundert, in der Hand, in den Thronsaal begiebt, den kaiserlichen Commissarien Audienz ertheilt und sie um ihr Begehren befragt. Diese halten dann in altherkömmlichem Styl eine Rede an die „Lieben, Andächtigen und Getreuen," und erklären darin, daß ein neuer Herrscher sich mit der Glorie und den Emblemen der Majestät zu umgeben denke und das Stift daher um den alten Hut bäte. Hierauf erhebt sich der ernste regierende Herr Prälat und erklärt, daß er nichts wisse, was diesem Ansinnen zuwiderlaufe, und daß das ganze Capitel diese allerhöchste Bitte gern und unterthänigst gewähren würde.

Hiermit endigt nun der erste Act dieses hochwichtigen Schauspiels, die Einführung, Bitte und das Zugeständniß, worauf man sich, um Muth und Kraft zu dem zweiten Acte, dem Uebernehmen des Hutes selbst, zu gewinnen, vorläufig

zur Tafel verfügt, wobei dann „der rinnende Zapfen" sich sicherlich nicht karg beweis't und auf das Wohl des alten gesegneten Hauses Oesterreich manches Gläschen füllt und auch leert.

Nach der Tafel schreitet man zur Uebernahme des Hutes und zwar vorläufig erst zu seiner Besichtigung und der Verificirung seiner Aechtheit und Identität in allen Theilen. Die kaiserlichen Commissäre ziehen ein altes Papier hervor, auf welchem der Hut en détail beschrieben ist. Der große blaue Saphir, der oben in der Mitte dieses Hutes sitzt, die schönen Perlen, Rubinen und Smaragden, die um diesen sich rund herum angesetzt haben, jeder Stein, jedes Zobelschwänzchen, Alles wird genau untersucht, verglichen und richtig befunden. Darauf wird der Hut wieder in eine rothlederne Kapsel gepackt, verschlossen und vom Dechanten des Klosters mit Unterstützung zweier Geistlichen die Treppe hinab bis zur Hausthüre getragen.

Hier wird die Kapsel alsdann den kaiserlichen Commissären übergeben, die sie in eine von zwei Maulthieren getragene Sänfte setzen. Dieser Sänfte gehen zwölf Herren von der österreichischen Nobelgarde altadeligen Geschlechts zunächst. Dann folgen die beiden Commissäre in ihrem Wagen, darauf der leere Wagen des Prälaten und hinter diesem ein Theil der Heerde seines Krummstabes, die berittene Bürgergarde von Klosterneuburg mit ihren Trompetern. Die letzteren und der leere Wagen gehen nur bis zum Wiener Schottenthore mit, woselbst dann die Wiener Nationalgarde aufgestellt ist, um die Klosterneuburger abzulösen und den Hut zu seiner Bestimmung

ung weiter zu befördern. Die Rückgabe des Hutes an das Kloster geht ungefähr auf dieselbe Weise, doch etwas weniger umständlich, vor sich.

Unter allen den vielen interessanten Dingen, die es in Klosterneuburg zu beschauen giebt, nehmen auch die vortrefflichen Gobelins aus Arras nicht den letzten Platz ein. Eine derselben ist besonders schön; sie stellt eine Eberjagd vor; eine junge, hübsche Dame ist mit ihrem Pferde gestürzt, und ein wilder, schmuziger Eber dringt eben auf sie ein, um seine krummen Hauer in ihren zarten Leib zu stoßen; Jäger eilen herbei, sie zu retten.

Der Erzherzog Leopold der Heilige ist der Schutzpatron des Erzherzogthums Oesterreich. Nepomuk und Florian werden aber als Nebenpatrone dieses Landes betrachtet. Leopold ist hier begraben. Sonst liegen die anderen Erzherzoge in Mölk, einige auch in anderen Abteien begraben. Die Emailarbeit an dem Grabe Leopold's wird pflichtgemäß von allen Fremden bestaunt, obgleich es da unten so dunkel ist, daß man wenig davon sieht. Die prachtvolle Stukkaturarbeit in der Kirche des Klosters verdient aber in der That die größte Bewunderung; denn ich glaube nicht, daß man in Deutschland noch vieles in dieser Art so Vollkommenes sehen wird. Eine solche luxuriöse Fülle der Formen, eine solche schöne Korrectheit der Zeichnung, eine solche Dauerhaftigkeit der Arbeit, die schon über hundert Jahre steht und aussieht, als wäre sie gestern gemacht, ein solcher Geschmack in der Anlage und Vertheilung der Gruppen, ist in der That einzig und macht den Augustiner-Chorherren von Klosterneu-

burg, wenn sie Antheil an diesem Werke haben, alle mögliche Ehre.

Ich muß gestehen, daß, nachdem ich alle diese Herrlichkeiten eines österreichischen Klosters angeschaut hatte, mir zu Muthe war, als hätte ich an einer großen Tafel zu Mittag gegessen. Zwei Herren, die sich mit mir zur Rückfahrt in den Stellwagen setzten, war es auch ebenso zu Muthe, nur mit dem Unterschiede, daß sie auch in der That und Wirklichkeit getafelt hatten. Sie waren bei'm Prälaten zu Tische gewesen und voll seines Lobes. Unterwegs zeigten sie mir, etwa in der Mitte zwischen Klosterneuburg und Wien, ein Monument, das einer der vorigen Prälaten dort wegen einer ihn nahe bedrohenden Gefahr, der er aber glücklich entgangen war, hatte errichten lassen. Er fuhr eben an dieser Stelle vorüber, als auf der benachbarten Türkenschanze eine Pulverexplosion einige tausend Kanonenkugeln in die Luft schleuderte. Eine dieser Kugeln schlug gerade quer durch das Wagendach des Prälaten, ohne ihn zu beschädigen, und zum ewigen Andenken daran ließ er diese Kugel auf die Spitze einer Säule aufschmieden und eine Inschrift dabei setzen, welche die Bedeutung dieses sonderbaren Monuments erklärte, das mir mehr als alles Andere die große Bedeutenheit des Klosterneuburger Prälaten zu beurkunden schien.

Erklärung des Titelkupfers.

Auf dem Titelkupfer ist unten eine Ansicht von Linz gegeben, während die Randzeichnung vielfach auf das Leben und Treiben auf dem großen Flusse anspielt, der von jener Stadt aus bis zur Türkei hin so sehr die Aufmerksamkeit des in den österreichischen Staaten Reisenden in Anspruch nimmt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

